

JACOB BURCKHARDT
GRIECHISCHE
KULTURGESCHICHTE
DER GRIECHISCHE MENSCH



dt

5

3

GRIECHISCHE KULTURGESCHICHTE

VON

JACOB BURCKHARDT

DRITTER BAND

DER GRIECHISCHE MENSCH

Mit einem Nachwort
zusammengefaßt herausgegeben von
RUDOLF MARX

Mit 50 Abbildungen



ALFRED KRÖNER VERLAG / LEIPZIG

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

Neunter Abschnitt: *Der hellenische Mensch in seiner zeitlichen*

Entwicklung 1

Einleitendes 3

I. Der heroische Mensch 21

II. Der koloniale und agonale Mensch 46

III. Der Mensch des fünften Jahrhunderts 109

IV. Der Mensch des vierten Jahrhunderts bis auf Alexander 172

V. Der hellenistische Mensch 260

Nachwort des Herausgebers 481

Register 522

EINLEITENDES

Über das Physische des griechischen Menschen würden wir nähern Aufschluß vor allem von der bildenden Kunst erwarten. Aber unser Wunsch nach einem solchen wird hier nur bedingt befriedigt; denn die Kunst gibt nicht den Durchschnitt, sondern das Besondere, ideal Gesammelte und Dargestellte; sie beweist nur, was als hoch und herrlich galt, und wie man gerne ausgesehen hätte. Immerhin ist sie auch so schon ein starkes Zeugnis für die Schönheit der Rasse. Eine häßliche Nation hätte sie bloß durch die Sehnsucht nicht hervorbringen können, und das als schön Geltende muß in der Wirklichkeit auch oft vorgekommen sein. Abgesehen von den Gräberfunden, welche wenigstens für eine hohe Normalität der Skelettbildung immer zahlreichere Beweise liefern werden, sind wir nun aber doch hauptsächlich auf literarische Aussagen angewiesen, und da uns Beteurungen der Griechen selbst über ihre Schönheit nicht glaubhaft wären, müssen wir warten, bis ein anderes Volk sich darüber ausspricht. Ein solches Zeugnis, wenn auch erst vom Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr., ist die von O. Müller entdeckte hochwichtige Stelle der Physiognomika des Adamantios (c. 24), an der uns ein getaufter Jude von den damals schon als eine seltene Spezies geltenden Hellenen außer einigem allgemein Geltendem sagt, „sie seien gerade hinlänglich groß gewachsen, fest, weiß von Teint, Hände und Füße seien wohl gebildet, der Kopf mittelgroß, der Hals stark, das Haar braun, zart und sanft gewellt, das Gesicht viereckig (also nicht mandelförmig, sondern mit ziemlich starken Backenknochen); die Lippen seien fein, die Nase gerade, die Augen mit glänzendem, mächtigem Blick; sie seien das schönäugigste Volk der Welt“.

Diese ganz merkwürdige Aussage ist die einzige in ihrer Art; alle andern haben nur partielle Geltung. Sie melden entweder nur, daß innerhalb der Nation einzelne Bevölkerungen, zumal die Ionier, als besonders schön gegolten hätten, oder sie zählen Schönheitsrequisite, d. h. einzelne Züge eines idealen Kanons auf, und zwar gerade als das Ausgezeichnete, nicht als das Durchschnittliche und Nationale, oder endlich sie sind zeitlich relativ, indem sie die Abnahme der Schönheit konstatieren, wie denn z. B. Cicero angibt, bei seinem Aufenthalt in Athen habe es daselbst kaum einige wenige schöne Epheben gegeben. Wichtig aber ist der Standpunkt, welchen der Schönheit gegenüber Aristoteles einnimmt. An einer Stelle, wo niemand es erwarten würde, nämlich in der Politik¹ lehrt er mit derselben Logik, wie er das Gleiche für den Staat lehrt, daß *verschiedene* Typen berechtigt sind: bei der Nase könne neben der schönsten, geraden, auch die etwas einwärts gebogene Form und die Adlerform noch schön sein, wofern die Abweichung ein gewisses Maß nicht überschreite. Auch ist ihm die Schönheit teilweise eine erst erworbene, so daß von einer Doppelschönheit die Rede sein kann, indem z. B. die Kämpfer am Pentathlon sowohl in Hinsicht auf Schnelligkeit als auf Kraft ausgebildet sind, und ebenso ist ihm die Schönheit nach Altersstufen eine verschiedene: neben dem Jünglinge und dem kräftigen Mann kommt sie auch dem Greis zu. — Daß außerhalb der Theorie im Leben von jeher verschiedene Formen für schön angesehen wurden, ist selbstverständlich.

Nun übe die Schönheit nicht nur die höchste Wirkung auf den Griechen, sondern im Gegensatz zur neuern Zeit, die sich bemüht, sie vom ethischen Standpunkte aus als ein höchst hinfalliges Gut zu betrachten, wurde auch die Überzeugung von ihrem Werte ganz allgemein und laut ausgesprochen. Zunächst durfte ganz ungescheut darum gebetet werden. Ein spartanisches Kind, die spätere Gemahlin des Demaratos, wird z. B., weil es häßlich ist,

¹ V, 7.

täglich von seiner Amme in den Tempel der Helena zu Therapie getragen, wo sich die Amme vor das Bild der schönsten Frau hinstellt und fleht, daß die Mißgestalt von ihm möchte genommen werden. Eines Tages erscheint dann eine weibliche Gestalt, streichelt das Haupt des Kindes und verheißt ihm die größte Schönheit von allen Spartanerinnen, die ihm denn auch gleich zu teil wird¹. Ferner kann nach seinem Tode ein schöner Mensch halb-göttliche Ehren genießen, ja seine Schönheit erweckt bei den Feinden eo ipso den Gedanken an einen Halbgott, welchen erlegt zu haben der Sühne bedarf. So erbauen die (doch nur halb-griechischen) Egestaner Philippos dem Krotoniaten, einem Olympioniken² und dem schönsten der Hellenen zu seiner Zeit, nachdem er im offenen Feldstreit gegen sie und die Karthager (um 510) gefallen, um seiner Schönheit willen ein Heröon und bringen ihm Opfer dar³. Auch kommt es vor, daß ein in jugendlicher Schönheit daherstürmender Krieger von den Feinden verschont wird, weil sie in ihm etwas Übermenschliches zu erkennen glauben. Daß man in solchen Fällen national unbefangen ist, lehrt das Herumführen des in der Vorschlacht von Plataä gefallenen persischen Feldherrn Masistios, dessen Leiche alle Griechen wegen ihrer Schönheit sehen wollten⁴. Sogar dem Xerxes wird zugegeben, daß, was Schönheit betraf, unter so vielen Myriaden seines Heeres niemand würdiger war, diese Macht zu besitzen, als er selbst⁵. — Besonders auffällig erscheint uns das unbefangene Lob der eigenen Schönheit: in Xenophons Gastmahl⁶ sagt Kritobulos deutlich und umständlich, wie hoch er dieselbe schätzt; er würde sie nicht um die Macht des Perserkönigs hingeben. Und für Söhne, die zur Herrschaft bestimmt sind, wünscht man vor allem andern ein entsprechendes Äußeres; denn das Erste sei, daß der Körper den Anspruch auf hohe Stellung habe⁷. Gewiß sehr frühe sahen eben die Griechen das Innere des Menschen in seinem Äußern und bildeten sich physio-

¹ Herodot IV, 61. — ² [Olympiasieger]. — ³ Herodot V, 47.⁴ Ebenda IX, 25. — ⁵ Ebenda VII, 187. — ⁶ IV, 10f.⁷ Äolos, Eurip. fragm. 15 (Nauck).

gnomische Voraussetzungen, welche dann zu Überzeugungen wurden. Hierauf beruht die Wissenschaft der Physiognomik, wie wir sie aus Aristoteles kennen¹. Zumal der Zusammenhang der Schönheit mit innerm Adel aber war eine Sache des festesten Glaubens.

Wie fremd *uns* bei alledem die Griechen wären, zeigt sich an der Kleinigkeit des Salbens am ganzen Leibe, welches uns unerträglich sein würde. Andererseits aber gewann ihre äußere Erscheinung auch stark durch die Schönheit der vereinfachten Tracht. Auch das vom Armen um einen halben Obol auf den Tag beim Walker entlehnte Himation saß ohne Zweifel so schön als das des Reichen, wenn der Betreffende es zu tragen mußte.

Hier wäre nun noch ein Wort über die gute *Gesundheit* der Hellenen zu sagen. Daß diese kein leerer Traum ist, sagt uns schon das hohe Alter, das ihrer viele erreicht haben. Merkwürdig ist bei den berühmten Hellenen zumal auch das gänzliche Mangeln der Altersschwäche. Schon Nestor macht dem Alter keine Konzession; besonders aber wurde eine Menge berühmter Dichter und Philosophen sehr alt, und wie bei einzelnen großen italienischen Künstlern stammt bisweilen das Wichtigste, was sie geschaffen, aus ihren letzten Lebensjahren. Sophokles dichtete in diesen seinen Philoktet und seinen Ödipus auf Kolonos und Euripides seine Bakchen; es sind die nämlichen Dichter, die das Alter auf alle Weise bejammern und in den schwärzesten Farben schildern; über sie selbst aber hatte es keinen Griff, so wenig als über manchen der Philosophen, die uns Lucian in den „Makrobioi“ vorführt. Freilich muß auch eine staunenswerte Kraft in der hellenischen Rasse vorhanden gewesen sein, die ihr z. B. ohne Rücksicht auf Erkältung das Unglaublichste zu wagen gestattet. Als Odysseus und Diomedes schweißbedeckt von nächtlicher Fahrt zurückkommen, stürzen sie sich gleich in das Meer, und Nestor (der Greis) stellt sich mit Machaon (dem Feldarzt), als sie verschwitzt

¹ Vgl. Band II, S. 105f.

aus der Schlacht zurückgekehrt sind, zum Schreck aller heutigen Rheumatiker an den Strand, um sich dem Winde auszusetzen. Es ist eine erlaubte Frage, ob überhaupt die Alten für Zugluft empfänglich gewesen seien.

Freilich hielt man nun auch die Rasse mit den gewaltsamen Mitteln einer Welt oben, welche nicht mehr die unsrige werden kann. Vor allem ist hier wieder der Überzeugung zu gedenken, daß nur das Gesunde zu leben verdiene. Vor allem Abnormen besteht bei den Griechen (wie auch den Römern) eine tiefe Angst. Eine Mißgeburt ist nicht nur, wie heute, ein Unglück für die Familie, sondern ein Schrecken, der Versöhnung der Götter heischt, für die ganze Stadt, ja für das Volk. Man sollte also nichts Verstümmeltes aufziehen; schon der Verwachsene tat ja gut, wenn er sich stille hielt, weil er sonst einem Aristophanes in die Hände fallen konnte¹. Aber nach Plato sollten auch kränkliche Leute nicht leben und jedenfalls keine Nachkommenschaft hinterlassen². Von der sonstigen Beschränkung der Volksmenge durch Abtreibung, von der Nullität der Sklavenehen, die jedenfalls massenhafte Kindertötung mit sich brachte, von der Kindertötung der Armen war in diesem Werke früher schon die Rede³.

Hier kommen wir nun auch auf die *Namen* der Griechen. Während der Römer die Person in erster Linie nach ihrem Geschlechte (*gens*) und in zweiter nach dem Zweige des Geschlechts benennt, dem sie angehört, begegnet uns bei ihnen einfach der Eigenname, näher spezialisiert nur durch den Namen des Vaters und des Demos⁴. Die griechischen Namen sind also im Gegensatz zu den römischen *individuell*. In Athen pflegte das Kind den seinen bekanntlich am zehnten Lebensstage zu bekommen, wobei ein Schmaus stattfand. Der erste Sohn mag meist nach dem väterlichen, der zweite nach dem mütterlichen Großvater,

¹ Was das verwachsene Bein im Leben des Agesilaos für eine Rolle spielte, vgl. Plutarch Ages. 1f.

² Vgl. Band II, S. 70f. — ³ Band I, S. 76, 151, II, S. 60f.

⁴ Dieser konnte freilich ein alter Geschlechtsname sein; so heißt Kimon nach einem Demos Lakiadas *Λακιάδης*.

Sache hinein, die für uns eine Pönitenz ist, die aber für die Griechen ein wahres Vergnügen war.

Nun hatten auch andere Völker bedeutungsvolle Namen, z. B. die Perser, von denen bezeugt wird, daß ihre Namen sich auf ihre körperlichen Vorzüge und ihre Prachtliebe bezogen¹. Aber der des Griechen bedeutete in der Regel etwas mehr. Abgesehen davon, daß man in der Namensgebung schlimme Omina zu vermeiden, gute zu wecken suchte, erhielt er durch den verbalen oder adjektivischen Bestandteil, der zu seiner Bildung verwandt wurde, eine aktivische Kraft, und diese Komposita, in deren Hervorbringung die Namensgebung unerschöpflich war, indem Götter, Heroen, Personen und Dinge aller Art in Masse in sie aufgenommen wurden, zeigen große Schönheit. Zeitweise wirkte freilich auch die Mode ein. Z. B. zur Zeit der vornehmen Hippotrophie (des Haltens von Luxusperden) wurden die Namen gerne mit Hippos (Pferd) komponiert, was bekanntlich Aristophanes schön verspottet, indem er seinen Strepsiades erzählen läßt, wie er sein Söhnchen nach dem väterlichen Großvater Pheidonides (Spärling) nennen wollte, der aristokratischen Mutter aber ein Name wie Xanthippos, Charippos, Kallippides im Kopfe steckte, und man sich zuletzt auf Pheidippides einigte². Mit der vollen Demokratie erscheinen dann die vielen an Volksversammlung und Volksrede erinnernden Namen auf -agoras: Aristagoras, Diagoras, Athenagoras und andere und mit -demos: Charidemos, Nikodemos, Demosthenes und andere. Sehr merkwürdige Specialissima sind die ambitiosen, zum Teil geographischen Tendenznamen, welche Themistokles und Kimon ihren Kindern gaben. Die jenes hießen Archeptolis, Mnesiptolema, Italia, Sybaris, Nikomache, Asia; Kimons Söhne: Lakedaimonios, Eleios, Thessalos. — Abgeschmackte Leute mochten auch ihren Sklaven berühmte Namen geben, wie jener bei Lysias erwähnte Mann, der die seinen Musäos und Hesiod nannte³; sonst waren die Sklavennamen für den praktischen Zweck des Rufens meist kurz und vorherrschend

¹ Herodot I, 139. — ² Aristoph. Wolken 60 ff. — ³ Lys. fragm. 67.

Simplicia, teils nach der Heimat, wie Lydos, Syros, Iapyx, teils nach Eigennamen, welche dort vorherrschten, so daß der Phryger Manes oder Midas, der Paphlagonier Tibios hieß. Elegantere Kosenamen kommen etwa bei Zofen der Diadochenhöfe vor. Im ganzen dürften sich vielleicht unter den Weibernamen mehr Simplicia finden als unter denen der Männer.

Auch an Tiernamen war man unerschöpflich, wie denn Xenophon im Kynegetikos siebenundvierzig Hundennamen zur Auswahl gibt, alle zum leichten Rufen nur zweisilbig. Pferdenamen von Olympioniken aus historischer Zeit überliefert Pausanias, der daneben auch die Rosse des Önomas und des Adrastos zu benennen weiß. — Zum Namenluxus gehört auch die Schaffung von zwei oder mehr Namen für eine und dieselbe Örtlichkeit, die man sich aus dem Wechsel der Ansiedler erklären mag, und wobei der ältere Name etwa als der von den Göttern gebrauchte galt.

Von der *Begabung* der Griechen wurde das Wesentliche schon im vierten Abschnitt dieses Werkes gelegentlich ihres Gegensatzes zu den Barbaren berührt¹. So fraglich uns die Mischung ist, aus welcher das Hellenenvolk entstand, so unmöglich wird es sein, das auszuscheiden, worin die *Phönizier* dessen Vorgänger gewesen sind; wir können nie mehr ermitteln, wie weit in den phönizischen Poleis die unvermeidliche Folge freistädtischen Lebens: die Weckung *individueller* Geistes gediehen war. Sonst, gegenüber dem ganzen übrigen alten Orient sind die Griechen wie lauter Geist gegenüber der Materie oder wie lauter freier Geist gegenüber von rassenhaft oder despotisch gebundenem Geist. Indem mit den Poleis eine Menge neuer Mittelpunkte des Lebens geschaffen werden, wird die *Vielheit* ihrer Staaten und ihrer Kulte zur geistigen Freiheit. Mit dem Gefühl der Zusammengehörigkeit und der freundlichen Ausgleichung verbindet sich hier eben frühe ein Höheres: das Schauen und Erkennen des Andern.

¹ Band I, S. 284 ff.

Verschiedenen und doch auch Berechtigten, bald nicht bloß innerhalb, sondern auch außerhalb der Gesamtnation, und es wird hierin eine Bestimmung des Menschen erkannt. Während in der Folge die ganze Judenphantasie sich um *ein* Zentrum, den theokratischen Staat, bewegt, spielt die griechische Anschauung und Bildlichmachung schön an allen Rändern der Dinge. Freilich steht das Individuum fest auf dem Boden seiner besondern Polis, der es hier mehr angehört als so leicht irgendwo sonst. Aber weil im hellenischen Geiste zugleich die Notwendigkeit erwacht ist, über diese Polis hinwegzuschweben, verbindet sich das stärkste Bürgertum mit der frühesten allgemeinen Teilnahme am Weltganzen. — Hiezu kommt nun noch das große plastische Vermögen in Poesie und Kunst. Früh erscheinen dem Griechen die Menschen in ihrer Vielartigkeit merkwürdig und des Gesanges wert; die Schilderung der bewegten leiblichen Erscheinung und der Seelenbewegung ist schon bei Homer vollendet. Die Poesie wird von allem Anfang an zum idealen Weltbilde, und die bildende Kunst schafft die herrlichsten Formen auf dem Gebiete des Sichtbaren.

Wie weit daneben die Griechen nach der *gemütlichen* Seite begrenzt waren, läßt sich fragen. Ihre subjektive *Lyrik*, die uns den wichtigsten Aufschluß geben würde, ist untergegangen; wir besitzen nichts als die Fragmente, in denen sie, wie auch in Epos, Elegie und Epigramm, bisweilen das Süßeste und Herrlichste haben. Aber daneben dringen die Konsequenzen der Polis auf die schrecklichste Vergeudung des Menschenkapitals, auf die förmlichen Ausrottungen, die sie gegen einander verhängen. Über diese dürfen wir wohl klagen, wenn wir die Größe des Verlustes bedenken. Aber hindern darf uns das nicht, dieser Nation, der so unermeßlich viel gegeben ist, das abzugewinnen, was ihr abgewonnen werden kann. Nicht nil, sondern multum admirari heißt es hier¹.

¹ [Nicht „nichts“, sondern „viel bewundern“].

Hier müssen wir auch nochmals der griechischen Sprache gedenken¹. Es könnte dies überflüssig erscheinen nach dem wunderbaren Abschnitte, den Curtius ihr gewidmet hat²; aber auch der außerhalb der Philologie Stehende hat hier Ursache, sich dankbar gegen die Griechen zu äußern. Diese Sprache ist, wie Curtius sagt, „die erste geschichtliche Tat der Hellenen, und diese erste Tat ist eine künstlerische“. Bei keinem Volke trägt der Gedanke eine so reiche, einfache und klare Gestalt. Zumal das Gebäude der Verbalformen ist „ein für alle Zeiten gültiges System der angewandten Logik, deren Verständnis noch heute die volle Kraft eines geübten Denkers in Anspruch nimmt.“ Das Entscheidende dabei ist aber nicht der quantitative Reichtum an Flexionsformen, der tatsächlich ein Luxus sein kann, sondern das glückliche Gleichmaß und die Brauchbarkeit dieses Reichtums.

Dadurch nun, daß zu dem reichen System der verbalen noch das völlig genügende der nominalen Formen kommt, und somit alle Flexionen in großer Vollständigkeit vorhanden sind, ergeben sich für das Griechische im Satzbau die größten Vorteile. Vor allem hört man im ganzen Satze sogleich was zusammengehört ohne mühsame Beihilfe von Umschreibungen, Relativpronominibus usw.; noch eine entfernte Apposition wird gleich durch ihre Kasusendung auf kenntliche Weise demjenigen Satzteil angeeignet, auf welchen sie sich bezieht. Nur im Griechischen sind schöne Parenthesen möglich; denn hier wirken Zwischensätze als kurze Interjektionen verdeutlichend, wo sie in andern Sprachen stören und unterbrechen. Dem Numerus und in der Poesie dem Vers zu Gefallen kann daher der Satz freier und schöner geordnet werden als in andern Sprachen; es ist z. B. zur Vermeidung des Hiatus und zur Erzielung oder Vermeidung von Silbenlänge durch Konsonantenhäufung leicht, die Wörter ohne Schaden für die Deutlichkeit zu versetzen. Die Stellung von Subjekt und Objekt im Satz folgt schon völlig dem Gesetz des höhern Akzentes oder dem Wohlklang.

¹ Über das Griechische als Organ der Philosophie vgl. Band II, S. 356 ff. — ² Griech. Gesch. Band I, S. 16 ff.

Zu den Spezialien des Griechischen gehört dann besonders seine Verwendung der Partizipien, die unendlich vollständiger als im Lateinischen und vollends im Deutschen vorhanden sind. Indem diese in allen Tempora ihre durchgeführten, in Genus und Zahl vollständigen Kasusendungen und dabei doch ihre volle (dem Deutschen fast ganz abhanden gekommene) verbale Kraft haben, vermöge deren sie einen ganzen Nebensatz regieren und an der richtigen Stelle an den Hauptsatz anschließen können, sind sie bald im Anschluß an ein Substantiv, bald absolut gebraucht, weitaus der Haupthebel in der Gliederung des griechischen Satzes. Hiefür kann die erste beste Stelle eines Redners oder Philosophen den Beweis liefern. — Überaus wertvoll für alles abhängig Gesagte ist der Accusativus cum infinitivo, in dem dasselbe durch diese einfachste Schattierung vom übrigen Satze deutlich als abhängig ausgeschieden wird. Man reicht damit darum weit, weil diese Konstruktion auch Genus, Modus und Tempus des Verbums mit angibt; im Deutschen würde sie uns, auch wenn wir sie hätten, wegen unseres Morastes von Hilfsverben nicht viel helfen. Endlich erinnern wir noch daran, wie die Partikeln in Verbindung mit den Modis für alle Schattierungen des Gedankens die adäquate Form möglich machen, und daran, wie sich das Raschere und Leidenschaftlichere im Wesen des Griechen gegenüber dem streng besonnenen und juristisch genauen Römer in der Behandlung der Negationen ausspricht, die, doppelt gesetzt, meist nur stärker verneinen, während im Lateinischen die Verdopplung zur Affirmation wird.

Von der Wortbildung erwähnen wir hier die Leichtigkeit der Komposition, vor allem das leichte Anschließen der Präpositionen vorn an die Worte. Mit solchen verbinden auch das Lateinische und das Deutsche das Verbum; aber wenigstens im letztern dürfen sie ihm wieder davonlaufen, während im Griechischen der Zusammenhang in der Prosa gewahrt bleibt, und fast nur der Vers die ursprüngliche Trennung gestattet. Man denke ferner an die leichte Zusammensetzung eines Wortes aus zwei Begriffen, zumal in komischer Absicht. Und wie hier die Sprache des

Komikers, die in dieser Beziehung vom übrigen Griechisch freilich getrennt zu halten ist, sich in sehr weit getriebenen Möglichkeiten ergeht, so tut dies anderseits auch die Breviloquenz des Äschylos in seinen zusammengesetzten Adjektiven und Substantiven, die oft einen ganzen Satz ersetzen, und die wir auseinanderschrauben und auf zehnerlei Arten neu komponieren müssen, um sie unserer Rede-weise zu nähern; schon der bloße Agamemnon hat deren die Fülle.

Das Schicksal der Sprachen ist ein verschiedenes; aber *einen* großen Vorteil hat jedenfalls eine von dem betreffenden Volke beibehaltene Ursprache; nur sie wird organische Wahrheit haben, während abgeleitete und gemischte Sprachen sich verstümmelt und mit Trümmern von Eigentümlichkeiten und Denkweisen eines fremden Elementes vermengt darstellen; die Völkermischung ist anderweitig oft fruchtbar und segenbringend, aber in Sachen der Sprache gewiß nicht. Während nun aber alle, auch die ärmern Ursprachen, diejenige Bestimmtheit des Baues haben, die uns berechtigt, sie als organisch zu bezeichnen, zeichnen sich einige dadurch aus, daß sie organisch *schön* und *reich* sind, und da deren frühest erhaltene Gestalt die reichste zu sein pflegt, und wir tatsächlich nie das Werden, sondern nur das Abblühen und Abstumpfen kennen lernen, bleibt die *Entstehung* der Sprachen ein freies philosophisches oder auch physiologisches Problem, ein Reich der Hypothesen. Hiebei beweisen aber ärmere Ursprachen deshalb nicht für den Hergang bei den reichern, weil sie nicht bloß par malheur am Reifwerden verhindert worden und so auf einer einfachern Stufe stehen geblieben, sondern a priori auf größere Armut angelegt sind.

War es eine allmähliche Entwicklung, etwa vom Verbum aus oder eine gleichzeitige, mit dem plötzlichen Anschließen von Kristallen vergleichbare? Wille und Kraft zu *einer* bestimmten Entfaltung bis in alles Einzelne hinein muß ja doch potentialiter schon im Keim gelegen haben, so gewiß als der Vogel im Ei. Aber selbst die vorhandene und zwar im ganzen Volke gleichmäßig ver-

breitete Prädisposition und Anlage vorausgesetzt, muß doch vielleicht noch ein besonders bevorzugter Stamm mit einer besonders bevorzugten Hauptfamilie angenommen werden, von welchen dann das ganze Volk sukzessive die vollendeten Formen, weil ihm höchst gemäß und in seinem angeborenen Sinne geschaffen, angenommen hat. Es wird stets überaus schwierig sein, sich den Hergang irgendwie vorstellig zu machen. Man fragt: Wozu dieser enorme Reichtum des Organismus in früher Zeit, da man ihn nach unserm Maßstab noch gar nicht brauchen konnte? Wozu dieses Spiel mit jener Fülle von Formen? Wozu z. B. der Luxus des Dual? Man muß sich in eine Zeit versetzen, da Ohr und Sinn unendlich frisch und fein waren, da die Sprache um ihrer eigenen Wonne willen so reich als möglich, so lebendig als möglich zu sein beehrte. Wäre das Werkzeug erst mit seinem praktischen Gebrauch (im Sinne der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit) entstanden, so hätte es schwerlich seine Gleichartigkeit beim ganzen Volke erreicht. Es würde eine Sprache der Intelligenten und eine Sprache der Stumpfen gegeben haben, und die Sprache würde die Spuren eines so pauvren Ursprungs tragen, namentlich durch kenntlich entlehnte Fremdausdrücke. Überhaupt schafft der Gebrauch die Sprache gewiß nicht, sondern stumpft sie nur ab.

Innerhalb der reichen Ursprachen fragt es sich dann, in welchem Momente sie durch große und dauernde Geisteswerke oder heilige Schriften fixiert werden, und hier pflegen wir zu dem Satze hinzuneigen, daß das Griechische sich literarisch in einer noch sehr günstigen Entwicklungszeit, wesentlich mit Homers Vorgängern und mit ihm selbst fixiert habe; ein solcher Moment der Entwicklung werde dann eben festgehalten. Indes ist der Begriff einer Fixierung durch solche Werke doch etwas präziser zu prüfen. Die populäre Änderung, respektive Korruption der Sprache wäre vielleicht auch durch Homer nicht aufgehalten worden, wenn sie hätte eintreten wollen, wie denn die Vedas trotz ihrem hohen Ansehen schon frühe die stärkste Umwandlung des Altindischen nicht

gehindert haben, und die heutigen Kopten sogar ihre koptischen Ritualien nicht mehr verstehen, und im Grunde handelt es sich bei Homer doch besonders um eine Fixierung in Bezug auf die Betrachtung der Nachwelt. Das Entscheidende liegt vielmehr darin, daß die große Kultur überhaupt in eine Zeit fiel, da die Sprache noch ihren ganzen Reichtum, ihre volle Schönheit besaß. Dies ist nicht eine Sache der Anlage, sondern wesentlich des Glückes. Zu all dem vielen, was wir Germanen gehabt und doch nicht haben festhalten können, gehört, wie das Gotische beweist, der Reichtum der Formen und der reiche Wohlklang, den die Sprache in einer Zeit hatte, die noch keine höhere literarische Fixierung erleben konnte; die mittelhochdeutschen Meisterwerke dagegen sind in einer Sprache verfaßt, die lange nicht mehr die primitiven Vokale besitzt, überhaupt viel mehr eingebüßt hat, und dies war eben bei den Griechen anders.

Nun hat es in einer stumpfern Ursprache einen Jesajas und in einer abgeleiteten Sprache einen Shakespeare gegeben, und diesen mag es genügen, daß sie Höhepunkte des nationalen Vermögens sind. Sagen kann man gewiß auch in diesen Sprachen vieles, aber man kann keine Seite Plato ins Hebräische übersetzen, und ein stumpfes Organ überwinden zu müssen, verlangt schon eine Kraft, welche dann dem direkten Verkehr mit dem Geistigen verloren geht. Bei den Griechen aber kann die Rückwirkung der einmal vorhandenen Sprache auf die Nation gar nicht groß genug gedacht werden; hierin sind sie gegen alle andern Nationen im Vorteil. Wenn von ihnen gar keine andere Kunde als ihre Sprache erhalten wäre, würde dies von psychologischer Seite schon das erstaunlichste Phänomen sein, und der Historiker, der die Gabe des Erstaunens, wie dies seine Pflicht ist, möglichst lang in sich erhält und pflegt, wird angesichts eines so rauschenden Spiels, wie es die griechische Sprache bei Aristophanes mit ihren eigenen Mitteln übt, stets konstatieren müssen, daß hier etwas vorliegt, was gar keine andere Sprache vermocht hat.

Ganz auffallend spät erst löste sich von der Sprache selbst ein Wissen von der Sprache, ein grammatisches Bewußtsein los. Der Sophist Protagoras war der erste, der — und zwar bei Gelegenheit seiner rhetorischen Bestrebungen — die grammatischen Formen: Genera, Genusendungen, Tempora, unterschied; auch erkannte er, wie sich die vier Modalitäten der Aussage: Frage, Antwort, Befehl und Wunsch oder Bitte in den Modis des Verbums ausprägen. Es gab (in Sizilien) um ein Menschenalter früher eine Rhetorik, ehe die ersten Elemente der Grammatik gefunden wurden. Aus dieser so späten Entwicklung des grammatischen Bewußtseins erklärt es sich, daß noch Aristoteles es im 20. und den folgenden Kapiteln der Poetik nötig findet, in einer Theorie der Dichtkunst, die ersten Elemente der Grammatik und Linguistik als Grundlage der Bestimmungen über poetische Diktion zu besprechen, wobei freilich noch manches mangelhaft und in der Erklärung streitig ist. Noch hundert Jahre später hat sich dann die Stoa das Verdienst erworben, die auch zu den Römern übergegangenen, jetzt noch herrschenden grammatischen Termini zu schaffen. Erst sie also ist mit der Grammatik einigermaßen fertig geworden.

Schließlich noch ein Wort über die Dialekte. Das Dasein derselben ist ein Phänomen, das die griechische Sprache mit allen möglichen andern gemein hat. Sie hatte derselben ziemlich viele und stark unter einander abweichende, wie, abgesehen von den literarischen und inschriftlichen Monumenten, die Hauptstelle über ihren Bestand am Beginn von Strabos achtem Buche lehrt. Bei neuern Völkern nun erhebt sich entweder, wie dies im 13. und 14. Jahrhundert der Fall war, eine höfische Sprache zur Sprache der Dichter, oder ein örtlicher Dialekt wird (wie seit dem 14. Jahrhundert das Hochdeutsche) durch günstige Lage und politische Umstände allmählich zur Schriftsprache für die ganze Nation. Die Dialekte leben daneben mit provinzialer Geltung im Munde des Volkes als Patois weiter, daneben etwa auch in der volkstümlichen Predigt und in öffentlichen Aktenstücken usw. Es kommt dann

auch die Zeit, da man sie für eine Unehre hält, und jedermann zur *einen* offiziellen Sprache gehören will, und erst später erfolgt wieder eine absichtliche, aber bloß lokale Pflege derselben, in scherzhafter und gemüthlicher Absicht und sehr beschränkt. Nur in Italien ist ihre wirkliche Vertretung in der Literatur nie ganz ausgestorben.

Bei den Griechen ist es ein Analogon zu einem Stück dieser Entwicklung, daß durch politische Gewalt ein Dialekt von einem andern verdrängt werden konnte. Wenigstens sagt Strabo von den Megarern, daß sie, nachdem die Herakliden ihr Land genommen und die Polis Megara gegründet hätten, aus Ioniern zu Doriern gemacht worden seien¹, und so spricht denn richtig der Megarer in den Acharnern des Aristophanes dorisch. Auch das ist ferner bei ihnen normal und erinnert an die Verbreitung des höfischen Mittelhochdeutschen, daß das sogenannte Episch-Ionische, welches sich lange vor Homer und Hesiod fixiert hatte, bereits vor der Gründung der Kolonien in Kleinasien die Sprache der Bildung und der Poesie war. Zumal Homer muß dann zu sehr in alle Ohren eingedrungen sein, als daß ein Epiker sich von seiner Sprache hätte losmachen können, und diese hat denn auch sicher von früh an ausgleichend gewirkt; ohne das Dasein des Heldengesanges würden die Dialekte sich vielleicht überhaupt viel schroffer und geschiedener behauptet haben.

Den Griechen eigentümlich ist nun aber das Phänomen, daß auch Nichtangehörige eines Dialekts in demselben dichten oder schreiben, wenn die Gründer der betreffenden Gattung demselben angehört haben, und daß die ganze Nation deren einige aus wesentlich ästhetischen Gründen neben einander behauptet und darüber als über ein ästhetisches Element verfügt. So schien das Episch-Ionische dergestalt auf alle Zeit untrennbar mit dem erzählenden Hexameter verschwistert, daß Alexandriner, wie Apollonios von Rhodos, sogar eine mehr als Home-

¹ Strabo IX, 1, 7, p. 393.

rische Sprache affektierten, und gerade die allerspätsten Dichter, wie Nonnos, hierin am meisten taten. Im mehr eigentlich ionischen Dialekte sodann, welcher der der Elegie wurde, ließen sich nicht nur die spartanischen Erzdorer die Gesänge des Tyrtäos gefallen, sondern der dorische Megarer Theognis dichtete seine Distichen in dieser Sprache. Während weiter die subjektive Lyrik sich an das durch epische Elemente gemilderte und veredelte Äolische hält — Anakreon mit seinem Ionisch macht freilich eine Ausnahme — ist überaus merkwürdig das Vorrecht des Dorischen auf die chorische Lyrik, deren sonst im wesentlichen epische Sprache mit einer Menge von Dorismen durchsetzt erscheint; der wichtigste Repräsentant dieser chorisch-dorischen Sprache ist der Thebaner Pindar, welcher derselben seine Popularität in der engern Heimat geopfert haben soll. Das Stärkste aber ist, daß die attische Tragödie in ihren lyrischen Bestandteilen zwar nicht eigentlich dorisch redet, aber doch, weil die chorische Lyrik überwiegend dorischen Ursprungs war, dorisiert, während der iambische Dialog attisch ist. Eine Tradition, die zu stark war, als daß man von ihr hätte abgehen können, wird somit die Veranlassung, daß die Dialekte als eine Sache des Kolorits ästhetisch verwendbar werden; man wird dadurch an die Kombination des dorischen und ionischen Baustils in den Propyläen und andern Gebäuden erinnert; auch für die Dialekte hieß es eben *ἔχω, οὐκ ἔχομαι* (ich habe sie, sie nicht mich). Die Griechen haben sie als ein freies ästhetisches Element verwandt und sind nicht Knechte, sondern Herrn derselben geblieben, und so konnte Theokrit schließlich die epischen Stücke in völlig homerischer Sprache verfassen, die lyrischen und dramatischen ähnlich, doch schon mit zahlreichen Dorismen, die pastoralen, weil er hier das Kostüm des überwiegend dorischen Siziliens festhalten will, rein dorisch und endlich zwei Idylle in der äolischen Sprache des Alkäos und der Sappho. Ähnlich ging es aber auch mit der Prosa. Weil die prosaische Geschichtsdarstellung in dem ionischen Milet ihren Anfang genommen hatte, schrieb nicht nur Hero-

dot von Halikarnaß, sondern auch Akusilaos von Argos in der ionischen Mundart mit ihren gedehnten Endungen, gehäuften Vokalen und weichen Formen, und weil er den Ionier Demokrit bei näherer Bekanntschaft aufs höchste bewunderte, soll dasselbe der Dorer Hippokrates aus Kos getan haben. Während aber diese zwei Schriftsteller dorischen Stammes ionisch schrieben, ist umgekehrt die pythagoreische Literatur ein für allemal dorisch, die einzelnen Verfasser mögen angehören, welchem Stamme sie wollen.

Nur erinnern wollen wir daran, wie schließlich das Attische vermöge seiner zentralen Eigenschaften und seiner großen Repräsentanten für die griechische Bildung bestimmend wurde. Es wird die Hofsprache der Diadochen und die Grundlage des spätern Gemeingriechisch (der *koinē*), und daneben dauert bis in die späte Zeit das Bemühen Einzelner fort, den reinen Attizismus festzuhalten. Die alexandrinische Zeit aber mit ihrer gewaltigen Ausdehnung der grammatischen und stilistischen Studien kam dann besonders auch den Dialekten zu gute. Es entstanden eine Menge Schriften sowohl über die alten Volksdialekte als über die Sprechweise moderner Städte wie Syrakus und Alexandrien.

I.

DER HEROISCHE MENSCH

Neuere gehen bei Taxierung des Wertes der einzelnen Zivilisationen etwa von „Fortschritten“ und „Erfindungen“ aus, wobei dann die Griechen sehr zu kurz kommen. Ägypter und Babylonier sind schon Jahrtausende her sehr fleißige Leute gewesen und haben technische, mechanische, chemische Leistungen der höchsten Art aufzuweisen, bevor sie ihr Tagediebeleben begannen. „In materieller Beziehung haben die Griechen auch nicht eine nennenswerte Erfindung hinterlassen“, sagte Hellwald; „ja auch in ihrer Gedankenwelt und Formenwelt haben sie sich den stärksten vorderasiatischen Einflüssen gar nicht entzogen.“

Es ließe sich auf die letzte Behauptung entgegenen, daß sie eben nur allem ihre *Façon* gegeben haben. Was aber jene „Fortschritte“ betrifft, so ist darüber zweierlei zu sagen. Erstlich ist die Ansicht erweislich falsch, daß sich mit der materiellen Bereicherung und Verfeinerung des Lebens auch der geistige Fortschritt einstelle, indem erst mit der Armut auch die Roheit verschwinde. Hie und da offenbart bei bevorzugten Rassen, auch wenn die materielle Kultur sehr mäßig ist, und der von Hellwald so hoch geschätzte und vom Luxus so sorglich unterschiedene „Komfort“ gänzlich fehlt¹, alles, was von der Seele eines Volkes abhängt, schon die höchste und reichste Schönheit, und nun geht ja über die Geschichte der Nausikaa an Seelenschönheit und Zartheit nichts mehr hinaus. Sodann aber garantiert die materielle Befei-

¹ Vgl. Hellwald, Kulturgeschichte, S. 277.

rung und Verfeinerung des Lebens nicht gegen die Roheit. Diejenigen Klassen, welche mit ihr emporgekommen, sind oft unter luxuriöser Tünche erst recht roh und gemein und die, welche unten bleiben, vollends. Und ferner führt sie mit sich auch die Ausnützung und Erschöpfung der Erdoberfläche, sowie die Vermehrung und Verpöbelung der städtischen Menschheit, d. h. alles, was auf den Untergang hindrängt, auf jenen Zustand, da sich die Welt doch wieder nach „Erfrischung“ durch noch unverbrauchte Naturkräfte, also nach einer neuen „Roheit“ umsieht.

Da wir nun hier die Griechen nicht nach ihrem äußern, materiellen Dasein zu schildern haben, dürfen wir auch die materielle Tradition, die sie von Vorderasien empfangen, glücklicherweise übergehen¹. Überhaupt ist hier nicht von den ersten Anfängen zu sprechen. Vor allem nicht von der hypothetischen allgemeinen Urgeschichte der Menschheit, wovon Lucrez² — wahrscheinlich nach epikureischer Doktrin — ein immerhin lesenswertes Bild gibt, ebenso nicht von den prähistorischen Menschen, den Troglodyten und makedonischen Pfahlbaumenschen, nicht von der vermutlichen Einwanderungsgeschichte und von der Konstruktion des hellenischen Volkes aus ältern Bestandteilen, zumal auch nicht von den verufenen Pelasgern. Da ferner *lebendig* doch nur der mythisch-heroische Mensch überliefert ist, und die archäologische Forschung täglich neue Resultate bringen kann, beschäftigt uns auch die Frage, wer die Herrschenden und Dienenden von Alt-Ilion, Orchomenos, Tiryns, Mykenä waren, hier nicht, und nur kurz wollen wir auch darauf hinweisen, daß die Griechen außerhalb ihres Landes urkundlich waren, bevor sie auf eigene Rechnung in ihrem Lande selbst mythisch sind. Wir denken dabei an die ägyptischen Inschriften des 14. Jahrhunderts, welche die Namen der Dardana (Dardaner), Daanau (Danaer), Tekkra (Teukrer), Akaiuscha (Achäer) usw. als Gefangener der Ägypter enthalten und, wenn die Namendeu-

¹ Vgl. Bd. I, S. 24.

² Lucr. de rer. nat. V, 780, besonders von 1009 an.

tung richtig ist, auf Raubfahrten gegen Ägypten schließen lassen, die, was die Entfernung betrifft, nur an den Wikingszügen ihr Gegenstück haben. Der Heroenmythos trennt diese uralte Welt von der historischen, bald nur wie ein zarter Schleier, bald wie ein dichter, fester Vorhang; wir sehen von jenseits her etwas schimmern oder hören auch nur Waffenklang und Rossestampfen, dumpfen Ruf und Ruderschlag; es ist das alte Tatsächliche, das aber nicht mehr *als solches* zu uns hindurchdringen kann. Und es ist kaum ein Schade drum; die alten Piraten dürften vielmehr froh sein, daß man von ihnen nichts Näheres weiß; es würde kaum erbaulich lauten. Der Vorhang allein macht das Tatsächliche, also Vergängliche, zum Unvergänglichen.

Das Volk, das in der Welt die Griechen hieß, hat nun in den verschiedenen Epochen seines Lebens eine ganz ungemein verschiedene Ausdehnung gehabt, und man hat sich bei ihm immer wieder den stark veränderten geographischen Horizont klar zu machen. So erhebt sich denn auch schon für den Mythos sowohl der vortroischen als der troischen Generation und der Nostoi¹ die Frage nach dem Schauplatze, wobei wir davon absehen wollen, daß das Terrain selbst noch in Wanderung begriffen ist, indem der Hellespont, der Euripus, der Faro von Sizilien ein früher zusammenhängendes Land durchrissen haben sollen, und Lesbos als ein Fragment des Ida, der Ossa als eines des Olymp gilt usw. Als Gaue der Sage kommen natürlich vor allem der Peloponnes mit den westlichen Inseln, Hellas und Thessalien in Betracht; aber auch noch Ätolien ist damals berühmt, und sogar Epirus. Ferner wird ein ansehnlicher Küstenrand in Makedonien und Thrakien als griechisch vorausgesetzt, und die nordwestliche Ecke von Kleinasien nebst Lesbos ist im Mythos hochberühmt. Die Ilias zeigt eine ganz spezielle Kenntnis der ganzen Gegend am Ida; an den dortigen Höfen mögen Homers Vorgänger ihre Lieder gesungen

¹ [Der Heimkehr-Mythen der troischen Helden. Vgl. Bd. I, S. 30].

haben; auch der Weg der Argonauten bis Kolchis ist in den großen, heroischen Mythus aufgenommen und südlich reicht derselbe über das wenigstens durch die späteren Schicksale der Auge und die des Telephos bekannte mythische Pergamos bis an den Berg Sipylos, wo Tantalos, Pelops und Niobe hausen. Dagegen ist ganz Ionien, wo doch Homer lebte und sang, von dem Gesamtmythus wie abgeschnitten, obschon es dort an der ganzen Küste an religiösen Einzelmythen nicht fehlte. Die Bevölkerung muß irgendwie nicht die Kräfte gehabt oder den Moment verpaßt haben, sich in denselben hineinzuflechten, weshalb die von Curtius vertretene Annahme, daß sie schon vor der dorischen Wanderung urgriechisch gewesen sei, uns nicht ganz sicher erscheint. Erst Rhodos ist dann wieder schon von Alters her der Sitz der aus Kreta gekommenen Telchinen, und das Heiligtum der Athene zu Lindos ist von den Danaiden gestiftet; zumal aber folgt nun ganz unvermutet als eine mythenberühmte Gegend Lykien mit seinem alten Apollsdienst, seinen Sagen von Leto, die mit ihren Kindern hier Pflege gefunden, und dem Mythus von Bellerophon und der Chimära. Mythisch hochberühmt sind auch eine Anzahl von Inseln, und besonders wird die Bedeutung Kretas für den Mythus immer merkwürdig sein. Was aber die weiteren Gründungen am Strand von Pamphylien, in Kilikien und auf Zypern betrifft, so werden wir nie mehr in den Prozeß hineinsehen, wodurch sie griechisch waren oder wurden. Wo dann der Mythus nach Phönizien und nach Ägypten züngelt (Andromeda, Busiris, Proteus), ist er nur schön fabelhaft.

Wie bei der kleinasiatischen Südküste, so könnte sich auch im Westen die Frage erheben, wie weit der Mythus uralt, und wie weit er erst ein Reflex der späteren Kolonisation sei; doch ist es meist handgreiflich, daß er erst mit den Kolonisten hinübergewandert ist. Überall fand eben eine doppelte Operation statt, indem einestils die Griechen Sagen von weitgereisten Leuten ihrer Nation, sowie den Wunsch, diese Sagen festzuhalten, besaßen, anderseits die sämtlichen anderen Nationen, wo immer

die hellenische Kultur hinkam, den Mythus als ein wundervolles Produkt aufnahmen und mit demselben zusammenzuhängen wünschten.

Nun ist aber überhaupt alles Lokale mythisch empfunden, und an den Rändern der Welt wird der Dichtung erst recht heimisch zu Mute. Schon an den Halbfabel- und Fabelvölkern: den Lapithen, Kentauren, Pygmäen usw. hat die heroisch-hellenische Menschheit eine aller Wirklichkeit Trotz bietende Bordüre; dann aber kommt das Hyperboreerland mit seiner uns von Sophokles so wunderbar geheimnisvoll geschilderten Gegend, es kommt die von Stesichoros besungene Fahrt des Helios, den der goldene Becher über den Okeanos trägt¹, und wir blicken in eine große, mythische Welt, worauf Erde und Meteorisches in mächtigem, fabulosem Zusammenhange stehen. Jenseits des Okeanos wohnen die Gorgonen, am äußersten Gestade, bei der Nacht, wo die Stimmen der Hesperiden ertönen, und an den Enden der Erde, über diese Stimmen hinaus, steht Atlas und hält mit dem Haupt und den unermüden Händen den Himmel². Der Okeanos überhaupt umgibt die Erde samt dem Meere, in sich selbst zurückströmend; von ihm stammen alle Gewässer: Meere, Flüsse und Brunnen, und zwar erklärte man sich dies wohl durch ein unterirdisches Zuströmen; die Sonne geht in ihm auf und unter, und die Gestirne (wie auch die Götter) baden sich in ihm. Am Okean findet sich Glückliches wie Schreckliches: die Äthiopen, die Kimmerier, das Elysion, die Haine der Persephone und dann wieder, wie gesagt, die Gorgonen, und das Wasser der Styx ist ein Zehntelsabfluß von ihm. Zumal aber sind hier die Inseln der Seligen, auch sie, wie Pindar sagt, von den Lüften des Okeanos umweht³. Die Räume von Dantes Jenseits kann man ausrechnen und abbilden, diese nicht. So besonders auch nicht den Tartaros der Theogonie (721 ff.). Neun Tage und neun

¹ Vgl. Bd. I, S. 369. — ² Hesiod. Theog. 274 ff. 517 ff.

³ Hesiod, Werke und Tage 171. Pind. Ol. II, 129. — Pindar findet es nicht rätlich, sich von Gadeira nach Westen hinauszuwagen. Nem. IV, 111.

Nächte würde ein eherner Amboß brauchen, um von der Erde dorthin zu fallen; er selbst ist von einer ehernen Umfriedung umgeben und um seinen Nacken ist die Nacht ausgegossen; über ihm (wohl wie ein Gewölbe zu denken) wachsen die Wurzeln der Erde und des Meeres und in neblichter Nacht sitzen dort die Titanen gefangen. Auch sind dort die Quellen (also der Ursprung) und Enden der Gē, sowie des Tartaros selbst, des Pontos und des gestirnten Himmels; sie heißen schrecklich, modrig, den Göttern selbst ein Greuel. Und dieser Raum, der ein gewaltiger Schlund ist, ist fortwährend von einem schrecklichen Sturme bewegt, der von allen Seiten kommt, und es steht daselbst das furchtbare Haus der Nacht; davor trägt wiederum Atlas das Himmelsgewölbe, da wo (offenbar an einem Tor des Tartaros) Nacht und Tag, schnell wandelnd, einander anreden, indem sie, die eine hin, der andere her, die große Schwelle überschreiten.

Wenn wir nun die Frage nach Naturell und Handlungsweise des heroischen Menschen stellen, so ist ein Punkt, der uns sofort auffällt, der, daß schon damals das allgemeine Motto für das ganze spätere Griechentum gegeben ist:

„Immer der erste zu sein und vorzustreben den andern“¹.

Dabei ist der Heros keineswegs ein Ideal der Menschheit. All sein Tun und seine Leidenschaft gehen bis an die äußersten Grenzen; seine Idealität liegt in seiner schönen und frischen Erscheinung; dagegen ist er nicht heimgesucht mit Edelmut, sogenannter Würde oder moralischer Vollkommenheit; er stellt die völlig ungebrochene und naive Selbstsucht der menschlichen Natur dar, so unbußfertig als möglich, aber groß und wohlwollend. Der Dichter darf seinen Reichtum auf das Gewaltige bauen. Es gibt bei Homer eine gewisse altfränkische Höflichkeit, aber keine erst aus der Geselligkeit entsprungene Heuchelei², und auch die Tragiker haben sich

¹ Mit dieser Mahnung werden Glaukos und Achill von ihren Vätern in den Krieg gesandt. Ilias VI, 208. XI, 784.

² „Personne ne se respecte“, würde man auf französisch zu diesem Mangel an Faltenwurf sagen.

danach gerichtet und nach Kräften eine naive Welt geschildert, ja, wie z. B. der Aias des Sophokles zeigt, nach dieser Seite noch gesteigert und vertieft.

An seiner idealen Erscheinung benehmen auch Missetaten dem heroischen Menschen nichts, so wenig als Zeus etwas dabei einbüßt, wenn er Agamemnon einen Lügentraum sendet. Es sind freilich sehr starke Stücke, wenn Herakles den Iphitos meuchlings vom Fels hinunterstürzt, oder Odysseus und Diomedes den Dolon, dem sie erst das Leben zugesichert haben, erbarmungslos hinhorden, oder Peleus und Telamon, die Söhne des Äakos, ihren Halbbruder Phokos einzig nur aus Neid töten, weil er sich bei den Wettkämpfen auszeichnete. Aber im ganzen geht das Furchtbarste nicht aus einem besonders hohen Grad von Bosheit oder Grausamkeit hervor; überhaupt hängt es nicht an größtmöglicher, persönlicher Verschuldung, sondern an bestimmten Arten von Taten, welche einen Fluch mit sich führen, ohne Zweifel, weil sie die Rache bestimmter Götter nach sich ziehen können, und dieser Fluch kann deshalb gesühnt werden, weil die Schuld gar nicht sehr groß und die Tat an sich eine Sache entschuldbarer Leidenschaft oder auch bloßes Unglück oder vielleicht gar gerecht und löblich war. Man hat dafür die Zeremonie der Reinigung (Katharsis), meist durch einen Heros, die bei jeder Tötung erfolgen muß: Apoll bedarf ihrer nach der Tötung des Drachen Python; Theseus läßt sich, als er die Räuber und Verbrecher umgebracht (von denen Sinnis allerdings von Seiten des Pittheus mit ihm verwandt ist) durch die Phytaliden am Altar des Zeus Meilichios reinigen, Koribos sogar nach Erlegung des Gespenstes Poine in Delphi¹.

Und nun betrachten wir einmal den homerischen Achill, d. h. diejenige Gestalt, in der uns die eine Hauptseite des heroischen Charakters gerade so klar verkörpert ist, wie die andere es in Odysseus sein dürfte. Dieser Held wird uns in seinem Ringen nach Übermenschlichem,

¹ Pausan. I, 37, 3. 43, 7. II, 31, 11.

wenn nicht nur Aias ohne die Götter groß sein will, sondern Diomedes bei der Verfolgung des Äneas selbst Apoll nicht scheut und erst, nachdem er das vierte Mal „einem Dämon gleich“ angedrungen, zurückweicht, da ihm der Gott schrecklich zuruft: Besinne dich und weiche! Götter und Menschen sind zweierlei¹. Überhaupt aber zeigt sich der Typus des Helden in den Schlachten, im Lager, in der belagerten Stadt in endloser Variation, mit wenigen Gegensätzen, wie Thersites. Wie dem echten, großen Chronikschreiber, z. B. einem Froissart, von dem man nie weiß, ob er auf Seiten der Franzosen oder der Engländer steht, ist er dem Dichter als solcher lieb; daher zeigt dieser keine kenntliche Parteinahme, und am allerwenigsten um des Erfolges willen, der ja bei den Nosten den meisten Siegern übel vergällt wird². Für diese epische Lust am Geschehen ist die Hauptsache, daß es recht heftig zugeht, und dafür hat der Dichter seine stationären Verse, wie

„Laut erhalte daselbst Wehklag' und Frohlocken der Helden.
Morden und Sterben geschah, und es schwamm vom Blute der
Boden³.“

Groß ist sodann die technische Genauigkeit in der Beschreibung der Kämpfe, Hiebe, Waffen, Wunden. Berühmte einzelne Waffen werden im Mythos magisch, als res fatales aufgefaßt, so der in Philoktets Händen befindliche Bogen des Herakles. Mit besonderer Liebe ist vom Bogen des Pandaros die Rede; der des Odysseus wird förmlich zum lebenden Wesen.

Die List ist völlig erlaubt; selbst Arglist und zwar gegen Verbündete wie Philoktet, sobald sie dem Zwecke dient, ist in Odysseus verkörpert. Dieser hat sich in frühern Jahren auch Gift zum Bestreichen der Pfeile holen wollen, solches aber erst nachträglich bekommen, weil derjenige, an den er sich zuerst wandte, die Götter fürchtete. Also man hat bei der Sache zwar ein böses Gewissen, tut sie aber dennoch.

¹ Ilias V, 438.

² Der Erfolg ist eigentlich erst der Gott der neuern Zeitpoesie.

³ Ilias IV, 450 f. VIII, 64 f. u. a. a. O.

Ein Verhältnis zu ihrem Staat haben die Heroen, wenn wir von der spätern Politisierung eines Herakles und Theseus absehen, im ganzen noch nicht; ihre halbgöttliche Natur und ihre Herrschaft verstehen sich noch von selbst, und wenn man je von der Herrschaft vertrieben wird, so geschieht dies nicht durch das Volk, sondern durch andere Erben oder durch Feinde. Zwar erscheint schon in der Ilias die Lagergemeinde etwa einmal bedenklich¹, und wenn auch noch ganz als Poesie, malt doch auch die Odyssee den politischen Zustand von Ithaka. Aber erst die Tragiker bringen mit besonderer Vorliebe politische Zustände ihrer Zeit in die Staaten der Vorzeit. Vollends Euripides politisiert, wo es ihm paßt.

Die Götter haben es in der Gewalt, den Heroen Ruhm zu geben, ja einen Glanz der Persönlichkeit zu verleihen, da auf einmal etwas Übernatürliches aus ihnen herausieht, so daß z. B. Odysseus auf Augenblicke eine göttliche Figur werden kann. Auch der Ruhm bei der Nachwelt aber erscheint bereits als Ziel der Helden. Hektor denkt an die in künftigen Zeiten durch den Hellespont Fahrenden, welche das Denkmal des von ihm zu Erlegenden sehen und dabei den Ruhm des Siegers am Leben erhalten werden; vor einem Kampfe erwägt man, daß jedenfalls der Besiegte den Ruhm des Siegers vermehren werde. Vollends, was Großes geschieht, ist von selber ein Sang den Künftigen.

Bei ihrem vollendeten Sich-gehen-lassen schimpfen sich die homerischen Helden, daß es ein Elend ist, es anzuhören. Nachdem Achill auf Athenes Zureden das Schwert in die Scheide gestoßen, läßt er seinen Worten gegen Agamemnon den freiesten Lauf; hier wird nicht das mindeste aus guter Lebensart heruntergeschluckt oder nobel gegeben, während man dem Gegner ans Leben möchte. Auch im Hohne gegen einen Erlegten zeigt man nicht die mindeste Generosität. Aber wenn die Helden auch leicht sehr heftig aufbrennen, sind sie doch gut-

¹ Die Ilias VII, 161 und VIII, 261 aufgezählten, in den Namen teilweise abweichenden Gruppen von neun Helden scheinen eine Art höchster Aristokratie darzustellen.

mütig und an sich nicht händelsüchtig und können nach dem Schelten gleich wieder freundlich mit einander sein.

Diese Heroen weinen auch wie Kinder, nicht etwa bloß in großen Erkennungsszenen, wie der zwischen Odysseus und Telemach, wo dies sehr am Platze ist, sondern Achill weint aus Zorn, bis Thetis aus der Flut auftaucht und ihn streichelt und fragt. Es liegt in dieser heroischen Zeit im Weinen, oder vielmehr im Sich-ausweinen noch eine Sättigung.

Zu den Naivitäten gehört auch, daß die Helden die Courage verlieren dürfen. Auf den Donner des Zeus hin nehmen die größten Reißaus, selbst Odysseus überhört Diomedes Ruf, dem gefährdeten Nestor zu helfen, und flieht wie die andern zu den hohlen Schiffen, und Agamemnon rät zweimal zur Aufhebung der Belagerung und Flucht in die Heimat, worauf ihn freilich das erste Mal Diomed, das andere Mal Odysseus scharf abkanzelt.

Naiv ist vor allem auch der herzhafte Ausdruck, den das Wünschen und Verlangen in der Heroenwelt findet. Odysseus bei den Phäaken bekennt sich zunächst trotz tiefer Betrübniß deutlich zu seinem Hunger, dem Unverschämtesten, was es gebe; dann aber, so verlangt er dringend, möge man ihn schon morgen in die Heimat senden, und nennt dabei nicht einmal Frau und Sohn als Gegenstände seiner Sehnsucht, sondern seine Habe, seine Knechte und sein hochgewölbtes Haus. Und später, nachdem er die Phäaken mit dem ersten Teil seiner Erzählung ins höchste Erstaunen gesetzt hat, benützt er den Augenblick, um gänzlich unbefangen von ihnen eine reiche Ausstattung mit Geschenken zu erbitten, indem es viel vorteilhafter sei, mit vollerer Hand heimzukehren. Das Höchste und Lieblichste von Naivität aber stellt Nausikaa dar, welche nicht bloß den verwandelten Odysseus bewundert, sondern auch in aller Unschuld den Wunsch ausspricht, einen solchen Gemahl zu haben, und auch Alkinoos möchte gerne einen solchen Schwiegersohn haben, „einen, wie du bist, gleichgesinnt mit mir.

Ich gäbe ihm Haus und Habe¹. Hier ist dasjenige Wünschen, das nicht in Erfüllung geht, noch nicht gegen das Gesetz der Poetik.

Davon, daß vom bevorstehenden Tode alter Leute offen gesprochen werden darf, ist in diesem Werke schon früher die Rede gewesen²; diese Freiheit hat — abgesehen davon, daß die Moira ja doch weder früher noch später kommt, als sie will — ihren Grund darin, daß noch keine optimistische Heuchelei die Taxation des Lebens beherrscht. Und auf der Abwesenheit der Heuchelei beruht teilweise auch das Selbstlob, welches damals mit dem edelsten Zartgeföhle verträglich ist. Nicht nur darf ein Odysseus offen sagen, was er für ein Schütze sei, weit der beste unter denen, die jetzt auf der Welt Brot essen, ausgenommen Philoktet, „denn mit den frühern (Herakles, Eurytos usw.) begehre ich mich nicht zu messen³“, sondern man braucht sich überhaupt noch nicht aus „Bescheidenheit“ schlechter zu machen als der Erste Beste.

Die *Wahrheitsliebe* wird gelegentlich sehr geröhmt, möchte aber in praxi nie eine speziell griechische Tugend gewesen sein. Dagegen möchten wir noch an die *Reinheit*, nicht sowohl der Sitte nach sogenannten Moralbegriffen, als der Darstellung erinnern. Nausikaa badet mit ihren Mädchen; es wird aber kein Wort davon gesagt, wie sie sich im Bade ausnahm.

Trotzdem das Zeitalter durchaus kein goldenes ist, und trotz alles Vorherrschens des Bösen und des Unglücks ist nun über das heroische Dasein eine allgemeine Idealität gebreitet, und man wird ewig eine Nation beneiden, deren tägliches Phantasiebild des Vergangenen so aussah, wie diese Welt Homers. Es ist freilich eine „unnütze Welt“, in welcher sehr bezeichnend, wenn wir von Bildern des Dichters absehen, der Bauer nirgends vor-

¹ Odyssee VI, 239 ff. VII, 311 ff. — ² Band II, S. 41.

³ Odyssee VIII, 215 ff. — Auch lese man, mit welchen Worten Epeios Ilias XXIII, 667 bei den Patroklosspielen schon vor dem Wettkampf den Preis für sich fordert.

aufbewahrten und von jenem allerbesten zu Ismaros, welchen der einzig gerettete Apollspriester Maron ihm schenkte, von dem erzählt wird, daß niemand von den Knechten und Mägden im Hause um ihn wußte, sondern nur Maron und seine Gattin und eine einzige Schaffnerin; und ein einziger Becher, unter das Zwanzigfache von Wasser gemischt, genügte, damit ein Duft aus dem Mischkrug aufstieg, so süß und göttlich, daß nichts davon zu bekommen ein Schmerz war¹. Kommt dann aber gar zu den Genüssen des Mundes noch der Sänger, dem die Gäste, der Reihe nach sitzend, lauschen, so gilt dies als die lieblichste Erfüllung des Wunsches, die man sich denken kann. — Eine Ausnahmstellung nimmt nun noch das Phäakenleben ein, das sich um einen guten Grad höher und herrlicher darstellt, wenn auch sein Gesamtbild fühlbar fabelhafter ist als das der Höfe von Pylos und Lakedämon.

Gegen das Banausische, wogegen Hesiod keinen Widerwillen hat², wird von dieser heroischen Welt aus einstweilen gelegentlich protestiert, indem der Phäake Euryalos den kaufmännischen Seefahrer, dessen Auge auf die Waren und den gierigen Gewinn gerichtet ist, gering-schätzig dem in Wettkämpfen erfahrenen Manne gegenüberstellt³, und ein stärkerer Gegensatz läßt sich allerdings nicht denken als der zwischen dem Banausen und derjenigen Denkweise, die es darauf ankommen läßt, ob man sterbend dem Feinde Siegesruhm verschafft oder siegend von ihm solchen gewinnt. Dabei aber schadet es der Idealität der heroischen Menschen nichts, wenn sie alles können. Laertes gärtner, Achill schneidet seinen Gästen das Fleisch vor, Odysseus baut sein Floß selber und rühmt sich auch kleiner Dinge: „An Kunst auf-zuwarten“, sagt er zu Eumäos, „wird sich nicht leicht ein Anderer mit mir messen, das Brennholz wohl zu schichten und Scheiter zu spalten, zu zerlegen und zu braten und Wein zu schenken“⁴. Daher benimmt auch

¹ Odyssee II, 341 ff. IX, 196 ff. — ² Vgl. Band II, S. 193 f.

³ Odyssee VIII, 159 ff. — ⁴ Odyssee XV, 321 f.

tugendhafte und zuverlässige Mensch kat exochen. Agamemnon hatte bei der Abfahrt nach Troia einen solchen bestellt, um die Gattin zu schützen und zu bewachen. Diesen schleppte Ägisth nach einer öden Insel, tötete ihn dort und ließ ihn den Vögeln zur Beute. Klytämnestra aber sank erst in die Hände des Verführers, als sie von dieser höhern ethischen Macht verlassen war¹. Im achten Buche der Odyssee tritt denn auch Demodokos, nachdem er erst herrlich introduziert worden ist, nicht weniger als dreimal auf. Auf Ithaka aber wehrt sich Telemachos laut für den Sänger Phemios, da die Mutter es ihm verbieten will, die Rückfahrten der Helden zu besingen. Zeus ist es ja, der den Menschen das Unheil sendet, dem Sänger aber soll man nicht grollen, wenn er gerade *dieses* Lied singt, denn den neuesten Stoff lieben die Menschen am meisten². In diesem Zeitalter ergötzt noch der Sänger als Mythenerzähler das vornehme Gelage, während im folgenden das vornehme Symposion die Elegie schafft.

Mit dem Namen Heros wird, selbst wenn er Diener eines einzelnen ist, auch der Herold geehrt, z. B. Mulios, der dulichische Herold, welcher den Freiern den Wein mischt und verteilt und ein Diener des Amphinomos heißt. Aber Sänger und Herold an diesen Höfen mochten einander ziemlich genau kennen und stellenweise auch als Spaßmacher fungieren. Beim Freiermord, wo auf Telemachs Fürwort außer dem Sänger auch dem Herold Medon das Leben geschenkt wird, legt Homer mit einer gewissen Schadenfreude einen kenntlichen komischen Akzent auf den letztern; derselbe kriecht unter dem Stuhl aus einer Rindshaut hervor, umfaßt Telemachs Kniee und wird von dem „lächelnden“ Odysseus begnadigt. Der Dichter will deutlich feststellen, daß zwischen Sängern und bloßen Herolden doch noch ein Unterschied sei.

Während der Mantis, der Arzt, der Bauhandwerker und der Aöde gerufen werden, erscheint der Bettler ungerufen.

¹ Odyssee III, 267 ff. — ² Odyssee I, 325 ff.

Er ist offenbar ebenfalls eine konstante Figur der heroischen Zeit, sonst könnten nicht die Gegensätze des schlechten und bösen und des guten Bettlers in Iros und Odysseus so vollkommen wahr und selbstverständlich gegeben sein. Mit dem guten hat der Dichter wahrscheinlich daher Sympathie, weil sein eigener Stand oft an den des Bettlers grenzte. So malt er denn den Odysseus in dieser Maske mit großer Vorliebe und höchst vortrefflich. Hesiod dagegen hat mit ihnen schon lange nicht so viele Sympathie; er konstatiert unter ihnen den gleichen gegenseitigen Neid wie bei den andern Ständen.

Wunderbar stellen sich die mythischen Frauen: Nausikaa, Penelope und in zweiter Linie eine Arete, Antikleia und Eurykleia bei Homer dar, viel edler als seine Göttinnen. Wie sind den spätern Griechen solche Gestalten, außer wo sie, wie Antigone und die aulische Iphigenie, als Geschenk des Mythos zu betrachten sind, so ganz abhanden gekommen! Nausikaa, wie sie uns im sechsten Buche der Odyssee entgegentritt, ist das Höchste, was man sich an Anmut und freier Naivität denken kann, von einer unsagbaren Lieblichkeit¹. Und neben ihr steht nun diese Mutter, an Würde und Bedeutung ihrem Gatten Alkinoos gleich, so daß der Bittflehende sich zuerst an sie wenden muß, eine Königin, welche schlichtet und richtet. Die Vereinigung von Anmut und Beständigkeit ist dann das Höchste in Penelope. Gleichwohl werden ihr vom Dichter einige herbe Worte des Sohnes nicht erspart. Gleich anfangs nimmt derselbe sehr nachdrücklich das Vorrecht der Rede für die Männer und insbesondere für sich, den Herrn des Hauses, in Anspruch. Sie staunt, beherztigt und geht; droben aber weint sie, bis Athene sie in Schlummer versenkt. Und dasselbe wiederholt sich, als sie gebietet, Odysseus zum Schusse kommen zu lassen; auch über den Bogen will Telemach allein entscheiden und schickt sie mit den nämlichen Worten ins Ober-

¹ Die anmutige Lösung, wonach Nausikaa später den Telemachos heiratet, fand sich doch schon bei Hellanikos und Aristoteles. Eustath. Od. p. 1796. In Telemach träte gewissermaßen Odysseus wieder auf, nur diesmal jugendlich.

gemach zu den Mägden, und auch jetzt gehorcht sie schweigend und weint droben wieder¹. — Neben den übrigen Frauen findet sich dann die herrlich wehmütige Schattengestalt der Mutter des Odysseus, Antikleia, und endlich das Urbild der treuen Dienerin, die ehrwürdige Eurykleia².

In einem eigentümlichen Glanze, ganz exzeptionell, steht die homerische Helena da, wesentlich willenlos, dabei aber von höchster Anmut. Sie ist eigentlich das unschuldige Opfer Aphrodites, und ihre Liebe zu Paris eine von dieser gesandte Atē³. Weil sie sich rein objektiv ihrem Schicksal hingegen fühlte, ist sie imstande, in ihr Gewebe die Schlachten hineinzuwirken, welche Troer und Achäer um sie kämpften. Beim Besuch Telemachs in Lakedämon führt sie sich, von Schönheit strahlend, gleich ganz anders ein als Penelope, und ihre Klage über das, was um sie geschehen, „als ihr Achäer, wegen meiner, der Schamlosen, vor Troia kamet“, hat vor lauter Unbefangenheit beinahe etwas Freches; auch scheut sie sich nicht, Telemach und Menelaos das Komische aus der Belagerungszeit zu erzählen; aber daneben hat sie auch ein gramstillendes Heilmittel, und zuletzt kommt gar der Geist der Weissagung über sie⁴. Man merkt es in der Odyssee noch durch, daß sie eine ehemalige Göttin ist, während Penelope und Nausikaa dies nicht sind.

Die Chryseis und Briseis der Ilias sind nur Sachen; immerhin ist zu beachten, daß Agamemnon bei der Rückgabe der Briseis schwören muß, sie nicht berührt

¹ Odyssee I, 356 ff., XXI, 344 ff.

² Schaffnerin und Amme mochten etwa in einer Person verbunden sein. So stellt sich Demeter im homerischen Hymnus (101 ff.) bei Keleos als eine Alte dar, welche selbst keine Kinder hat, „wie die Ammen der Kinder bei den Königen und die Schaffnerinnen in den hallenden Gemächern sind“, und nachher (138 ff.) wünscht sie, in einem Hause zu verrichten, was die Arbeiten einer betagten Frau sind: ein Kind in den Armen zu tragen und wohl zu besorgen, im Hause die Augen offen zu haben, das Lager der Herrschaft zu bereiten und die Mägde in den Frauenarbeiten zu unterrichten. — ³ [Verblendung].

⁴ Ilias III, 126 ff., Odyssee IV, 120 ff., XV, 172 f.

zu haben. — Das Furchtbare im Weib zu entwickeln und zu motivieren, blieb der Tragödie vorbehalten, welche die herzlose Zauberin Medea und den Phädratypus ausgestaltet hat, erzählt aber hatte es schon der Mythus, und den eigentlichen Scheidebrief, den Bruch mit der ältern Anschauung findet man im Unterweltsbuch der Odyssee¹ in Agamemnon's Wort, daß Klytämnestra Schmach auch auf die künftigen Frauen gebracht habe, und wenn eine sich auch auf schöne Frauenarbeiten verstehe, und ferner in dessen allgemeiner Warnung, nie das völlige Vertrauen wegzugeben, wenn schon Penelope anders und besser sei, sowie in dem Rat, Odysseus möge immerhin auf Ithaka heimlich anlanden, da man den Frauen nicht mehr trauen könne; und in der Tat prüft dieser dann die Gattin sehr.

Was bei den Griechen fehlt, ist einerseits eine Semiramis, d. h. eine große Göttin-Königin, in welcher etwa Aphrodite gelebt hätte, wie in Semiramis Mylitta-Astarte; denn bei Helena reicht es dazu nicht. Vielleicht hätten sie eine solche Gestalt, wenn sie einen Einheitsstaat gehabt hätten. Andererseits fehlt aber auch das rettende nationale Heldenweib, eine Mirjam, Jael, Debora, Judith, Esther; ja es fehlt trotz Medea, Klytämnestra, Eriphyle usw. die schreckliche Herrscherin: eine Isabel und Athalia, und zwar darum, weil auch der Mann als Heros, nicht als Herrscher auftritt. Dafür haben die Griechen die viragines Atalante und Hippodameia, und es wird bei ihnen der Amazonencharakter und bald auch der der Verräterin, der Tarpejacharakter ausgebildet.

Das Gesamtbild der heroischen Welt aber war ein so glänzendes, daß man sich vorbehalten konnte, wenigstens ein Teil der Heroen, namentlich der vor Ilion gewesenen, sei überhaupt nicht gestorben, sondern habe von Zeus an den Rändern der Welt, auf den Inseln der Seligen Wohnsitze erhalten. Dies ist die Anschauung, die sich in den Werken und Tagen² ausspricht; auf die Heroen folgt daselbst aber alsbald das fünfte Geschlecht und mit diesem die heftigste Prinzipklärung des griechischen

¹ XI, 433 f. — ² Vers 166 ff.

Pessimismus, so daß die heroischen Vorgänger schon dadurch trotz aller auch bei ihnen geschehenen Gewalttat und allen Jammers in eine Goldwolke zurücktreten. Für uns sind diese Gestalten, trotzdem sie mythisch sind, im höchsten Sinne historisch; sie zeigen uns Metastasen der hellenischen Gefühlsweise, die wir sonst nicht kennen würden.

In eine andere als die mythische Welt werden wir mit Absicht durch die Bilder der Ilias versetzt. Hier werden uns Jagden und andere Szenen aus dem Tierleben, Phänomene des Wetters und des Meeres, bäurische Tätigkeiten, auch etwa Erscheinungen aus dem Pflanzenleben, nur beinahe nirgends städtische Beschäftigungen vor Augen geführt, und die Hörenden und Sehenden sind Hirten und Landleute. Wundervoll lebendig ist z. B. dargestellt, wie im Gehöfte die Hunde unruhig werden, wenn fern ein mächtiges Tier, dem bereits Hunde und Jäger folgen, durch den Wald bricht, und höchst realistisch läßt der Dichter den Löwen in die Herde fallen. Groß und prächtig ist auch das Bild von den Schakalen, die den vom Jäger verwundeten Hirsch zerreißen, aber vom Löwen gestört werden. Als Bild aus dem bäurischen Leben bietet sich das Ackerfahren mit Maultieren, welche es besser als Stiere machen, ferner die von zwei Seiten gegeneinander rückenden Schnitter, der hungrige Holzfäller im Walde, die beiden über ihre Ackergrenze streitenden Landleute, der Wolle tragende Hirt; nur die um Lohn Wolle spinnende und ihr Gewicht wägende Frau gehört vielleicht in die Stadt. Einmal wird auch aus dem Kriegsleben ein Bild genommen, indem das Feuer, das vom Haupte des zur Rache stürmenden Achill strahlt, mit den Notfeuersignalen einer belagerten Inselstadt verglichen wird.

Die allgemeine Vorstellung von diesem nachmythischen Leben ergänzen im Epos als früheste Genrebilder am ausführlichsten die Darstellungen der beiden Schilder, der im achtzehnten Buch der Ilias¹ beschriebene und der

¹ Vers 478—608.

Heraklesschild der nachhesiodischen Dichtung; letztere kommt, obschon angenommen wird, daß sie kaum lange vor 600 v. Chr. entstanden sei, für uns deshalb in Betracht, weil sie noch den Gesichtskreis der alten Zeit innehält. Zunächst also das Wunderwerk des Achilleusschildes. In seiner Mitte findet sich die Erde, das Meer und die Gestirne, dann ringsum, konzentrisch in Streifen zu denken: die glückliche Stadt mit Hochzeitszügen und mit dem Rechtshandel auf der Agora; sodann die belagerte Stadt, der Hinterhalt draußen, die Schlacht, die sich beim Überfall der Herden entspinnt, die Kriegsgötter und Kēren¹, die sich ihre Beute holen; weiterhin das Ackerfeld, das Feld mit den Schnittern, der Weinberg mit Weinlese, Gesang und Tanz, die von Löwen angefallene Rinderherde und die in der Talschlucht weidenden Schafe, endlich der herrlich gestaltete doppelte Tanzreigen und die Gaukler. Und dieses ganze „Welt“bild, in welchem die wohltuenden Züge des Volkslebens ihre Vollendung gefunden haben, umströmt der Okeanos.

Bei Hesiod stellt sich die Kunstblichkeit der Technik sowohl in der Einleitung als bei einzelnen Bildern viel deutlicher dar, und als ein besonderes Wunderwerk kommt der getrennt vom Bilde schwebende Perseus hinzu. Um das Zentrum mit der Darstellung eines fürchterlichen Drachen legen sich auf den Streifen erst Kampfszenen ohne bestimmten Inhalt, darauf zwölf Schlangenköpfe, Kämpfe von Ebern und Löwen, ein Lapithen- und Kentaurenkampf mit Ares und Athene, die Götter mit dem spielenden Apoll und den singenden Musen, ein Seehafen mit Delphinen und einem Fischer, und jener von den Gorgonen verfolgte Perseus; sodann offenbar aus Homer die belagerte Stadt, die aber sehr viel heftiger belebt ist, wie auch die Kēren viel mehr ausgemalt sind als dort, weiter die glückliche Stadt mit Brautzug, Tanz, Gesang, Gelage und dem Treiben der Bürger vor den Mauern; wobei dem Leser Rossetummeln, Ackern, Ernten, Weinlese (diese wieder umständlicher als bei Homer), Faust-

¹ [Schicksalsgöttinnen].

und Ringkampf, Hasenjagd und als Beweis der relativ späten Abfassung in ziemlich breiter Ausführung ein Wagenrennen mit einem Dreifuß als Preis vor Augen geführt wird. Hier spricht das agonale Zeitalter schon ganz deutlich zu uns.

Was bei diesen Schilderungen gänzlich fehlt, ist das Gewerbe. Dafür hat der Ackerbau und das Landleben, zumal bei Homer, edle und heitere Züge und trägt auch den Charakter der Wohligkeit: die Hirten blasen auf der Syrinx; den Ackernden reicht jedesmal am Ende der Furche ein Mann Wein; bei den Schnittern sieht der König mit seinem Herrscherstabe still und herzerfreut zu, während unter der Eiche schon Herolde den Stier zum Mahle opfern; vollends Weinlese und Reigen sind von der größten Schönheit, während bei Hesiod die erstere viel kälter gegeben, der letztere mit wenigen Worten angedeutet ist. — Solche genreartige Darstellungen seines Lebens hat nicht jedes Volk so schön hinterlassen. Freilich gibt es Ägyptisches dieser Art in den Gräbern von Beni-Hassan. Auch hier wird auf den Gütern der Personen königlichen Geblüts, welche dort bestattet sind, gesäet und gepflügt, aber alles präzis und ganz, als ob es so sein müßte. Bei Homer ist alles, als ob man es so wollte; an der Stelle der Genauigkeit finden wir bei den Hellenen Freude und Freiheit.

So sind diese Schilde einfache, typische Zusammenfassungen eines noch immer idealen Daseins, kunstgewordene Träume des damaligen Menschen.

Eine andere Existenz als die des homerischen Menschen ergeben, ganz abgesehen von der düstern Einleitung, schon die Lehren der hesiodischen Werke und Tage¹.

Nun kommt noch ganz spät, geschmückt mit allen Gaben hoher mythischer Anschauung, der Spätling unter den heroischen Menschen, der Messenier Aristomenes. Eine wesentlich odysseische Natur, hat er nicht bloß zu kämpfen, sondern hauptsächlich auch mit seiner Haupt-

¹ Über sie vgl. Band II, S. 193 ff.

eigenschaft, daß er auf die Dauer nicht gefangen zu halten ist und gerettet wird, wo jeder verloren wäre, die Spartaner zu ärgern. Dabei ist er die symbolische Gestalt eines bereits hoffnungslos kämpfenden, aber nicht zur Knechtschaft, sondern zur Auswanderung bestimmten Volkes, eine Phantasiefigur, die offenbar nicht bloß bei den Ausgewanderten fortlebte, sondern zum Verdruß der Spartaner im Volksmunde der unterworfenen, helotisierten Messenier.

Schließlich ist hier noch ein Wort über eine sehr wichtige Seite des Urgriechen, nämlich über den piratischen Menschen zu sagen. Überall, wo Küsten und Inseln sind, bei den Völkern aller Rassen meldet sich der Seeräuber frühe und ist oft bis heute nicht zu vertreiben. Wenn bei unsern großen Kulturvölkern auch nur eine kurze Zeit alles drunter und drüber gehen sollte, wäre er auf unsern Meeren wieder da und sehr furchtbar; denn es ist einladend und für Bevölkerungen etwa sehr fischarmer felsiger Gestade förmlich gegeben, daß sie irgendwo in Ackerbaugegenden Überfälle machen und Korn, Tiere, ja auch Menschen holen. So taten die Kilikier usw. in den letzten Jahrhunderten der römischen Republik und die Normannen im frühen Mittelalter. Zumal der Archipel aber war gewiß von frühe an für die Piraterie wie geschaffen. Darbende beraubten die Arbeitenden und diese wohnten daher gern im Binnenland und befestigten sich da. Nach Thukydides waren die meisten alten Städte von der Küste entfernt angelegt; an dieser hatten sie alle ihren Hafenplatz. Der größte Typus des Piraten ist nun schon im Mythos Odysseus, ja die Odyssee hat von Anfang bis zu Ende den Seeraub zur Voraussetzung, und schon raubt man Reichtümer zusammen, um damit Figur in der Welt zu machen. Auch bleiben „Poseidonssöhne“ des Mythos, d. h. Seeräuberhauptleute bisweilen in der beraubten Gegend, heiraten die Tochter eines dortigen Königs und werden griechische Fürsten, deren Polis dann als ihre Gründung gilt, ganz wie es im Mittelalter dieser und jener Normanne hielt. Später, zur Zeit der schon aus-

II.

DER KOLONIALE UND AGONALE MENSCH

Als das koloniale und agonale Zeitalter bezeichnen wir die ganze Zeit vom Abschluß der dorischen Wanderung bis fast zum Ende des 6. Jahrhunderts, also die Zeit, die man gewissermaßen ein griechisches Mittelalter nennen könnte. Diese Einteilung ist, wie jede Einteilung, willkürlich, kann uns aber als Notbehelf dienen, da wir uns einmal, so gut wir können, einzurichten und die Bezeichnungen a potiori zu wählen haben.

Die Lage der Nation ist in dieser Zeit durch zwei große Veränderungen bedingt, und das sind die dorische Wanderung und die Kolonisation. Die dorische Wanderung, in der wir im Grunde den letzten Nostos (nur nicht von Ilion) erblicken können, schafft nicht nur definitive Sitze, auf welchen dann die bleibende Kultur errichtet wird, sondern sie vor allem schafft die Polis, d. h. die seitherige Gestalt dieser Sitze, und zwar führen hier verschiedene Ursachen zu dem gleichen Organismus, sowohl die Eroberung selbst als (wie in Athen) die Gegenwehr gegen sie, als (wie in Ionien) das Entweichen vor ihr. Nachdem dann aber diese Polis sich drei Jahrhunderte hindurch dahin entwickelt hat, daß zahlreiche vom Besitz ausgeschlossene Volksteile entstanden sind, wird dies der Hauptantrieb zur zweiten Veränderung: der Koloniaussendung.

Mit der Wanderung setzen sich Gegensätze fest, welche dann, im großen genommen, nie mehr ausgeglichen worden sind. *Dorer* sind erobernde, zu Lande eingedrungene Staatengründer, stark genug, sich wenigstens im Süden des Peloponnes nicht achaisieren zu lassen.

Ionier sind Flüchtlinge über Meer, welche dort Stadtgebiete erwerben, — mögen sie die betreffenden Städte, ein Ephesos, Milet und andere, schon vorgefunden oder erst erbaut haben. Zur See sind sie gekommen und maritim werden sie leben, und demselben Leben scheinen auch diejenigen peloponnesischen Dorer anheimgefallen zu sein, welche die Süd-Westecke von Kleinasien besetzten¹. Im griechischen Mutterland aber nehmen die aus Epirus gekommenen Thessaler Thessalien; die von ihnen verdrängten Arnäer ziehen nach Süden, überwinden die Kadmeier und die orchomenischen Minyer und werden Bötier; Ätoler gewinnen Elis; Achäer aus dem Süden des Peloponnes kommen nach Achaia und verdrängen die dortigen Ionier; Mytilene, Kyme, Smyrna sind achäisch-äolische Gründungen, Phokäa eine phokische.

Ob Athens Verdienst um die Ansiedlung in Kleinasien ein angebliches oder wirkliches war, lassen wir dahingestellt; jedenfalls begehrten die Athener später die Ausfahrt geleitet zu haben; eine wahrscheinliche Folge aber der Entstehung griechischer Poleis an der kleinasiatischen Westküste ist das Untertauchen und Verschwinden der ältern, nur halbgr Griechisch entwickelten Stämme: der Karer, Leleger, Pelasger. Ihre Larissen liegen von dieser Zeit an öde, und ihre später vorhandenen Reste erscheinen schon als Barbaren².

Während nun aber Ionien ein Hauptland des aktiven griechischen Geistes wird, und auch im südlichen Kleinasien und auf Zypern die Hellenen sich stark verbreiten, zieht sich im Mutterland der Begriff „Hellas“ enger und enger zusammen. Nicht nur die Epiroten, bei welchen doch Dodona und das älteste „Hellas“ zu finden waren, sondern auch die so viel nähern, in der heroischen Zeit mythisch berühmten Länder Ätolien und Akarnanien gelten als barbarisch; selbst Thessalien wird den Hellenen

¹ Schon etwas anders verhielten sich die Dorer auf Kreta, welches trotz seiner herrschenden und ehemals durch „Minos“ ausgebeuteten Lage jetzt keine große Handelsstadt bekam und kaum Kolonien auszusenden hatte. Hierin gleicht es Sparta.

² Vgl. über diese Stämme Band I, S. 19 und 285.

ziemlich fremd, obwohl äußere Formen der Verbindung fortbestehen, und Makedonien ist ihnen zu derselben Zeit aus dem Gesichtskreis entschwunden, als es ein heraklidisch-temenidisches Königshaus erhält. Es wird sich zeigen, daß die Verwirklichung des Agonalen einen neuen Begriff für das Hellenentum geschaffen hat, und da war es bedeutungsvoll, daß das Mutterland im engsten Sinne sich die vier großen Festorte dauernd sicherte, wo man sich nun aus der ganzen Hellenenwelt zusammenfand; wer hier nicht völlig mithielt, erschien dann als Barbar.

Verändert sich nun schon durch die dorische Wanderung und die von ihr hervorgerufenen Bewegungen die geographische Verbreitung der aktiven und bewußten griechischen Nation merklich, so wird diese Veränderung zwei bis drei Jahrhunderte nach dem Einfall der Herakliden im Peloponnes durch die große *koloniale Bewegung* fortgesetzt, ein Faktum, welches, da Griechenland zugleich noch eine Masse von Söldnern nach aller Herren Ländern stellen konnte, eine ganz enorme Fruchtbarkeit der Nation zur physiologischen Voraussetzung hat.

Auch ein anderes großes Kolonialvolk gab es damals, und zwar war dies das karthagische. Am Anfang des 9. Jahrhunderts gegründet, hat Karthago Kolonien die Hülle und Fülle ausgesandt und damit relativ wenigstens das *größte Geschäft der Weltgeschichte* gegründet; denn die Stadt war ohne Zweifel geldreicher als die persische Monarchie. Dafür aber war die Mutterstadt Karthago auch der einzige allgemeine Handelsplatz des Reiches; nur *ihr* Hafen stand allen Schiffen aller Nationen offen, in einer Kolonie durfte bei Strafe des Versenkens kein fremdes Schiff landen; die Rechnung dabei war, es sollten nicht Fremde kommen und auf den Barbarenmärkten die Karthager durch größere Billigkeit ihrer Waren unterbieten können. Die Grundlage dieser Macht ist der ungeheure Reichtum und ein riesiges Söldnerwesen. Man ist reich genug, unter allen Völkern und Rassen Truppen zu werben; überhaupt ist jede Frage eine Geldfrage, und die ganze karthagische

Politik kommt unter das Soll und Haben eines unermeßlich großen Hauptbuches zu stehen, was alles so lange angehen mochte, bis ein Stärkerer kam, der den Karthagern das Werben unmöglich machte. Der Staat aber ist im Grunde nur die Hauptstadt, deren Bevölkerung steuerfrei ist und Vorteile aller Art genießt; über ihr steht an der Spitze des Ganzen außer den beiden Suffeten in Gestalt des Rates der auf Lebenszeit gewählten Hundert eine Art von Aristokratie; es muß eine ziemlich sonderbare Regierung gewesen sein. Aber was Karthago anrührt, wird alles Herrschaft und nach unten Knechtschaft. Um z. B. auf Sizilien Meister zu bleiben, legte man das Volk durch Ausrottung von Pflanzungen künstlich lahm. Darum ist aber die Stadt auch bei allen Untertanen gründlich verhaßt, ja mit der Zeit selbst von den nächsten Städten, die sie selbst durch Bürgerkolonien gegründet und bevölkert hatte, einem Utica, Leptis usw., geschweige von Sizilien, Sardinien, den Balearen, Spanien aufs stärkste exekriert¹. Als Kolonien im wahren Sinne des Wortes können uns Karthagos Untertanenstädte gar nicht erscheinen; da sie, wie das ganze Reich, nur zur Zwangsabnahme vorhanden waren, ist, so lange die Hauptstadt existierte, keine von ihnen eine Handelsstadt geworden; Handel, Zölle, Tribute, Bergwerke — alles war monopolisiert; es war kein Schade darum, als diese auf infamer Erpressung und absolutem Egoismus beruhende Herrlichkeit einer Stadt, welche Herrschaft und Besitz an *einem* Stück ausübte, zu Ende ging; seine guten Eigenschaften wollen wir dem karthagischen Wesen deshalb nicht absprechen, und daß es im dritten punischen Krieg großartig unterging, ist wahr.

Dieser vom Stamme Cham geschaffenen Einheit steht nun, ihr auch in das Westbecken des Mittelmeeres nachfolgend, eine Vielheit ohne Gleichen gegenüber: die Kolonien der Griechen, welche im Verlaufe der Zeit einen sehr großen Teil der Barbarenwelt mit einem hellblinkenden Rand von Küstenstädten versehen. Der von der Mitte

¹ [Verwünscht].

dazu sagen, daß die von Kambyses aus Theben gegen das Ammonium entsandte Division sieben Tagemärsche von Theben auf der größern Oase eine samische Stadt antraf, deren Bewohner der äschrionischen Phyle angehörten? Schiffe der nämlichen Samier wurden um 630 vom Ostwind über die Säulen des Herakles hinaus nach Tartessos geführt, von wo sie mit großem Gewinn zurückkehrten; aber auch sie sind nicht die allerkühnsten, sondern nun kommen die *Phokäer*, deren Fahrten erst recht anfangen, wo die der andern aufhören. Ihre pontischen Kolonien gingen an Milet über; aber sie zuerst fuhren im adriatischen Meere über Kerkyra hinauf zu den etruskischen Häfen Hadria und Spina, und sie sind es, die nun im westlichen Becken des Mittelmeers Kolonien gründen: vor allem Massalia (um 600) und von hier aus an der Riviera Antipolis, Nicäa, Monoikos, im Westen Agathe, bereits in Katalonien Emporiä, dessen von den Rhodiern gegründete Nachbarstadt Rhode (Rosas) gleichfalls an sie übergeht. Auf Korsika müssen sie zwar das zur Sicherung des Verkehrs mit Massalia angelegte Alalia wieder aufgeben, gründen aber dafür um 553 an der lukanischen Küste Elea. Endlich wird von ihnen und den Massalieten gemeinsam nördlich vom spanischen Kap St. Martin Hemeroskopeion angelegt, und es werden sogar Verbindungen mit dem Ibererkönig Arganthonios an der Bätismündung angeknüpft. Welch ungeheure Wirkung mußte das Dasein von Hellenen auf diese westliche Barbarenwelt üben, denken wir nur an den Einfluß, den das eine Massalia auf sein gallisches Hinterland hatte!

Diese ganze unermessliche koloniale Tätigkeit, womit die Nation die Welt erfüllt, bietet nun ein völlig anderes Bild als das karthagische Kolonialwesen. Vor allem zeigt sich uns statt *eines* enormen einheitlichen Geldgeschäftes ein Regen zahlloser Einzelkräfte. Sodann findet keine Beherrschung der Kolonien durch die Mutterstädte statt. Wer auszog, das waren Griechen so gut als die Zurückbleibenden, und sie zogen aus, um frei zu bleiben oder frei zu werden; von einem Söldnerzwange ihnen gegenüber konnte keine Rede sein, so wenig als von einer Be-

steuerung zugunsten einer steuerfreien Metropole. Überhaupt hat nur etwa Korinth Kolonien näher an sich zu fesseln gesucht als durch ein bloßes freundliches Pietätsverhältnis, und dies ist ein unglückliches Beispiel gewesen. Sonst bestand, im Gegensatz zu Karthago, nicht der Anspruch, mit den Kolonien ein Reich zu bilden, und damit fiel auch jeder Grund zur Verhaßtheit für die Mutterstadt weg; die neue Polis konnte sich völlig autonom, entwickeln, und niemand hatte etwas dagegen einzuwenden, wenn sie, wie Massalia und Byzanz, sehr viel wichtiger als jene wurde. Schließlich ist hier auch der Handel nicht *die*, sondern *eine* Hauptsache, und da man nicht nur seinetwegen ausgezogen ist, sondern um eine Polis zu bilden, läßt man die fremden Waren zu. So viele Städte, so viele Staaten und freie, gegen gewöhnliche Zölle offene, jeden Augenblick jeder Konkurrenz untertane Handelsplätze. Kein Wunder, daß diese Kolonien eine ganz andere kulturgeschichtliche Potenz als die karthagischen wurden. Welch kolossales Interesse hängt sich an sie dadurch, daß der Hellene seine hellenische Denkweise überallhin mitbringt und durch sie die Nationen mit einander in Verbindung setzt! Durch seine Waren und seine Anschauungen, das Materielle und das Geistige, ist er der große Vermittler zwischen den früher isolierten Völkern; durch den von ihm dem Barbarenufer angewobenen Saum griechischer Städte hängt die Welt zusammen; überall ist der Strand diejenige Gegend, wo man griechisch versteht, wo sich Mischvölker bilden können, und wo das Binnenland seine höhere Kultur holt.

Nicht immer leicht sind Wanderung und Kolonisation von einander abzugrenzen. Pausanias z. B. erzählt schon die Gründung der ionischen Städte an der kleinasiatischen Westküste ganz so, als ob es sich um eine Kolonialausendung handelte¹; wir werden im ganzen annehmen dürfen, daß oft eines in das andere hinübergegriffen habe. Für uns aber handelt es sich nun darum, den *Gründen*

¹ Pausan. VII, 2—5.

der Ortsveränderungen überhaupt nachzufragen, und da mag uns vor allem eine Stelle Senecas leiten¹, welcher als Ursachen dieser „publica exilia“ die Flucht vor Feinden, welche die Heimat erobern, bürgerliche Unruhen in dieser Heimat, Übervölkerung derselben, Pest, häufige Erdbeben, Unfruchtbarkeit und Anlockung durch den Ruhm fruchtbarern Bodens nennt, als Umstände aber, unter denen die Niederlassung erfolgt, neben der Eroberung durch Waffengewalt auch das müde oder durch Mangel erzwungene Niedersitzen eines wandernden Volkes namhaft macht. Jedenfalls ist für die Griechen entscheidend, daß bei ihnen der Mensch immer mehr gilt als seine Stätte und seine Habe. „Wo ihr euch auch setzt, werdet ihr eine Stadt sein“, sagt Nikias zu seinen in das Innere von Sizilien abziehenden Landsleuten², ein Wort, das kein Barbar hätte sagen können. Und nun kam zu diesem städtegründenden Geiste noch der Geist der Seefahrt. Nachdem man zuerst gewiß mit den Phöniziern gefahren war und diesen ihre Wege zum Teil abgelernt hatte, ließ die See den Griechen keine Ruhe mehr; sobald eine Seestadt irgend erstarkt und politisch zur Bedeutung kommt, wird sie sich auf dem Wasser versuchen, mag ihr Binnenland auch noch so gut und nutzbringend sein.

Eine solche Stadt hat dem Binnenland vielleicht schon längst gegen Lebensmittel alle Bedürfnisse der höhern Kultur geliefert, und wären es auch nur schönere und bessere Waffen und Gewänder; sie hat sich gewöhnt, der Industrieplatz für dasselbe zu sein, dabei aber Zufuhr von außen und Verkehr mit der Intelligenz von draußen immer weniger entbehren können. Da zu den frühesten Bedürfnissen aus dem Auslande die Metalle gehören, für deren Gewinnung die Phönizier Lehrer und Vorgänger sind, wird ein erstes Stadium anzunehmen sein, da man um industrieller Versorgung des Binnenlandes und um eigenen Bedarfes willen die Metalle in der Ferne suchen geht. Das Zweite wird sodann sein, daß die sehr dicht gewordene Bevölkerung um den Archipel bald nicht mehr genügende

¹ Seneca, ad Helviam matrem de consolatione 7. Ähnlich schon Plato, de legibus IV, 708b. — ² Thuk. VII, 77, 4.

Kornfluren zwischen ihren Gebirgen und Golfen hat; sie wird zunächst mit ihrem Wein und Öl, dann aber besonders mit Waffen, Gefäßen und Luxussachen nach den Kornländern ausfahren, auch die bessern Fischfangstätten der Ferne aufsuchen.

Der Handel versteht sich nämlich bei den Griechen nicht so ganz von selbst, und vollends die Industrie nicht; weil gegen alles Banausische, alles, was der geistigen und gymnastischen Ausbildung im Wege war, und vollends gegen jede Arbeit in bezahlter Abhängigkeit von andern ein starkes Vorurteil bestand und selbst der eigenhändig betriebene Ackerbau mit der Zeit kaum noch als etwas Würdiges galt. Dieses Vorurteil konnte nur durch sehr großen Nutzen und großes Bedürfnis aufgewogen werden; man mußte Barbarenländer aufsuchen, welche gegen die eigenen, relativ wohlfeil produzierten Waren wertvolle Naturprodukte jeder Art hergaben. Und nun mögen am Barbarenstrand aufeinander gefolgt sein 1. momentane Ufermärkte, 2. Landerwerb bei den Eingeborenen, welcher sich anfänglich auf Faktoreien mit Magazinen beschränkte, 3. endlich, aber erst zuletzt, die Gründung einer Tochterstadt.

Bei dieser letztern wirkten dann allerdings gerne politische und soziale Ursachen mit. Daß wegen Unterliegens im Kriege eine ganze Bürgerschaft wirklich wegflicht, oder hiezu bereit ist, kommt besonders bei Gelegenheit der Kämpfe mit Lydern und Persern vor; doch gehen auch schon nach den messenischen Kriegen wenigstens starke Teile des unterlegenen Volkes nach Italien und Sizilien. Die Theräer bestimmte zu der gefürchteten Gründung von Kyrene eine andauernde Hungersnot; es war dies einer der sehr ernsten Fälle, da durch Staatsbeschluß eine bestimmte Quote der Bevölkerung, und zwar jeweilen von zwei Brüdern einer, den das Los dazu bestimmte, entsandt wurde¹; die Enge des bisherigen Gebietes, also die Übervölkerung, wird als Grund zur Auswanderung von Meliern nach Karien angegeben. Neben solchen Kalami-

¹ Herodot IV, 153.

täten ist das Bestimmende am häufigsten, was der Grieche Stasis (Bürgerzwist) nennt, im weitesten Sinne des Wortes. Hier kommt hauptsächlich das harte Schuldrecht und anderer Druck gegen einen, sei es von jeher vorhandenen, sei es neu entstandenen, minder berechtigten oder besitzlosen Volksteil in Betracht. So gründete nach dem ersten messenischen Kriege eine gegenüber der heimischen Aristokratie minderberechtigte Kaste der spartanischen Dorer, die sogenannten Parthenier, Tarent. Auch daß es vorwiegend Leute aus dem korinthischen *Dorfe* Tenea waren, die sich mit Archias an der Gründung von Syrakus beteiligten, wird aus der harten Herrschaft zu erklären sein, welche die korinthischen Adligen ausübten; einen Ersatz für die Abgezogenen wird man sich durch gekaufte Sklaven geschaffen haben. Ist dann eine solche Schar einmal fort, so wird sie nicht mehr heimgelassen. Diejenigen Eretrier, welche Kerkyra besetzt hatten und wieder abfahren mußten, als Charikrates mit der korinthischen Seemacht erschien, wurden, als sie zurückkommen wollten, von ihren bisherigen Mitbürgern mit Schleudern an der Landung verhindert; sie fuhren dann nach Thrakien und gründeten Methone, und ähnlich erging es auch den Theräern des Battos, als sie von einer ersten Fahrt nach Libyen unverrichteter Dinge zurückkehrten. Im ganzen hat man den Eindruck, die Kolonisation der Fremde allein habe der Heimat die furchtbarsten Parteikämpfe erspart, die bei der erwähnten enormen Fruchtbarkeit des griechischen Volkes sonst notwendig gekommen sein würden.

Die Sache vollzog sich nun zwei oder drei Jahrhunderte hindurch wie ein Naturprozeß, ungefragt, als müßte es so sein. Einzelne Städte müssen als *Großunternehmerinnen* das auswanderungslustige Volk von weit und breit aus ihren Nachbarstädten, doch immerhin, wo möglich, nur das Volk *eines* Stammes, in die Ferne geführt haben; besonders talentvoll erwiesen sich Milet und Chalkis auf Euböa hiefür. Der Ort wurde immer möglichst gut und rationell *gewählt*, weil man sich dessen bewußt war, was zu Hause gefehlt hatte, und dessen, was vortrefflich war. Man sah auf eine möglichst verteidigungsfähige Lage,

Häfen, Quellen, fruchtbare Umgebung; oft freilich muß ein einziger, dann aber überwiegender Vorzug entschieden haben. Ganz als ob ein Gereister einer Stadt einen ganz wundervollen Platz zur Anlage einer Tochterstadt empfehlen wollte, klingt die klassische Stelle, da Odysseus die vor der Kyklopenküste liegende Ziegeninsel schildert¹. Man hört hier den wahren Auswanderungsagenten. Die Sache wird so appetitlich gegeben, wie heutzutage nur eine Gegend in Amerika beschrieben werden kann. Und nun breitet sich das Volk des Archipels wie ein Fächer zu einer Weltnation aus. Überall aber behaupteten die Kolonien die griechische Sprache, da sie das Bewußtsein hatten, daß ihr Griechentum ihr Bestes und jede Barbarisierung ein Untergang sei. Nur mit dem Griechentum blieben sie Staaten, und nur, indem sie Staaten waren, behaupteten sie ihr Griechentum. Und diese Kolonisation des Mittelmeeres geschah vor der Zeit der höchsten griechischen Geistesblüte und sicherte derselben zum voraus eine gewaltige Expansion.

Was den Handel betrifft, so ist es bis zu einem gewissen Grade möglich, die Waren zu bezeichnen, welche die Kolonien aus ihren Binnenländern gegen ihren Wein, ihr Öl, ihre Geräte, Waffen, Gewebe usw. bezogen; eine vollständige Aufzählung würde freilich eine lange Liste ergeben. Vor allem der Pontus lieferte Korn, Flachs, Schlachtvieh, Häute, Sklaven, Honig, Wachs und gesalzene Fische, von Kyrene kamen Pferde, Sklaven, Gewürze und das Arzneikraut Silphion, als Ausfuhrartikel aus Massalia war vielleicht das britannische Zinn schon sehr wichtig, die liparischen Inseln produzierten Alaun usw. Vieles verbrauchten natürlich die Kolonien selbst für die eigene Industrie, anderes tauschten sie weiter von Kolonie zu Metropole und von Kolonie zu Kolonie. Allein der wesentliche Grund ihres Daseins ist, wie schon gesagt, nicht der Handel, derselbe dient den Auswanderern vielmehr nur als *Mittel*, um als freie Bürgerschaften zu leben und ihre Kräfte zu erproben. Mochte sich dann

¹ Odyssee IX, 116 ff.

auch ein Karthago gegen sie abschließen, sein Reich tyrannisch ausbeuten und durch Söldner bewachen, auch wohl sich mit den dumpfgeistigen Etruskern gegen sie verbünden und z. B. den Phokäern den Aufenthalt auf Korsika durch den Sieg bei Alalia unmöglich machen, der Grieche gibt deshalb seine Sache nicht auf, wie gerade das Beispiel der Phokäer zeigt, die sich dafür an der Küste des italischen Festlandes setzten und das in der Geschichte des griechischen Geistes zu so hohem Ruhme bestimmte Elea gründeten.

Das größte Phänomen, daß die Kolonien einander so wenig im Wege waren, und daß relativ so lange zwischen Nachbarkolonien Friede bestand, ja daß eine Mutterstadt die Aufgaben der andern, deren „Fahrgeleise im Meere“ respektierte, daß sogar z. B. im Golf von Tarent gewisse Distanzen von Stadt zu Stadt beobachtet wurden, ist nur aus der einheitlichen höhern Leitung des Apoll von Delphi (für Milet vielleicht auch des milesischen Apoll) zu erklären¹. Keine Kolonie wurde ohne Befragung und Geheiß des großen Kolonialgottes ausgesandt, des „führenden“ (ἀρχηγέτης) Apoll, an dessen Altar bei dem sizilischen Naxos die sizilischen Griechen zu opfern pflegten, ehe sie nach Delphi oder Olympia abfuhren, und keine glaubte ohne seinen Schutz zu gedeihen. Dafür erhebt aber auch erst die Kolonisation die Macht des Orakels aufs höchste; dankbare Kolonien senden ihm mehr als eine „goldene Ernte“ zu, und ihre Leute pflegen bei den pythischen, wie übrigens auch bei den sonstigen panhellenischen Festen mit Glanz aufzutreten. Diese Stellung des Orakels zum Kolonialwesen hat eine große Welt- und Völkerkunde der delphischen Priesterschaft zur Voraussetzung, die gewiß im Besitze eines Schatzes von Nachrichten aller möglichen Reisenden war. So war sie imstande, den Unternehmungen ihre richtige Bahn zu weisen und dazu beizutragen, daß Vergeudung und Zersplitterung der Kräfte vermieden wurde, so wie sie auch das Ihre zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Metropolis und Tochterstädten tat.

¹ Vgl. hierüber Bd. I, S. 546.

Und nun die religiöse Seite der Kolonisation überhaupt. Während man in der Kolonie, die ja die Heimat ohne deren Übelstände darstellen sollte, vieles vermied, was man dort gehabt hatte, brachte man sicher deren Heiligtümer mit. Vor allem führte man vom Stadtherd im Prytaneion Feuer mit sich, das man unterwegs unterhielt; Mutter- und Tochterstadt sollten dadurch eine geheime gemeinsame Seele haben. Auch identisch geformte Götterbilder (Xoana) wie die der Heimat wurden mitgenommen; Priester und Seher aus alten Geschlechtern begleiteten die Ausziehenden; die Feste des betreffenden Stammes wurden in weiter Ferne festgehalten. So bestand überall der Wille, der Heimat gedenk und in einem geheimnisvollen Rapport mit ihr zu sein. Und hieher gehört es auch, daß Orts- und besonders auch Flußnamen gerne aus der Heimat verpflanzt wurden. Alles dies hatte eine ganz andere Bedeutung, als wenn Europäer ihre Ortsnamen in Amerika wiederholen¹; der ausgewanderte Hellene tut alles, um der Kolonie das poetische und religiöse Band mit der Heimat zu sichern.

Ihrer Anlage nach werden sich die Kolonien von ihren Metropolen durch den zweckmäßigen und nach Kräften regelmäßigen Bau unterschieden haben. Während die alte griechische Stadt vielleicht ein Produkt von Zufälligkeiten oder großer Not war und heftige Änderungen erfahren hatte, sollen schon die kleinasiatischen Städte, ein Ephesos, Milet usw. rationell angelegt gewesen sein; und in den Kolonien konnte man erst recht logisch verfahren. Es gab hiefür später eigentliche Städtebaumeister. Von Thurio erfahren wir, daß man parallele Straßen anlegte und diese mit parallelen Straßen durchschnitt, später (408) wurde auch die Stadt Rhodos nach einem ganz bestimmten Plan gebaut.

¹ Immerhin nahm der Spanier und Portugiese wenigstens eine Religion mit, welche vollständig ein Teil des allgemeinen Katholizismus war und mit diesem ein Ganzes ausmachte. Dagegen der auswandernde Engländer war meist schon zu Hause Sektierer gewesen, d. h. schon daheim im Gegensatz gegen alle Geschichte und Poesie von England.

Und nun das Verhältnis zu der vorgefundenen barbarischen Bevölkerung. Mit dieser lebte man auf so gutem Fuße, als nur immer anging. Die Existenz der Kolonie sollte ein Vorteil für sie sein, zumal sollte sie hier ihren natürlichen Markt haben, und sie selber hatte ja bisher mit dem herrlichsten Hafen, der festesten Position oft nichts anzufangen gewußt und erfuhr die Vorteile ihrer Lage erst jetzt, wie sie auch wohl meist erst jetzt Entwässerung des Bodens, Landvermessung und bessern Anbau kennen lernte. Trotz Vermählung mit den Frauen des Landes getrauten sich die Griechen, ihr Blut griechisch zu halten, und da sie den Willen dazu hatten, was ihnen bei ihrer Furcht vor dem Barbarisch-Werden sehr nahe gelegen haben muß, setzten sie es auch durch.

In mehreren Gegenden bildete sich nun um die Kolonien herum eine Mischbevölkerung. So finden wir am Pontusstrand die Hellenoskythen, bei denen hellenische Sprache und Sitte nach Kräften wird fortgepflanzt worden sein; die Schätze der südrussischen Gräber zeugen von ihrem Eingehen auf Kultur und Luxus der Ankömmlinge. Das Gleiche war bei den Rhonekelten der Fall, was schon die *eine* Tatsache der Verbreitung des griechischen Alphabets in Gallien beweist. Eine förmliche Mischrasse waren in Ägypten seit Psammetich die sogenannten Dolmetscher (*ἑρμηνεῖς*), ja um Kyrene herum gab es Hellenolibyer, d. h. farbige Menschen in hellenischem Kostüm, von denen sich in dortigen Grufmalereien Abbildungen gefunden haben.

Anderswo aber, z. B. in Sizilien und Unteritalien, finden wir eine zusammenhängendere, rein griechische Bevölkerung, ein wahres Großgriechenland, das an der Küste auf die weitesten Strecken gar keine barbarischen Elemente mehr hat.

Nun wurden freilich manche, auch sehr mächtige Kolonien durch stärkere Stöße aus dem Binnenlande zerstört. Von den unteritalischen blieben mit der Zeit bloß Tarent, Rhegion und Neapel griechisch und aufrecht, alle übrigen waren den Samniten und Lucanern erlegen und ebenso die Pontusstädte den Geten, auch das hellenische

Libyen mußte wenigstens wiederholt Nachschub erhalten. Allein es war bei den Kolonien eben einmal auf Verlust von vornherein gerechnet; trotz diesem allem sind sie es doch gewesen, die das Mittelmeer so lange gegen die Karthager hielten, bis Rom mächtig genug war, um es dem Stamme Cham definitiv zu entziehen.

Was ferner das Verhältnis zur Metropole betrifft, so kommt vor allem in Betracht, daß Zweige derselben Familien in Mutter- und Tochterstadt angesehen waren, und daß diese sorgfältig an den Gottesdiensten jener festhielt, welche damals wohl auch an die alten Familien gebunden waren. Auch sonst äußerte sich die Pietät auf verschiedene Weisen: Bürger der Mutterstadt wurden, wenn sie kamen, ehrerbietig aufgenommen; für viele bürgerliche Ordnungen, besonders für alles heilige Recht, wurde dieselbe um Rat gefragt, ja bisweilen noch nach Jahrhunderten der Entfremdung zur Beseitigung von Wirren um Hersendung von Bürgern als „Ordnern“ angegangen.

In der politischen Entwicklung tritt uns vor allem bei den Kolonien ein rascheres Leben vor Augen als bei den Mutterstädten. Man war ja bisweilen geradezu vor der daheim herrschenden Aristokratie, um es anders zu haben, entwichen. So war denn in der Kolonie kein Geburtsrecht aufrechtzuerhalten. Es wurden etwa (so schon in Ionien und dann besonders in Unteritalien) Timokratien mit den siebenhundert oder tausend Reichsten an der Spitze eingeführt; frühe dringt auch hie und da die Demokratie durch, und auch Königtümer und Tyrannien erheben sich bald. Eine Gefahr mochte oft darin liegen, daß, wie daheim, der Grundbesitz nur in wenigen Händen war, daß sich also gerade der Zustand herstellte, dem man hatte entgehen wollen; wenigstens wird von Thurioi berichtet, daß die sogenannten Angesehenen (*γρόοιμοι*) denselben gesetzwidrig an sich gerissen und sehr oligarchisch regiert hätten. — Von einem eigentümlichen Notkommunismus, der auf den liparischen Inseln durchgeführt wurde, berichtet Diodor¹. Diejenigen

¹ V, 9.

konnte. Von den Phokäern sagt dies Justin deutlich, und auch Zankle war nichts anderes und scheint erst durch Zuzug weiterer Hellenen ehrbar geworden zu sein¹. Andere waren sonst verrufen. So war für das Leichtnehmen aller Dinge und für Frivolität besonders Byzanz typisch, über das man auch wegen seiner gewalttätigen Finanzoperationen klagte; dieser Ort war wohl eigentlich durch seine stets kritische Lage demoralisiert, indem enorm reicher Genuß und schwere Bedrohung durch die umwohnenden Thraker zu rasch wechselten. Zu tief ins Wohlleben ging ferner nicht nur Sybaris, welches dafür anekdotisch bekannt ist, sondern auch Städte wie Tarent, Agrigent, auch wohl Kyrene boten dafür starke Beispiele, und jedenfalls war ja auf Sizilien auch der Ursprung der wissenschaftlichen Kochkunst zu suchen. Die Hauptkausalität wird wohl die gewesen sein, daß in den schon von Anfang an durch Tätigkeit und um der Tätigkeit willen entstandenen Kolonien der Erwerb niemals eine Schande war, und daß sich, weil sein Geist fort dauerte, die Mittel mächtig angehäuft hatten.

Im ganzen haben wir uns die Einwirkung der hellenischen Kolonien auf die ganze alte Welt unermesslich groß zu denken. Auch Gegenden wie Mittelitalien, wo Latiner und Etrusker keine Griechenstadt aufkommen ließen, wurden nunmehr von griechischer Kultur und Kunst berührt, nachdem früher durch phönizische Vermittlung eher orientalische Stile in ihnen geherrscht hatten, und gerade in dieser Zeit, als auch in Hellas das mächtigste Aödentum vertreten war, wird am ehesten die griechische Heldensage bei ihnen eingedrungen sein. Andererseits wird aber auch der Gesichtskreis der Hellenen selbst durch die Kolonisation, neben welcher in dieser Beziehung freilich auch das Ägypten erschließende und einzelne Griechen bis in die Dienste Nebukadnezars führende Söldnertum in Betracht kommt, auf das gewaltigste bereichert. Und nun mag man es immerhin beklagen, daß sich manche dieser Orte so rasch ausgelebt haben; man wird

¹ Justin XXXXIII, 3. Thukyd. VI, 4. Pausan. IV, 23, 3 ff.

doch anerkennen müssen, daß ihrer wenige durch bloßes Nachlassen der Kräfte in Ohnmacht versunken sind; fast überall ist entweder eine heftige innere politische Krankheit oder Überdrang von außen die Ursache des Sinkens.

Und als die griechische Nation schon ganz enorme Blutverluste erlitten, als Sizilien schon unter Karthager und Tyrannen verteilt, Unteritalien von den Binnenvölkern teils bedroht, teils ruiniert, das adriatische Meer durch Seeräuber und den ältern Dionys unsicher geworden war, als im Mutterlande Sparta null war, Theben als eine Ruine dalag und gewiß in manchen Gegenden (z. B. Phokis) durch Bürgerkriege Verödung eingetreten war, da füllten Alexander und seine Nachfolger den ganzen vordern Orient noch einmal mit griechischen Städten an, mit jenen Alexandrien, Antiochien, Apameen, Ptolemaiden, Bereniken usw. bis an den Oxus, Jaxartes und Indus. Mesopotamien wurde in seinen Städten ein ziemlich, Kleinasien ein ganz hellenisirtes Land, Syrien ebenso und Ägypten so viel als nötig. Und dies alles geschah zwar nicht immer, aber doch meist freiwillig, ohne Deportation, und die Ansiedler kamen nicht bloß aus Griechenland und Makedonien, sondern auch vom Pontus, von der kyrenaischen Pentapolis, von Italien und Sizilien. Noch einmal wird das Griechische in neuem Sinne eine Weltsprache, und die griechische Bildung zur Bildung überhaupt, und in dieser Gestalt wurde sie dann von den Römern übernommen und zwar mit einer Begeisterung und Ehrfurcht, welche die eigentlich römische Bildung größtenteils zurückdrängte.

In der gleichen Zeit aber, da sich die Griechen durch die Kolonien in die entferntesten Gegenden ausbreiteten, und da Männer vom Schwarzen Meere, aus Ägypten, Kyrene und Spanien beisammen waren, wenn die Gesamtnation sich zu Delphi am Herd Apolls, zu Olympia und an den sonstigen großen Agonalstätten gesammelt darstellte, erlitt das Hellenentum auch große *Einbußen*. Zunächst wurde Ionien durch die Lyder unterworfen,

nachdem das ionische Leben schon bisher unter lydischem Einflusse gestanden hatte. Die griechische Kultur und Nationalität mag freilich durch diese lydische Herrschaft wenig gelitten haben, und Krösos selbst war ein Philhellene. — Aber nun kommt (546) der Krieg mit Kyros und die persische Eroberung und Herrschaft über die Griechenstädte. Ihr Widerstand ist hart, aber vereinzelt und beim Ausbleiben aller Hülfe von Griechenland aus vergeblich. An diese Eroberung schließt sich die berühmte Fluchtgeschichte der Phokäer, und auch die Teier wandern aus und gründen Abdera; vergeblich aber wird von Bias eine *allgemeine* Auswanderung nach Sardinien vorgeschlagen. Man lebte nun eben unter einer leidlichen Herrschaft, zahlte Tribut und stellte Schiffe und Soldaten; in den einzelnen Städten regierten Tyrannen, deren Aufkommen schon Kyros begünstigte; die persischen Satrapen saßen in Sardes und Daskyleion. Die benachbarten Karer hatte Harpagos leicht unterworfen, die Lykier aber erst nach der heroischen Verteidigung von Xanthos.

Im ganzen ist die koloniale und agonale Zeit diejenige, da die Polis unter einer mit der Tyrannis alternierenden Aristokratie steht, und da neben dem festen Rasseglauben jenes eigentümliche Ideal der *Kalokagathie*, der Einheit von Adel, Reichtum und Trefflichkeit als *Distinctivum* der Griechen in Geltung ist, das seinen Herold in Pindar hat¹. Überall regiert der Adel, auch in *den* Staaten, die durch die dorische Wanderung nicht sind umgestaltet worden. Das Herrscherrecht beruht auf dem bessern Blut, dem größern Grundbesitz, der Geübtheit in den Waffen, der Opfer- und Rechtskunde. Die Banausie d. h. Landarbeit, Handwerk, Kram, Kaufmannschaft und dergleichen ist verachtet. Edle Arbeit ist nur die in den Waffen und die für die Spiele und den Staat, nicht die für die Nöte

¹ Vgl. Bd. I, S. 165 f., II, S. 261. Es war einer derjenigen dehnbaren Begriffe, die, wie in heutiger Zeit der Begriff „Bildung“, eine allgemeine Herrschaft gewinnen. Hat aber wohl ein anderes Volk das Ideal des Daseins durch ein Kompositum bezeichnet?

des Lebens. Emporstrebende Massen läßt man nach den Kolonien abziehen, wo sie dann ihrerseits Aristokraten werden.

Dabei hat man es hier weder mit einem isolierten Landjunktum noch mit einem Reichsrittertum zu tun, sondern dieser Adel ist eher dem Patriziat mittelalterlicher, zumal italienischer Städte vergleichbar: die Kaste wohnt in der Stadt beisammen und übt gemeinsam und mit Eifer die Herrschaft; zugleich bildet sie die Gesellschaft; schon das Agonale würde genügt haben, um sie zusammenzutreiben. Eine Feindin des Agonalen ist bei ihrem utilitarischen Charakter zwar die Tyrannis, und auch Sparta mit seinem kargen Dorismus, wo sich dasselbe auf seine besondere Weise fixiert, steht auf der Seite; denn hier findet sich nicht eine wahre Gesellschaft, sondern ein hart herrschendes Eroberervolk, dessen gymnastisches und sonstiges Tun wesentlich den praktischen Zweck hat, die Herrschaft zu behaupten¹. Im übrigen Griechenland dagegen lernen wir einen freigebigen, prachtliebenden, wagenfahrenden Adel kennen, dessen Hauptpassion das Halten edler Pferde (*ἵπποτροφεῖν*) ist, und der Ton, welcher hier angegeben wird, ist so entscheidend, daß auch einzelne Tyrannen, wie z. B. Kleisthenes von Sikyon und die bessern sizilischen sich ebenfalls als edeltrefflich, agonal zu gebärden für nötig finden, freilich als Ausnahmen, welche die Regel nur bestätigen.

Die eine Seite der Erziehung dieser Gesellschaft bilden Festlichkeiten, Prachtoper, Chöre und Tänze, alles an den Kultus angeschlossen, welcher in seiner Ausweitung als Mythos Anhalt und Quelle aller Bildung überhaupt ist; als die andere aber erscheint die Gymnastik, und zwar nicht als Ursache sondern bereits als Folge des Agons, da bei der hochgesteigerten individuellen Ambition die bloß auf die Kriegstüchtigkeit gerichtete Erziehung, welche sich bisher von selbst ergeben hatte, nicht mehr genügte. Hier handelte es sich nunmehr um vollendete Durchbildung des Leibes zur Schönheit, wobei das Indi-

¹ Gerade die Spartiaten sind *unter sich* wenig agonal.

viduum sich so gut als für das Musische einer sehr methodischen Lehre unterziehen mußte und sich keine eigenwillige sogenannte Genialität erlauben durfte; denn auch der Gymnastik und allem was daran hängt, kam mächtig die allgemeine Überzeugung vom Werte der Schulung (*παιδείους*) zu Hilfe, eine Überzeugung, die so stark war, daß der Staat (abgesehen davon, daß er die Gymnasien errichtete) seinerseits für die Sache nicht bemüht zu werden brauchte¹.

Diese ganze Lebensweise machte für alle Zeiten auf die allgemeine griechische Anschauung den stärksten Eindruck. Trotz der Warnungen z. B. eines Phokylides war die Geringschätzung der Banausie nicht mehr aus dem griechischen Geiste zu tilgen und behauptete sich fest in der Literatur. Mäßige Menschen konnten an dieser Überzeugung ohne besondern Reichtum festhalten; man war, wie es von dem künstlich altväterischen Xenophon heißt, „ein sowohl in allem andern trefflicher Mann als besonders auch ein Freund der Pferde und der Jagd und in der Kriegskunst bewandert und fromm und opferliebend und ein Kenner der Opferzeichen (d. h. ein halber Mantis)²“.

Ein allgemeiner Hauptunterschied gegenüber unserm Jahrhundert bestand darin, daß man (wie gewissermaßen noch jetzt in Frankreich) mehr auf die Qualität als auf die Quantität der Rasse sah. Auch, als mit der Zeit die völlige Demokratie eintrat, war man noch immer tatsächlich eine Aristokratie und Minderzahl gegenüber von Metöken und Sklaven. Das möglichst viele Geldverdienen, um möglichst viele Kinder ernähren zu können, unter welchen Entbehrungen und Arbeitsmühen und welcher Verkümmern der Rasse es auch sei, ist erst modern; von den gewaltsamen Mitteln, deren man sich freilich zur Beschränkung der Quantität bediente, ist oben die Rede gewesen³.

¹ Später findet sich dann die *παιδείους* im großen in der Herrschaft Athens oder Spartas über die übrigen, wie der Agon im großen im Wettrennen von Staaten gegen Staaten.

² Diog. Laert. II, 6, 12. — ³ Vgl. S. 7.

Und nun das Agonale. Während die Polis einerseits das Individuum mit Gewalt emportreibt und entwickelt, kommt es als eine zweite Triebkraft, die kein anderes Volk kennt, ebenso mächtig hinzu, und der Agon ist das allgemeine Gärungselement, welches jegliches Wollen und Können, sobald die nötige Freiheit da ist, in Fermentation bringt. In dieser Beziehung stehen die Griechen einzig da. Auch bei Naturvölkern und Barbaren findet sich das Tun um die Wette und im Vergleich mit andern gewiß oft, vom Kriege unabhängig, bis zu einem gewissen Grade entwickelt; Kampfspiele, Reitkünste und dergleichen sind in Übung, aber jedenfalls nur innerhalb der betreffenden Völkerschaft und der betreffenden sozialen Schicht. Bei den asiatischen Kulturvölkern ist ihm der Despotismus und das Kastenwesen fast absolut entgegen; was bei den Griechen jeder geborene Grieche mitmachen durfte, das hätte in Ägypten schon lange nicht jeder Ägypter gedurft, und innerhalb der bevorzugten Kasten mochte teils die vom Despotismus auferlegte Gleichheit, respektive Rangordnung, teils die geringe Wünschbarkeit, sich in Gegenwart der geringeren Kasten zu messen, das Agonale völlig zurückdrängen; nur als Beamter oder Krieger eine Ehrung von seinem König zu erhalten mochte die Ambition des individuell entwickelten Ägypters sein. Übrigens ist es noch bis heute nicht orientalische Denkweise, sich mit andern Gleichstehenden zu messen, sondern sich von Sklaven oder Bezahlten etwas vormachen zu lassen. Nur in freien und kleinen Aristokratien konnte dieser Wille der Auszeichnung unter seinesgleichen vor gewählten oder sonst objektiv gegebenen Richtern zur Blüte kommen, und auch hier bedurfte es einer Nation wie der Griechen; die Römer, die sich von ihnen hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß sie nichts „Zweckloses“ mögen, würden es zu dieser Entwicklung nicht gebracht haben.

Agonal im Sinne der Zwecklosigkeit ist die heroische Welt ursprünglich noch nicht. Der Heros erfüllt große Zwecke meist noch auf einsamer Fahrt; das Abenteuer will noch nicht mit andern Abenteuern konkurrieren;

doch dämmert der Anfang eines Wettewfers etwa in den gemeinschaftlichen Unternehmungen einer Anzahl von Heroen oder auch im Göttermythus. Die Hülle und Fülle des Agonalen findet sich als üblich und selbstverständlich bei Homer, der dabei eine sehr entwickelte Kennerschaft an den Tag legt. Wenn er dabei von der Anschauung *seiner* Zeit ausgeht, so hat dies seine Analogie in den Nibelungen und andern Epen des 12. und 13. Jahrhunderts, die auch schon in die von ihnen geschilderte Sagenzeit Turniere und dergleichen verlegen.

Wie und durch welche Gedankenverbindung es kam, daß gymnische Agone bei vornehmen Totenfeiern abgehalten wurden, läßt sich fragen. Man könnte an die Völker denken, bei denen an der Leiche eines Großen dessen Gefolge sich bis auf den Tod bekämpfte, und an die tödlichen Gladiatorenkämpfe, welche die Etrusker bei vornehmen Totenfeiern stattfinden ließen, am einfachsten erklärt sich die Sache wohl durch die Erwägung, daß, wenn überhaupt viele Griechen zusammenkamen, sich Agone ganz von selbst ergaben, und daß ferner die Familie des Verstorbenen veranlaßt war, Kampfpreise auszusetzen, *damit* recht viele Leute zu der Bestattung kämen.

Um übrigens auf Homer zurückzukommen, so ist bei ihm alles Agonale doch nur ein unschuldiger Anfang der spätern Entwicklung. Wenn auch schon alle Kampfsgattungen vorhanden sind, so bestimmen und erfüllen sie doch das Leben der Helden noch nicht; denn diese haben vor Ilios anderes zu tun. Wer den Krieg hat, bedarf des Turniers nicht. Erst das agonale Zeitalter sollte das ganze Leben auf diese Sache orientieren; erst nun wurden die Agonalsieger die größten Zelebritäten.

Auch das Musische wurde früh als Agon gepflegt. Auf dem Schilde des Herakles findet sich eine Darstellung des heiligen Reigens der Unsterblichen, welcher als solcher bezeichnet wird¹, und Hesiod fuhr zu der Bestattung des Amphidamas über Wasser nach Chalkis

¹ Scut. Herc. 201 ff.

und gewann durch den Sieg mit einem Hymnus einen ehernen Dreifuß, den er den Musen des Helikon stiftete, ein Sieg, auf den sich dann der späte Roman vom Wettkampf Homers und Hesiods bezieht. Bei ihm finden wir denn auch die Kunde vom Agon, wie er sich im ländlichen und bürgerlichen Leben offenbart, d. h. der Konkurrenz, welche nur eine Parallele zum vornehmen und idealen Agon ist, und zwar kommt hier seine Lehre von der bösen und der guten Eris in Betracht, die wir am Anfang der Werke und Tage lesen. Letztere ist die früher geborene (wonach die böse etwa nur eine Ausartung ins Große, zu Krieg und Streit wäre), und zwar scheint Hesiod sie nicht nur im Menschenleben zu finden, sondern auch in der elementaren Natur; denn der Kronide hat sie schon in die Wurzeln der Erde gelegt. Sie ist es, welche auch den Trägen und Unbehülflichen zur Arbeit aufweckt; indem er einen andern sieht, welcher reich ist, müht dann auch er sich, zu pflügen und zu pflanzen und das Haus zu ordnen, und Nachbar eifert mit Nachbar im Streben nach Reichtum.

So wird nach dem Ausgang des heroischen Königtums alles höhere Leben der Griechen, das äußere wie das geistige, zum Agon. Dieser ist es, welcher die Trefflichkeit (*ἀρετή*) und die Rasse manifestiert, und der Agonalsieg, d. h. der edle Sieg ohne Leidenschaft, erscheint uns in dieser Zeit als der altertümliche Ausdruck für den friedlichen Sieg einer Individualität¹. Von dieser Form des Wettseifers (*φιλοτιμία*) kam man auf den verschiedensten Gebieten nicht mehr ab. Sie zeigt sich im Symposion bei den Gesprächen und wechselnden Skolien der Gäste, auf dem Gebiete der Philosophie und der Rechtshandel bis hinunter zu den Wettkämpfen von Hähnen und Wachteln, oder der Kolossalleistungen im Essen.

Indem nun die Agone bald in mächtigen Schwung kamen, ja das eins und alles wurden, entwickelte sich in Wechsel-

¹ Pythagoras, bei Jambl. vit. Pyth. 9, meint, jeder Wettseifer sollte hierin dem des Stadions gleichen; denn hier täten sich die Kämpfer keinen Schaden an, sondern strebten nur nach dem Siege.

wirkung mit ihnen, aber, wie wir gesehen haben, als Tochter des Agons die Gymnastik¹. Fast überall werden demnach die Knaben der Freien dem Lehrer in der Gymnastik (*παιδοτροφῆς*) übergeben worden sein, dessen Unterricht neben dem des Kitharisten und des Grammatisten die Erziehung (*παίδευσις*) ausmachte; aber nur die etwas Wohlhabenden konnten ihr ganzes weiteres Leben dabei aushalten, und nur die ganz Unabhängigen konnten eine Lebensbestimmung daraus machen. Die Gymnastik war auf diese Weise an sich volkstümlich, in ihren höhern Graden aber etwas Vornehmes, zumal wenn der Besuch der Agone samt allem, was daran hing, damit verbunden war. Und nun war das Gymnasion ein gesellschaftlicher Hauptmittelpunkt des griechischen Lebens. Seine Entstehung wird schwerlich vor dem 7. Jahrhundert anzunehmen sein; die reichere Prachtausstattung kam jedenfalls viel später; doch nennt schon Plato alle Einzelräume, die in der Folge irgend vorkommen. Daneben bestanden als einfache, bescheidenere Anlagen, auch wohl öfter als bloße Privatanstalten die Palästren, während die Gymnasien immer dem Staat gehörten, der sich an dieser Stelle in die Erziehung einmischte, weil ihm an der gleichmäßigen Einübung der Epheben außerordentlich viel lag.

Gymnasien gab es nun sozusagen bis in die obskursten Städtchen, und zwar noch in später Zeit; in Athen waren solche das Lykeion und die Akademie, dazu noch, wie es heißt für Leute aus unebenbürtigen Verbindungen, das Kynosarges. Sie dienten wesentlich den Übungen der Epheben (d. h. der Jünglinge von 18 bis 20 Jahren)², doch in Athen auch denen der Knaben, welche hier zu allen Übungsarten zugelassen waren, sowie anderseits der Athleten; überhaupt hat man nach Xenophon, Plato, Aristophanes usw. den Eindruck, daß offenbar jedermann

¹ Vgl. oben S. 67.

² Weit die umständlichste Schilderung, wie es in den Gymnasien zugeht, findet sich in Lucians Anacharsis, besonders am Anfang, wo eine ganze Anzahl von Übungen aufgezählt sind. Vgl. auch c. 27 ff. und die Hohnantwort des Anach. 31 f.

hinkam. Die athenische Gymnastik war die vielseitigste; bei den großen Agonen finden sich attische Sieger in allen Kampfesarten, und die dortigen Gymnasten, Aleipten¹ usw. galten als die besten; die fünf Hauptarten des Wettkampfes aber, das sogenannte Pentathlon, waren: Wettlauf, Sprung, Ringen, Diskoswurf und Speerwerfen, wozu für die, welche es weiter treiben wollten, noch der Faustkampf und das aus diesem und dem Ringkampf gemischte sogenannte Pankration kam. In einzelnen Städten bildeten diese Übungen ein offenbar bestimmt begrenztes Ganzes. Große Exhibitionen der athenischen Epheben waren die Fackelläufe an den Prometheen und Hephaisteen, wie es denn überhaupt in allen Städten lokale öffentliche Produktionen gab. Die Kampflehrer, bisweilen emeritierte Olympioniken², waren gewiß oft hochwichtige Personen; der von Pindar gepriesene Melesias hatte unter seinen Schülern schon dreißig Sieger. Eine große Macht hatten auch die vom Staat zu Gymnasiarchen gesetzten Bürger; ein solcher durfte Sophisten, Rhetoren und Philosophen aus dem Gymnasion entfernen, wenn er die Überzeugung hatte, daß sie durch ihre Lehren einen nachteiligen Einfluß auf die Jugend ausübten; jedenfalls war in Athen um die Zeit des peloponnesischen Krieges die Gymnasiarchie, die eine kostspielige Leiturgie war, ein Mittel zur Popularität.

Zu der sonstigen Gymnastik kommt nun noch der Agon mit den Pferden. Wie im Kriege der homerischen Heroen der *Kampf* zu Wagen der vornehmste gewesen war, so war im Frieden schon sehr frühe das *Wagenrennen* die angesehenste Gattung des Wettkampfes. Erst recht wurde es nun aber in der aristokratischen Zeit das Korrelat der Hippotrophie, d. h. des vornehmen Standes, und ohne Zweifel der eigentlich vornehme Agon. Und hier machte sich nun in höherem Grade als für die übrigen Arten der Umstand geltend, daß es innerhalb der einzelnen Polis kaum genügend zu feiern war. Auch sonst drängte ja das Agonale seiner Natur nach über die Feldmark der-

¹ [Ringmeister]. — ² [Olympiasieger].

selben hinaus, weil sich das Interesse unter beständig den nämlichen Leuten erschöpfen mußte; am meisten aber war doch dieser Wettkampf, insofern er Sache einer begüterten Minderheit war, auf allgemeinere Festorte angewiesen. Sobald man sich nun an irgend einem neutralen Orte oder Heiligtum mit Kämpfern von anderswoher messen konnte, war die Möglichkeit panhellenischer Agone gegeben, und rasch werden — vielleicht garnicht durch ein ausgesprochenes Übereinkommen — immer allgemeinere Kampfesorte entstanden sein, die dann um Entstehungsmythen nicht in Verlegenheit sein mochten. Die Entstehung dieser allhellenischen und dabei ausschließlich hellenischen Agonalstätten ist aber ein sehr großes Faktum für die Entstehung der hellenischen Nationalität und für das Bewußtsein, das man von ihr hatte, sie ist der einzige Durchbruch durch die Gegnerschaft der Volksstämme und weiterhin die einzige, große Protestation gegen die Zersplitterung in lauter abgeschlossene und verfeindete Poleis. Nur der Agon ferner war es, was gebieterisch nicht bloß das Mitmachen, sondern die Zuschauerschaft der ganzen Nation verlangte; wer sich davon selbst ausschloß, wie die Ätoler, die Akarnanen und die Epiroten, verlor mehr oder weniger das Recht, unter die Hellenen gezählt zu werden.

Als panhellenisch aber muß sich am frühesten Olympia gebärdet haben, und der Mythos von Önomaos und Pelops wird im Grunde nur der Reflex dieses Tatbestandes sein. Auch die delphischen Pythien waren alt, hatten aber anfangs nur musische Agone und wurden erst in der Folge allmählich in Konkurrenz mit den übrigen Festorten gymnastisch und ritterlich allseitig wie Olympia. Der Isthmos ferner hatte die Präsumption für uralte Wagenrennen und war auch gewiß eine Agonalstätte, wo schon sehr frühe Spiele zu Ehren des Palämon-Melikertes gefeiert wurden. Die Nemeen dürften etwa zu allgemeiner Geltung gekommen sein, als einmal Olympia nicht für alle Griechen zugänglich oder objektiv genug war. Für panhellenisch aber galten alle vier Feste, und alle wollten aus heroischer Zeit sein. Und nun ist

das Unerhörte, daß die Nation sich an diesen großen Agonalstätten nicht nur messen, sondern auch im großen kennenlernte, ja daß infolge der während ihrer Dauer herrschenden Waffenruhe auch Bürger verfeindeter Poleis hier friedlich sich treffen konnten. Auf Olympia speziell aber lag eine hohe, nationale Weihe, und die dortigen Spiele, die in ihren Anfängen noch ziemlich peloponnesisch gewesen waren, wurden mit der Zeit im vollen Sinne des Wortes die einzige Offenbarung der Einheit des Griechenvolkes, mochte es im Mutterlande oder in den Kolonien leben, ja die nationale Bedeutung Olympias konnte noch darin einen besonderen Ausdruck finden, daß die allgemeine griechische Zeitrechnung an die Sieger im dortigen Stadion angeknüpft wurde, wodurch ein Problem, das unserer heutigen Welt viel zu schaffen geben würde, auf die leichteste Weise seine Lösung fand.

Auch außerdem aber wimmelte Griechenland von Festgelegenheiten, welche dem Nicht-Stadtbürger so gut als dem Einheimischen offen standen und tatsächlich ebenfalls panhellenisch heißen könnten, und wer das nötige Geld für die Reisen, die Opfer, die Honorare an einen Pindar, Simonides usw. hatte, der konnte das ganze Jahr mit dergleichen zubringen und, wenn er beständig siegte, in aller Munde leben; denn die Zahl der lokalen Exhibitionen an den Festen, die überall gefeiert wurden, war eine endlose. So konnten sich denn die großen gymnastischen Celebritäten heranbilden, wie der Ringer Polydamas, der Faustkämpfer Euthymos, der berühmte Milon von Kroton und der unvergleichliche Theagenes¹. Diese waren sprichwörtlich, und ganz Griechenland wußte Anekdoten und Fabeln von ihnen. Theagenes z. B. hatte damit angefangen, ein Götterbild, das ihm gefallen, von der Agora heimzutragen; er kämpfte in allen Gattungen und überall; seiner Kränze waren laut Pausanias vierzehnhundert, laut Plutarch wenigstens zwölfhundert, wovon freilich dieser Autor sich erlaubt die meisten als bloßen Kehrriht zu bezeichnen.

¹ Vgl. über sie Pausan. VI, 5, 1 ff., 6, 2 ff., 14, 2 f., 11, 2 f., Plutarch rei publicae gerendae praecepta 15.

Aus dem Zusammentreffen des Agonalen und der Aristokratie ergab sich die Möglichkeit, daß sich in einzelnen Familien eine *Tradition* des Kämpfens und Siegens bildete. Solche Siegerfamilien waren dann natürlich auch die besten Kunden eines Pindar, und durch ihn erfahren wir von ihnen. Auch Pausanias erwähnt solche Athletendynastien, wie die des Lepreaten Alkänetos und besonders die der Diagoriden von Rhodos, der Abkömmlinge des Messeniers Aristomenes, unter denen die rührende Szene sich ereignet, daß der Vater von den siegreichen Söhnen in Olympia herumgetragen und von den Hellenen mit Blumen beworfen und glücklich gepriesen wird¹. Natürlich sind solche Familien aristokratisch, respektive spartanisch gesinnt. Ein Sohn des Diagoras, Dorieus, der in gewaltig vielen Agonen gesiegt hat, nimmt im peloponnesischen Kriege mit einem eigenen Schiffe für Sparta Partei. Gefangen und in Athen, wo man ihm sehr gram ist, in die Volksversammlung gebracht, wird der große und ruhmvolle Mann von den Athenern, da sie ihn als Kriegsgefangenen vor sich sehen, entlassen, ohne daß ihm ein Leides getan wird, obwohl man dazu Ursache gehabt hätte.

An den *ritterlichen* Kämpfen, welche, wie gesagt, früh neben den gymnischen stattfanden (in Olympia von der 25. Olympiade² an), kam neben dem Wagenrennen mit dem Viergespann bald auch das Reiterrennen vor, ferner das Wettrennen mit einem Gespann von Mauleseln und das mit einer Stute, welche beiden Gattungen später wieder abgeschafft wurden, sodann das mit einem Zweigespann ausgewachsener Rosse, noch später das mit jungen Tieren. Hier machten sich nun mit der größten Unbefangenheit neben allen Athleten die *Pferdezüchter* (mit ihren Rossenamen: Phänippos, Hipponikos, Hippokleides u. a.) geltend, trotzdem sie gar nicht selber zu fahren brauchten, sondern oft aus weitester Ferne ihre Gespanne schicken konnten. Da nämlich die schaulustigen Griechen den prächtigen und höchst aufregenden Anblick

¹ Pausan. VI, 7, 3 u. 1 ff. — ² [Um 675 v. Chr.].

solchen Augenblicken eine höchst dubiose sei, gelinde beurteilt, und man ließ den Täter in der Regel davonziehen, während der Unterlegene etwa noch im Tode bekränzt und, wie man beschönigend sagte, in das Land der Seligen gesandt wurde. Auch starb man bisweilen von der bloßen Anstrengung an Ort und Stelle. So ein Krotoniate, während er eben vor die Hellanodiken¹ treten wollte, und ein spartanischer Pentathlonsieger zu Olympia, während er noch den Kranz aufhatte; der berühmte Läufer Lados aber wurde nach dem dortigen Siege krank bis in die Nähe von Sparta gebracht und starb an der Landstraße.

Der Lohn des Siegers waren ursprünglich wohl überall Wertpreise gewesen, wie wir sie bei Homer kennen lernen; erst in der Folge die über alles geschätzten Kränze: der Kranz aus Zweigen vom wilden Ölbaum in Olympia, in Nemea der Eppich, auf dem Isthmos der Fichtenkranz, in Pytho der Lorbeer. Daneben mochten bei musischen Agonen von Alters her jene ehernen Dreifüße als Preise gelten, die man aber nicht mitnahm, sondern dem Gotte weihte. Wertpreise, aber solche geringerer Art, wie die warme Chlamys², die einer von Pindars Siegern in Pellene gewann, werden an kleinern Orten gegeben worden sein. Das wahre Ziel des Kampfes aber ist der Sieg an sich, und dieser, namentlich der in Olympia, gilt als das Höchste auf Erden, indem er dem Sieger verbürgt, was im Grunde das Ziel jedes Griechen ist, daß er im Leben angestaunt und im Tode hochgepriesen werden muß. Vollends, wenn ein Sieger wieder einen Sieger zum Sohne hat, mag er sich sagen, daß er zwar an den ehernen Himmel nicht klimmen, aber mit dem Bewußtsein, das herrlichste Erdenlos erreicht zu haben, die Fahrt in den Hades antreten kann³. Von dem Jubel aber, der im Hause des Siegers erschallt, wenn derselbe einer jener ganz agonistisch gesinnten Familien

¹ [Kampfrichter]. — ² [Obergewand].

³ Pind. Pyth. X, 41 f. Nach Plut. Pelop. 34 sagt ein Spartaner zu Diagoras, der samt Söhnen und Enkeln Olympionike war: „Stirb, Diagoras, den Olymp wirst du nicht ersteigen.“

lichkeit nimmt, läßt, nachdem die einzelnen Kämpfe vorbei sind, das liebliche Licht des freundlichen Mondes abendlich erglänzen, worauf dann der ganze Bezirk von Liedern zum Ruhme der Sieger erschallt. Ehe es aber zu diesem friedlichen Abschlusse kam, kostete man eine Spannung durch, die über alles geht, was z. B. bei modernen Wettrennen empfunden wird, und das inmitten einer Zuschauermenge, die von gleich heftigen Gefühlen bewegt war und für die einzelnen Vorgänge eine große Kennerschaft an den Tag legte. Dabei befand man sich an der prächtigsten Stätte, die voll von Kunstwerken war; vor und nach den Kämpfen nahm eine enorme Fülle von Gebräuchen und Opfern die Aufmerksamkeit in Anspruch; in den umständlichen Behörden kam der in der Sache waltende Ernst zum Ausdruck; man wußte, daß die Hellanodiken sich zehn Monate lang in dem für sie bestimmten Hause zu Elis von den Nomophylaken in allen ihren Obliegenheiten hatten unterrichten lassen, eine Schulung, welche unentbehrlich sein mochte, wenn die Behörde gegenüber dem Widerspruche der Unterlegenen ihre Autorität erhalten sollte¹.

Beiläufig mag hier noch erwähnt sein, daß das olympische Fest (wie wohl alle wichtigern Agone) ausschließlich eine Sache von Mannsleuten war, und daß man die Weiber davon drakonisch fernhielt. Der Grund war ohne Zweifel die Besorgnis vor schrankenlosem weiblichem Beifall aus nicht gymnastischem, sondern anderm Motiv, nach nicht gymnastischen Qualitäten. Nur beim Wettlauf im Stadion waren auch Jungfrauen nicht vom Zusehen ausgeschlossen, und die Priesterin der Demeter Chamyne hatte dort ihren offiziellen Sitz.

Außer den Kämpfern kamen nun nach Olympia prächtig ausgerüstete Festgesandtschaften mit Opfertieren und Weihgeschenken der Staaten und der Einzelnen; es kamen Chöre aller Art, besonders auch Knabenchöre, um beim Festopfer ihre Gesänge vorzutragen, es strömten Menschen aus ganz Griechenland und den Kolonien herbei;

¹ Pausan. VI, 24, 3. Waren die Nomophylaken die Hellanodiken des vorigen Festes?

alle Dialekte und Interessen und Freundschaften gaben sich ihr Stelldichein; man sah, wie groß und ausgebreitet die Nation war; denn neben den zahllosen einzelnen Poleis bot sich hier einmal die Darstellung des Ganzen, und zwar eine freie, unbefohlene, und zusammengehalten war dieses Ganze in höchster Spannung durch die Wettkämpfe, bei welchen sich nicht nur Individuen, sondern dem Gefühle nach die betreffenden Poleis maßen.

An dieser Stätte, welche außerhalb auch der mächtigsten und ehrgeizigsten griechischen Poleis lag und somit neutral war, erschienen dann aber auch die Vertreter des griechischen Geistes. Daß Herodot daselbst Teile seines Geschichtswerkes vorgelesen habe, wird zwar bezweifelt; aber mitten zwischen die Kämpfe hinein trat etwa jemand auf wie der Rhapsode Kleomenes und rezitierte die Weihesprüche des Empedokles, die ihm dieser, weil es für den Vortrag an dieser Stätte eines ganz besondern Organes bedurfte, ad hoc mußte anvertraut haben. Natürlich finden wir auch den Festredner mit vollem Mantelwurf, einen Gorgias und andere, die hier über Eintracht unter den Hellenen und Kampf gegen die Barbaren schöne Worte machen oder den Sturz des sizilischen Dionys predigen; und endlich finden sich auch die Philosophen ein bis auf jenen Zyniker Peregrinus Proteus hinunter¹, der recht eigentlich das Ende des olympischen Ruhmwesens bezeichnet; denn über seinen Sprung ins Feuer konnte die müde alte Welt nicht mehr hinaus.

Eine starke Konkurrenz für Olympia hätte in Delphi erwachsen können, insofern man dort von dem anfänglich fast bloß musischen Agon und den gymnastischen Spielen der Knaben allmählich zu aller möglichen Athletik und zum Wagenrennen überging. Doch kommt uns vor, die wahre spätere Konkurrenz sei viel eher Athen gewesen. „Die übrigen Festversammlungen kommen nach langen Zwischenräumen zusammen und enden bald

¹ Vgl. Band II, S. 80.

wieder; unsere Stadt aber ist die ganze Zeit hindurch für die Ankommenden eine Festversammlung“, sagt Isokrates¹ jedenfalls mit einer gewissen Berechtigung. Überdies aber waren die Panathenäen ein fast so vollständiges agonales Fest als die panhellenischen, ja nächst diesen vielleicht das allerschönste geworden. Um einen und denselben Preis, nämlich um Kränze und Gefäße mit Öl von den heiligen Ölbäumen, maß man sich auch hier in allen athletischen, ritterlichen und zuletzt auch musischen Kampfformen; für die letztern diente seit Perikles das Odeion. Indes war und blieb Olympia immerhin die einzige Stätte der ganz allgemeinen griechischen *Publizität* und war hierin auch durch Delphi nicht zu ersetzen, welches dafür andere Seiten der Überlegenheit besaß. Wer etwas an *alle* Griechen bringen wollte, mußte entweder in Olympia selber auftreten oder ein Bildwerk mit Inschrift hinstiften. Während man heutzutage, was an Bildwerk geschaffen wird, ausschließlich als Schmuck der Vaterstadt daheim behält, sandten bei den Griechen Einzelne, Korporationen, Städte und Bünde dergleichen an den großen Festort oder ließen es auch dort anfertigen, und aus Pausanias ersieht man, daß sie das Ziel „allgemeiner griechischer Notiznahme“ für Jahrhunderte wirklich erreichten. Abgesehen von den Athletenstatuen fanden sich dort eine Menge von Statuen politischer, kriegerischer usw. Zelebritäten. Man hatte sie vielleicht meist in der Heimat auch und empfand doch, daß dies nicht genüge.

Und hier kommen wir nun auf das *agonale Denkmal* überhaupt. In einer Zeit, da der *agonale Ruhm* der wesentliche und fast einzige war, mußte nämlich auch die Stunde schlagen, da die Griechen von der schon hoch gestiegenen Plastik dessen Verewigung verlangten und zu ihr sprachen: Du *mußt* es können.

Auch über das Musisch-Agonale ist hier zum Schlusse noch kurz zu sprechen. Nur mit einem Worte möge zunächst an das *agonale Auftreten* der Rhapsoden erinnert

¹ Panegyrr. 46.

sein, von dem bereits oben die Rede war¹; Hesiods Sieg in Chalkis bezeichnet für uns diese frühere Stufe. Von den panhellenischen Agonen aber war für das Musische jedenfalls der in Delphi der bedeutendste. Die Pythien sollen ja, wie schon gesagt, ursprünglich rein musischen Charakter gehabt haben, und zwar hörte man hier Kitharöden, welche zur Kithar den Hymnus auf den Gott vortrugen, Flötenspieler, Aulöden — deren Musik freilich wegen ihres melancholischen Charakters später bald wieder abgeschafft wurde² —, endlich seit der achten Pythiade auch nicht singende Kitharspieler. Es muß in der ältern Zeit eine Sache auf Leben und Tod gewesen sein, hier zu siegen oder zu unterliegen, und die Kampfrichter walteten ihres Amtes mit dem größten Ernste; in spätern Zeiten freilich mag auch hier, wie überall in Griechenland, das alte agonale Wesen durch das musikalische Virtuositentum zurückgedrängt worden sein, bei dem es sich um die Exhibition eines Einzelnen handelte.

Aber nun möge auch des Musisch-Agonalen in seiner weitem Offenbarung gedacht sein. Vor allem stehen die Griechen im ganzen Altertum darin einzig da, daß der Agon bei ihnen sich auch des Kultus bemächtigt und, indem er speziell dessen musische Elemente in seinen Bereich zieht, die Hauptbedingung wird, unter der die Entwicklung eines großen Teils der Poesie stattfindet³. Agonal ist, wie es scheint, das Drama, sowohl die Tragödie als die Komödie, fast von seinen Anfängen an; sodann aber sind es alle möglichen festlichen Chöre, welche z. B. in Athen, von den Phylen wettweise gestellt, d. h. den reichern Bürgern der Reihe nach überbunden werden, so daß die Choregie eine der wichtigsten bürgerlichen Leistungen wird.

Durch das ganze griechische Leben hindurch geht fortan die Wettbemühung. Die Kitharöden, Kitharisten, Auleten finden bei jedem öffentlichen Auftreten ihre Richter, als

¹ Vgl. S. 69. — ² Vgl. Band II, S. 209.

³ Sehr bescheiden nimmt es sich daneben aus, wenn in der katholischen Welt, etwa bei Wallfahrten, jedes Dorf die größte Fahne oder Kerze mitführen will.

verstände es sich von selbst; überall gibt es Sieger und Unterlegene. Die Hirten des Theokrit sind mit ihrem Wettgesang nur in Verlegenheit, wenn es keinen Richter gibt. Aber auch jeder Prozeß wurde mit Liebhaberei als Agon behandelt, so daß „Agon“ der stehende terminus technicus für „Prozeß“ werden konnte, und dazu kommen noch die Agone der bildenden Kunst, wenigstens der Malerei: der zu Samos zwischen Parrhasios und einem Rivalen um die Darstellung des Streites zwischen Aias und Odysseus und der des Panänos und Timagoras von Chalkis an den Pythien.

Erst, als das Athletisch-Agonale und das Musisch-Agonale das griechische Leben vollständig durchdrang, wird auch die Erziehung sich völlig darauf eingerichtet haben, nicht in dem Sinne, daß sich jeder zum Wettkämpfer an feierlicher Kampfstätte ausgebildet hätte, sondern nur, so weit als nötig war, um dem Agon zu genügen, der das tägliche Leben beherrschte. Schon der Grammatiklehrer, der Kitharist und der Turnlehrer, welche für jeden, der irgend etwas bedeuten wollte, in und außerhalb Athens die unvermeidlichen Lehrer der Anfänge wurden, gingen hierauf ein, und unter den Knaben war demnach ein beständiges Gewinnen und Besiegtwerden, ein beständiges Empfangen von Kränzen üblich. Auch hatte man den Begriff der politischen Ephebie mit einer bestimmten gymnastischen Ausbildung zusammengebracht, die sich dann als *caput mortuum*¹ bis unter die Römer behaupten mochte. Schließlich ist die ganze griechische Kunst von dem Symbol alles agonalen Siegens, der Bekränzung durchzogen.

Das tägliche Leben von Jugend auf, die Agora, die Gespräche vom Krieg usw. taten das Übrige zur Ausbildung des Einzelnen. Es entstand eine Existenz, wie sie auf Erden weder vorher noch nachher anderswo vorgekommen ist: Alles vom Agon durchdrungen und beherrscht und ausgehend von dem Grundfundament, daß durch das Erziehen (*παιδεύειν*) alles zu erreichen sei, bei welcher Erziehung

¹ [Rest].

dann wieder der Familie und dem elterlichen Hause das Wenigste überlassen blieb. Betrachten wir daneben den Wettbewerb, wie er sich in unserer Welt geltend macht, so springt uns vor allem der Hauptunterschied in die Augen, daß der griechische Agon immer eine ganze Bevölkerung zum Zeugen hat, während heute — ob es sich nun um persönliche Leistung oder (wie bei Gemälden, Büchern usw.) um stumme Exhibition handle — ein entweder kaufendes, respektive Eintrittsgeld zahlendes oder nicht kaufendes und wegbleibendes Publikum entscheidet. Aber meist ist ja der heutige Wettbewerb auch mit ganz anderen Zielen behaftet. Wenn auf Schulen noch ein (gewöhnlich geringer) Grad von Ehrgeiz besteht (eine Ausnahme machen nur einige höchst Ehrgeizige), so ist dafür im Leben an die Stelle der „Sehnsucht nach Ruhm“, weit davon abweichend, die Geschäftskonkurrenz getreten. Der jetzige Mensch sucht viel eher eine Stellung in der Welt als plötzliche glänzende Anerkennung zu gewinnen, und er weiß wohl, warum er den Erfolg mehr auf der materiellen Seite sucht; denn das Leben ist pressant geworden. Was aber die Erziehung betrifft, so ist an Stelle der fast ganz auf künftiges Können hin gerichteten griechischen Paideusis die heutige auf „gründliches und dennoch vielseitiges“ Wissen abzielende höhere Schulbildung getreten. In Summa dürfen wir wohl aussprechen, daß die Griechen den Wert des Lebens zu sehr in der Meinung anderer gesucht haben, und wehe, wenn der Agon einst darin bestand, daß die Einzelnen sich um die Wette bei den Massen geltend machten!

Indem wir nun daran gehen, die *Wertschätzung der Arbeit* bei den Griechen zu betrachten, werfen wir vor allem wieder einen Blick auf den alten Orient. Hier hatte sich die Frage nach der Würde der verschiedenen Tätigkeiten in den großen alten Kulturstaaten, wie es scheint, schon seit Entstehung der betreffenden Reiche erledigt; eine herrschende Kaste (Priester, Krieger) hatte Herrschaft, Krieg, Jagd und Wohlleben für sich vorweggenommen und den Übrigen, mochten sie nach Erblichkeit der Be-

schäftigung in Kasten eingeteilt sein oder nicht, den Rest gelassen. Die Industriearbeit war wohl auf einen hohen Grad von (mechanischer, chemischer, formaler) Vollendung gekommen, war aber gewiß als Mühe verachtet und galt als ein erbliches *Müssen*, der Ackerbau war durch die schon fast tropische Hitze tatsächlich lauter Sklavenarbeit. Ähnlich geht dann auch auf völlige Verachtung der Arbeit und des bürgerlichen Erwerbes die Denkweise, die der Adel im europäischen Mittelalter ausgebildet hat; aber neben ihm kommt allmählich der Bürgerstand empor, der nicht nur arbeitet, sondern die Arbeit in hohen Ehren hält.

Anders steht zwischen diesen beiden Welten die griechische Welt da, indem hier gerade das *Bürgertum* als solches die Arbeit in ziemlich weitem Umfange verachtet, obwohl es deren Wirkung nicht entbehren kann. Die einfache Erklärung: die Griechen hätten hiefür eben Sklaven gehabt, genügt nicht; denn sie verachteten auch das meiste der freien Arbeit. Auch wird man die Schuld nicht auf das Klima schieben können; denn dieses ist noch nicht so heiß, daß Feldarbeit und Freiheit sich ausschließen.

Das Wesentliche für die Wertschätzung der Arbeit sind vielmehr die Zeit und die Umstände, unter denen sich bei einer Nation die Ideale des Daseins ausbilden. Dasjenige des jetzigen Europas stammt vorherrschend vom Bürgertum des Mittelalters her, welches allgemach dem Adel nicht nur an Reichtum überlegen, sondern auch an Bildung — freilich einer anderen als der des Adels — gleichwertig wurde. Die Griechen aber hatten das Phantasiebild ihrer heroischen Zeit, d. h. einer Welt ohne Nutzen, und wurden dasselbe nie los; sie standen dem heroischen Dasein, welches nichts enthielt als Kämpfe, Tragödien der Königshäuser und dazwischen die Götter, und zwar dies alles verbunden durch eine wunderbare Poesie, unendlich näher, als der Bürgerstand des Mittelalters der germanischen Sagenwelt stand. Während aber das heroische Zeitalter, wenigstens in seinem Scheiden, in Hesiods Werken und Tagen, noch eine Anschauung des ehrbaren Bauernlebens feststellt — es ist daselbst so-

gar noch ein gewisser Grad von Gewerbe gepriesen —, mußte das agonale, welches darauf folgte, die Denkart, welche die körperliche Arbeit verachtet, noch unvermeidlicher hervorbringen. Die durch die Geburt gegebenen Individuen der herrschenden Klasse sind nicht mehr, wie vorher, in beschränkter Anzahl vorhanden, sondern es herrscht eine große, wesentlich von Grundrenten lebende städtische Aristokratie, deren Lebenszweck und Ideal wiederum der Kampf, aber weniger der Krieg als der Wettkampf unter Gleichen ist.

Zugleich nahm jedenfalls auch das Sklaventum zu. Aber das Entscheidende war diese Zunahme nicht; denn öfter genügten rechtlose, tributpflichtige, tatsächlich leibeigene Bauern, und in Sparta waltete die herrschende Kaste über lauter solchen. Und ferner war das eigene Tun des Bauers und Handwerkers, wenn er auch Sklaven kaufte, deshalb in der allgemeinen Anschauung nicht geachteter. Nur das wird zugeben sein, daß die Ausdehnung des Sklaventums die ohnehin herrschende Ansicht bestärkte. Diese Anschauung des aristokratischen Zeitalters aber ist es, welche bis auf das späteste Griechentum wirkt und besonders auch noch in der Zeit des vollen demokratischen Staatslebens.

Diesem allen gegenüber steht nun allerdings die Notwendigkeit und Leichtigkeit des Erwerbs und die große Anlage des Griechen zum Seefahrer, Kolonisator und Kaufmann, mit anderen Worten der entschiedenste Beruf dazu. Nachdem die Phönizier, bei welchen allein der Griff des Welthandels gewesen zu sein scheint, das Beispiel gegeben hatten, *mußte* die Annehmlichkeit des beweglichen Besitzes und die frühe Einsicht, daß Geld doch gleich Macht sein könne, auch in der hellenischen Welt eine Exzeption zu Gunsten des Handels herbeiführen; auch wo so viel Geist zu wecken war, wie beim Verkehr mit anderen und bei den Reisen, hätte sich der Grieche nicht zurückhalten lassen. Handel und Reederei wurden die Hauptursache des beweglichen Vermögens, und wenn die Kolonien auch zunächst entstanden waren, um Poleis zu sein, so waren die meisten doch ohne Handel nicht

denkbar, und dieser behauptete sich, wo und sobald sie etwas waren, in voller und gleicher Würde mit dem Grundbesitz. Die ganz von ihm durchdrungene, koloniale Denkweise wirkte dann aber notwendig auf das Mutterland zurück. Dabei ist noch keineswegs gegeben, daß die Blüte des Handels mit demokratischen Staatsverfassungen zusammenfällt; vielmehr waren die Verfassungen der handelntreibenden Poleis eher zu Timokratien ausgebildet, und in Ionien, Italien usw. sind die großen Kaufleute und Reeder offenbar zeitweise die Regenten, wie sie ja auch im abendländischen Mittelalter oft die erste Gilde und mit dem städtischen Patriziat entweder gleich an Würde oder geradezu identisch sind. Diese oberste Klasse aber war — zumal in den ionischen Städten —, wenn sie auch wesentlich eine kaufmännische, nicht eine agonale Gesinnung hatte, mit ihren kühnen Fahrten noch eine Fortsetzerin des alten Heroentums, und, wie ihre Poesie und Philosophie, ihre mächtigen und prachtvollen Tempel und ihre großartigen Weihegeschenke beweisen, so ideal gesinnt als irgend eine Aristokratie. Wohl sind dann durch den Luxus, welcher gewiß wesentlich Erzeugnis des Handelsgewinnes war, diese Staaten einigermaßen entartet; auch müssen die Ionier in dieser Beziehung stark unter lydischem Einflusse gestanden haben; doch mag manches nur neben der sonstigen griechischen Mäßigkeit in Kleid und Tisch als Luxus ausgesehen haben.

Nun mochte ein Sparta den Handel von seinen Vollbürgern völlig fernhalten und ein Epidamnos den Verkehr mit dem illyrischen Binnenvolke jährlich durch einen angesehenen Bürger als offiziellen „Verkäufer“ besorgen lassen, weil diese Bürger sonst im Umgange mit den Barbaren böse und neuerungssüchtig zu werden drohten¹; dies sind Einzelfälle, die neben den großen, überwiegenden Interessen kaum in Betracht kommen. Zumal in Athen war der Handel wohl von Alters her vom Vorwurfe der Banausie eximiert, und Solons Beispiel beweist, daß auch Eupatriden Handelsreisen machten. In seiner Verfassung

¹ Plutarch, Quaest. Graec. 29.

gründete Solon zwar seine abgestufte Berechtigung am Staat einzig auf den Grundbesitz; zugleich aber verlieh er in seiner Gesetzgebung der Arbeit überhaupt alle Ehre; die ganze Frage war für ihn schon aufs stärkste durch die massenhafte Einwanderung von Flüchtlingen präjudiziert, da der dürftige Boden Attikas kein müßiges Volk genährt hätte. —

Bedeutend ungünstiger ist die allgemeine Präsumpcion für die Gewerbe und Künste, obwohl tatsächlich ein sehr ausgedehnter und einträglicher Gewerbefleiß vorhanden war, der überall, wo er sich mit der Form berührte, sogar Edles und Herrliches schuf. Nun ist es zwar an dem, daß man ein geehrter Bürger sein kann, wenn man als reicher Kapitalist eine große Fabrik hat, worin man — vielleicht ohne eigenes Verständnis und nur mit Hülfe kundiger Werkmeister — durch abgerichtete Sklaven arbeiten läßt. So fabrizierte der Vater des Sophokles Waffen, der des Demosthenes ebenso, der des Isokrates Flöten. Es ist aber sehr bezeichnend, wie in den Viten der Söhne jedesmal darüber debattiert wird, ob ein solcher Mann gleichwohl recht vornehm gewesen sei. Hätten sie selbst Hand an die Arbeit gelegt, so glaubt man, daß weder der Sohn des Sophillos neben einem Perikles und Thukydides Stratege geworden wäre, noch der des Theodoros eine Ehrenstatue in Olympia erhalten hätte. Im übrigen „wurde der größere Teil dieser Geschäfte in vielen Städten von selbst solchen Klassen der Einwohnerschaft überlassen, die ohnehin als unfrei oder ortsfremd zu keiner bürgerlichen Tätigkeit berufen und befugt waren. Wir finden selbst in Athen und anderen Demokratien, daß dieselben je länger je mehr aus den Händen der Bürger in die der Metöken übergingen, die zu diesem Ende selbst aus allen Gegenden Griechenlands und seiner Nachbarländer nach den Hauptstädten des Verkehrs zusammenströmten¹⁴. Viele attische Metöken mochten Lyder, Phryger, Syrer, vielleicht auch Juden sein; es wurde diesem Stande schon durch Themistokles, damit viele kämen, mancher Vor-

¹ Dies aus Hermann, Privataltert. § 42.

schub getan, obschon der Metöke keinen Grundbesitz erwerben durfte, wie die Sklaven der Tortur unterworfen war und, wenn er seine Taxe nicht zahlte, als Sklave verkauft werden konnte. Mochten die Leute, welche die Feder führten, über das Los der Banausen denken, wie sie wollten, sicher ist, daß in Athen von Perikles Tode an Gewerbsleute und Handwerker aus dem niederen Bürgerstande sich vordrängten und eine politische Rolle spielten, trotzdem sie einer freien Erziehung durch Musik und Gymnastik entbehrten. Sie führten jetzt in den Volksversammlungen das Wort und bekleideten die Ämter, und da sie nicht besser sein wollten als der große Haufe, wurde es ihnen viel leichter, die Menge zu behandeln als den Aristokraten. — Und nun wurde zufälligerweise auch die ganze Plastik in die Verdammnis des Banausentums hineingezogen¹. Der allervollkommensten Verachtung verfiel schließlich der Kleinkram (*καπηλεία*), unter dem nicht bloß aller Fürkauf und Wiederverkauf begriffen ist, sondern alles, was einen beliebigen Preis für irgend eine Leistung verlangt, wie z. B. die Gastwirtschaft und selbstverständlich wohl auch alles Geldleihen der Trapeziten und Daneisten² um Zinse.

Unsere beständige moderne und nordische Verwunderung wird nun durch die Frage erregt, wovon die Leute, so viel wir sehen, ohne Gewerbe und ohne nachweisbare Renten gelebt haben mögen. Woher nahmen sie nur schon das Geld, um ihre Sklaven zu kaufen? Das ganze jetzige Europa, denken wir, würde ja bei einer solchen Lebensweise einem baldigen Hungertode verfallen. Zur Erklärung dient vor allem, daß Genügsamkeit und Sobrietät im allgemeinen groß waren, obwohl man Schlemmen und Prassen bei Gelegenheit gerne mitmachte und von den wirklich Reichen, wie Kallias und seiner Familie, verlangte, daß sie ihren Reichtum zeigten. Eins mag völlig gefehlt haben: das Essen und Trinken aus bloßer Langeweile und Stumpfheit. Man hatte keine nordische Langeweile und war nicht stumpf.

¹ [Vgl. Band II, S. 137]. — ² [Wechsler und Leiher].

Das bloße Leben und sein Anblick war ferner etwas — und ist es im Süden noch heute hie und da. Und da man keine drängende Eile hinter sich hatte, konnte man sich dem einzelnen Anblick hingeben, und daneben standen Leute, welche Weises und Witziges dazu sagten. Wer aber von Agora und Kerameikos hinweg eine Abwechslung wünschte, ging in den Piräus und sah den Schiffen zu. So sind noch zur römischen Zeit alle vier Kollokutoren von Lucians Navigium nach dem Piräus gekommen, weil dort als Gratisanblick ein außerordentlich großes Schiff, eines von denjenigen, welche das Korn aus Ägypten nach Italien führen, angelegt hat, und die Menge der Zuschauer ist so groß, daß sie darin einen von ihnen verlieren¹.

Man liebte den Reichtum zu allen Zeiten, und brünstig, aber doch nicht so, daß man sich, um ihn zu gewinnen, leicht zum Erwerb entschlossen hätte, sobald derselbe mit irgend einer unedel scheinenden Anstrengung verbunden war. Den Wert des Lebens suchte man, wenigstens der Anschauung, wenn auch nicht der Tat nach, im siegreichen Wettstreit irgend einer (nur nicht der industriellen) Art mit andern. Auch heute haben ja diejenigen Tätigkeiten gewisse Schranken, die sich ein sogenannter „Gebildeter“, ja einer, der auch nur in einer Sekundarschule gewesen ist, gefallen läßt: Steinklopfer und dergleichen will ein solcher nie werden. Allein diese Schranken sind unendlich weiter gezogen; Manipulationen selbst sehr derber Art schließen nicht von der „Bildung“ aus, welche gewissermaßen die damalige Kalokagathie vertritt, und künstlerische Tätigkeit adelt in der neuern Zeit vollends die leibliche Aktion, die damit verbunden ist. — Damals aber sagte noch Sokrates, in dessen Kreise sich die philo-

¹ Bei Gelegenheit der Tagedieberei mag auch der verschiedenen Arten des Fischens: mit Netzen, mit der Stange, mit Reusen und mit der Angel gedacht sein, wovon Älian, Hist. anim. XII, 45 handelt. Letztere war die vornehmste. — Auch der Vogelfang gehört dahin. Aristophanes verrät in den Vögeln eine so endlose Kenntnis des Vogelwesens, daß er selbst muß Liebhaber gewesen sein.

sophische Kalokagathie der Adligen substituiert hatte, die Muße sei die Schwester der Freiheit.

Indem wir nun zu den weitem sozialen Veränderungen übergehen, welche diese Zeit zeigt, betrachten wir zunächst die Stellung der *Frauen*. Diese waren nicht bloß von den Symposien, sondern, wie wir gesehen haben, von weit dem Größten, was das griechische Dasein bot, nämlich von den Agonen ausgeschlossen, und nicht einmal ihre Augen hatten an diesem Höhemomente teil; von einem Zufüßenlegen des Sieges im Sinne der Ritterlichkeit war vollends keine Rede. Die Agone aber waren nicht bloß Exhibitionen der gymnastischen Tüchtigkeit, sondern auch der jugendlichen Schönheit und durch beides zugleich Gewähr der künftigen Bürgergröße. Und nun hat schon das Altertum einen Zusammenhang zwischen dem agonalen Wesen und dem Aufkommen der *Männerliebe* erkannt, welche in der homerischen Zeit noch nicht hervortritt, seit dem agonalen Zeitalter aber mehr und mehr das griechische Leben durchzieht, ja mit dem griechischen Geiste beinahe wesentlich verbunden erscheint und sich sogar als ein hochideales Element gebärdet. Die agonale Bewunderung des Mannes für den Jüngling und auch des Knaben für den Mann mag einigen Anteil daran haben; in Gymnasien sah man die Statue des Eros zwischen Hermes und Herakles; — ja auch für den Krieg wird Wert auf das Verhältnis gelegt¹. Allein die Sache hat rätselhaftere und dunklere Seiten; sie nimmt z. B. je nach Landschaften (Kreta, Sparta, Elis, Bötien) einen eigenen Charakter an, d. h. sie gewinnt den Rang einer konstanten Sitte²; — die einzigen Regierungen, welche die

¹ Vgl. die Hauptstelle Älian Var. Hist. III, 9. — Spartaner und Kreter opferten dem Eros vor der Schlacht. Preller, Griech. Mythol. I, 239. — Nach Athen. XIII, 12 bestand die heilige Schar der Thebaner aus Liebenden und Geliebten, welche die Würde des Gottes dartaten, indem sie statt eines schmählichen Lebens einen erlauchten Tod willkommen hießen.

² Vgl. besonders Plato, Symp. p. 182, Xenoph. de re publ. Laced. II, 13 ff., die wichtige Stelle Xen. Anab. VII, 4, 5 f. und die ausführliche Darlegung dieses Verhältnisses auf Kreta, die Strabo X,

Männerliebe und zugleich die Gymnastik verfolgten, sollen die Tyrannen gewesen sein, welche von dieser Seite her Verschwörungen befürchteten¹; in andern Staaten blieb die Sache in sehr weitem Umfang straflos; Athen strafte nur die Notzucht und verbot dem, welcher sich gewerblich verkauft hatte, das öffentliche Auftreten; erst mit dem Geld und mit der Gewalttat stellt sich die Schande ein. Neben diesem allem blieb der eheliche und außereheliche Umgang mit den Frauen ohne irgend welche merkbare Abnahme. Die Ehe war bürgerlich so hochwichtig wie jemals und irgendwo, weil nur aus der echten Ehe der echte Bürger hervorging; nur bemerkt man keinen Zug der Innigkeit mehr darin, frevle und höhnische Reden über die Frauen nehmen überhand.

Während der weibliche Charakter von Poesie und Sage vorwiegend ins Düstere ausgemalt wurde, war doch die hellenische Anschauung in bezug auf die Frauen eine nach Stämmen verschiedene. Am tiefsten standen dieselben eigentlich in Ionien und in Athen. Dort kann ihre stärkere Abschließung vielleicht durch lydischen Einfluß erklärt werden; daß sie in Athen durchaus nur auf das Haus und auf so viel Kultur beschränkt waren, als für das Hauswesen dienlich war, dürfte am Ende aus der vehementen Entwicklung der Polis erklärt werden, welche die Menschen zu ausschließlich mit ihrem Tun erfüllte. Bei andern Stämmen war dies anders. Im Peloponnes war zwar in Korinth, woselbst ein sehr ausgedehntes Hetären-tum regierte, die Frau nur wenig geachtet, in Lakedämon dagegen, wo die Spartiatin das Gut hüten mußte, war

p. 483f. nach Ephoros gibt (es lag hier ursprünglich offenbar noch ein besonderer Zusammenhang mit dem kriegerisch-dorischen Zwangsstaat zu Grunde; doch wird die Absicht, die Über-völkerung zu vermeiden, zugegeben). Bis zum Gebote gesteigert erscheint die Sache in Lakedämon bei Älian Var. Hist. III, 10, woselbst auch berichtet wird, daß man für Fehler des Knaben den Liebhaber belangte.

¹ Athen. XIII, 78^a, wo auch Beispiele von Verschwörungen Liebender gegen Tyrannen erzählt werden. Polykrates, der deshalb die Palästre zerstört haben soll, behielt sich dann freilich seinen eigenen männlichen Harem vor.

ihre Stellung notwendig eine höhere; die Mädchen wurden dort so erzogen, daß sie förmlich agonal wurden, und es wurden ihnen auch Wettkämpfe zuteil, was seinen Grund nicht etwa nur in der Absicht gehabt haben wird, sie zum Gebären tüchtiger zu machen. Ähnliches kam in Elis vor; in der (arkadischen?) Alpheiosebene aber gab es einmal an Festen der eleusinischen Demeter für Frauen einen Schönheitsagon, bei dem die Beteiligten Gold-trägerinnen (*χρυσοφόροι*) genannt wurden; auch Konkurrenzen in Sittsamkeit und Hausführungskunst wurden abgehalten. Besonders ausgezeichnet sodann war in bezug auf die Frauen der äolische Stamm. Von dem keischen Simonides gibt es eine Grabschrift auf eine gewaltige thessalisch-böotische Jägerin Lykas, „vor deren Gebein noch die Tiere zittern“¹; es muß dies eine förmliche Virago gewesen sein, derengleichen auf ionischem Boden unmöglich war, in Bötien aber noch hie und da vorkommen mochte. Auch treten hier die Dichterinnen noch gleichwertig mit den Dichtern auf; der jugendliche Pindar findet am Ende des 6. oder Anfang des 5. Jahrhunderts in öffentlichen Agonen Nebenbuhlerinnen an Myrtis und Korinna, welche, wie er, chorische Dichtungen schaffen, und wird von der letztern einmal besiegt; hundert Jahre vorher aber sangen auf Lesbos die wundersamen Dichterinnen der individuellen Lyrik: Sappho und ihre berühmten Freundinnen Damophila und Erinna, unter denen, wenn sie auch nicht chorisch dichteten, ein gewisser Wettfeifer, also etwas wie ein musisch-agonales Verhältnis, sich von selbst ergeben mochte; auch Schönheitskämpfe kamen übrigens in Lesbos und Tenedos vor.

Wo aber die Frau darniedergehalten war, stieg natürlich in demselben Maße die Hetäre. Käufliche Wesen waren seit uralten Zeiten massenhaft vorhanden gewesen; das steigende Sklaventum brachte sie rasch von einer Hand in die andere; auch an Tempel wurden Sklavinnen häufig geschenkt; weitberühmt für seine gewaltig geldgierigen

¹ Simonides bei Bergk. fr. 130.

Hierodulen war zumal Korinth, wo freilich dies Gewerbe als ein wichtiger Industriezweig besteuert wurde; auch in Athen gab es öffentliche Anstalten dieser Art, und zwar waren dieselben eine Stiftung Solons, der aus ihrem Ertrag der Aphrodite Pandemos einen Tempel baute. Indes für uns handelt es sich nur um die Frage, welches die erste individuelle *Zelevrität* dieser Art war, und dies möchte für unsere Kenntnis (da wir nicht wissen, wie frühe es z. B. berühmte Milesierinnen gab) Rhodopis gewesen sein, mag nun Herodot (II, 134.f.) richtig von ihr geredet oder sie, wie Athenäos behauptet, mit der Doricha von Naukratis zusammengeworfen haben. Von ihrem Lebenslauf ist vielleicht kein einziger Zug sicher. Eine Thrakierin von Herkunft, soll sie Mitsklavin des Äsop gewesen sein, der um 580 blühte; sie wurde ferner noch als Sklavin, um ihr Gewerbe zu üben, nach Naukratis in Ägypten gebracht, dann aber durch Charaxos, den Bruder der Sappho, losgekauft, worauf sie in der Freiheit große Schätze erwarb, so daß der griechischen Phantasie träumen konnte, sie habe daraus die Pyramide des Mykerinos erbauen lassen. Als sie nun aber reich und unabhängig war, erwachte in ihr die große Ambition, den Hellenen ein Denkmal an sich zu hinterlassen, und so ließ sie aus dem zehnten Teil ihrer Habe viele eiserne Bratspieße für ganze Ochsen machen und stiftete diese nicht etwa in irgend einen Tempel der Aphrodite, sondern nach Delphi, wo dieselben sich noch zu Herodots Zeiten hinter dem Altar der Chier, dem Tempel gegenüber befanden¹. Nachdem Rhodopis, worauf sie es angelegt hatte, so berühmt geworden war, daß alle Hellenen ihren Namen kannten, folgte Archidike, die gleichfalls aus Naukratis hervorgegangen war, wo, wie Herodot sagt, die Hetären liebenswert zu geraten pflegten. Auch diese

¹ Sollten diese Bratspieße für große Festopfer dienen oder handelt es sich um einen Witz, dessen Symbolik wir, bei dem Widerwillen gegen das Symbolische, womit wir getränkt sind, nicht mehr ergründen können? Man könnte damit die Leitern zusammenhalten, welche Pittakos nach Älian Var. Hist. II, 29 in verschiedene Tempel Mytilenes stiftete, um das Auf und Ab des Glückes zu symbolisieren.

wurde besungen und genoß somit allgemeinen Ruhm; doch war sie weniger der Gegenstand der Unterhaltung in den Konversationslokalen (*ἡσσαν περιλεσχήμεντος*), d. h. wohl von den feinen Kennern weniger hoch gestellt, ein Ausdruck, womit von Herodot eine ziemliche Nuance des allgemeinen Interesses angedeutet wird¹. Als berühmt sind dann etwa noch *Leaina*, die Geliebte des Harmodios, und *Nanno*, die Flötenbläserin des Mimnermos, zu nennen. Jedenfalls kann der Ruhm dieser Hetären nur von ihrem Geist und ihrer Konversation hergekommen sein; denn für das Physische hatte man so viele unberühmte schöne Weiber, als man begehrte; der Grieche fand vielleicht schon damals bei ihnen einen Ersatz desjenigen geistigen Umganges, den er mit der Gattin nicht hatte oder nicht haben mochte.

Die damalige *Geselligkeit* ist insofern schon weiter gediehen als in den heroischen Zeiten, als sie sich nicht auf die Fürstnhöfe und das Kriegszelt beschränkt, sondern überall, wo freier hellenischer Boden ist, die Leute hinreißt und einen großen Teil ihres Lebensglücks ausmacht. Ihre Grundlage ist seit den ältesten Zeiten das *Symposion*, das aber freilich je nach den Entwicklungszeiten des Griechentums sehr verschieden ist. Die künstlich auf Mäßigkeit und Spöttei eingerichtete, kurzabgebissene, nüchterne Geselligkeit der Spartiaten bei den *Syssition* konnte allen möglichen Lakonismus entwickeln, aber keine Hingebung an den Moment und keine Poesie. Hier hat die spartanische Kultur ihre Hauptlücke: das *Syssition* ist kein *Symposion* und, wie alles Spartanische, wesentlich unfrei. Dagegen die *freie* hellenische Sitte ist, abgesehen von öffentlichen, sei es politischen oder durch den Kultus herbeigeführten Gastmählern und von Privatfesten (wie Hochzeiten, Einladungen bei der Namensgebung eines Kindes, Feiern eines agonalen Sieges usw.)

¹ Die *leschai* sind die Orte, wo man zum Schwatzen zusammenkommt; es mag in ihnen manch unnützes Wort gefallen sein, aber doch treten die Griechen uns hier als das Volk der Konversation entgegen.

reich an Zusammenkünften *ohne besondern Anlaß*. Auch der *Eranos* (das Picknick) ist uralte, er kommt schon bei Homer und Hesiod vor und stellt offenbar einen Grad der Freiheit mehr dar; denn, mochte der einzelne (wie dies später oft der Fall war) den Beitrag in Geld zahlen oder in einem Korbe mitbringen, in keinem Falle wurde man dabei jemand verpflichtet; der Reichtum erhielt nicht den ausschließlichen Vorzug des „Hausmachtenkönnens“, und so bedeutet der *Eranos* wesentlich so viel als die Gleichheit. — Aber auch bei den vorgeladenen Symposien, die jemand im eigenen Hause gab, herrschte (wenigstens in vorrömischer Zeit) keine Rangordnung, und wenn auch die Einladung in der Regel so früh erfolgte, daß der Geladene sich zur Teilnahme noch rüsten konnte, so ging doch die Freiheit so weit, daß man noch Ungeladene mitbringen durfte. Dies ist nur denkbar, wenn alles auf die Konversation ankam, und diese alle übrigen Genüsse weit überwog.

Der Gang des Symposions ist einfach. In Plutarchs Gastmahl der sieben Weisen z. B., welches in seiner späten Fiktion das Kostüm einer sehr alten Periode durchzuführen sucht, werden, nachdem man zuerst abgegessen hat, die Speisetische weggenommen und Kränze an die Anwesenden ausgeteilt; dann wird mit Wein und zwar mit ungemischtem eine Spende dargebracht, worauf die Flötenspielerin eine kurze Melodie spielt; sowie diese aus der Mitte der Gesellschaft abgetreten ist, beginnt an den aufgetragenen Tischen der Trunk und die Konversation. Herr der Geselligkeit ist dabei der Wein, von dem schon in der Odyssee mit einer Andacht gesprochen wird, die man heutzutage nicht mehr würde aufreiben können; derselbe ist aber meist stark mit Wasser gemischt, und zwar entweder, weil er köstlich stark war, oder weil die Griechen noch nicht abgestumpft, sondern sehr reizbar waren, und die Gelage lange sollten dauern können; Zaleukos soll in seinen Gesetzen den Genuß von Ungemischtem sogar bei Todesstrafe verboten haben. Das Bier überließ man den Ägyptern, Branntwein gab es noch nicht, und am allerwenigsten als hauptsächliches Volksgetränk.

Es herrschte ferner die schöne Sitte, daß man bekränzt trank; denn das Symposion sollte einem Gotte zu Ehren vor sich gehen, und dieser sein religiöser Bestandteil verlangte die Bekränzung; der Lorbeer des Apoll oder der Efeu des Bakchos waren das Symbol einer gemeinsamen höhern Weihe. In der frühern Zeit pflegte man beim Mahle zu sitzen, was mit dem Glauben an die Gegenwart der Götter in Verbindung gebracht wird; in der agonalen Zeit aber kam das Liegen auf, das, da alle mit ihren Köpfen gegen die Mitte zu konvergierten, den Vorteil hatte, daß nur *ein* Diskurs möglich war¹.

Und nun ist also das Symposion die Quelle einer Konversation, deren Bedeutung für die Griechen noch aus den Worten des Entzückens spricht, womit davon die Rede ist. Hatte schon Hesiod in seiner Melampodie² gesagt: „Das Süßeste ist es, beim Mahle und herrlichen Festschmaus an Gesprächen sich zu ergötzen, nachdem man sich mit Speise gesättigt“, so folgt nun die sympotische Elegie, wie sie uns aus den erhaltenen Stücken des Theognis und Xenophanes bekannt ist³, und die bildende Kunst bleibt nicht zurück; denn gerade bei den ältesten Kunstwerken (Vasenmalereien, Grufmalereien, den Reliefs von Assos) gehören Gelage zu den beliebtesten Gegenständen, und mögen dabei auch hin und wieder Gelage der Seligen gemeint sein, so sind diese doch nur das höhere Abbild der irdischen. Was mag man hier alles gesprochen haben! Wir wissen nur, daß alle Welt fand, das Symposion sei das Allerherrlichste. Da kamen Witz, Scherz, Streit, Bosheit und Gemütlichkeiten vor. „Zur Wintertime“, sagt Xenophanes⁴, „soll man am Herdfeuer auf weicher Kline⁵ liegen, wohlgesättigt und süßen Wein trinkend und Kichererbsen naschen und dazu sprechen: Wer und woher bist du? Wie alt bist du, mein Bester? Wie alt warest du, als der Meder (nämlich Harpagos im

¹ Nur Frauen saßen, und diese waren nur bei Familienfesten anwesend, und ebenso die Knaben, die sich aber beim Beginn des eigentlichen Symposions entfernten; Dirnen lagen wohl. Vgl. Welcker, Alte Denkm. II, S. 241. 257. — ² Bei Athen. II, 13. ³ Vgl. Band II, S. 234 f. — ⁴ Bei Athen. II, 44. — ⁵ [Dem Tischlager].

Wohlgefallen des Kleisthenes verscherzt. Er tanzt nun nämlich nicht nur die Emmeleia, sondern führt auf einem Tisch attische und lakonische Tänze auf und stellt sich zuletzt sogar auf den Kopf, um mit den Füßen zu gestikulieren. Dies wird dem Tyrannen zu viel, und er ruft aus: „O Sohn des Tisandros, du hast deine Hochzeit vertanzt“, worauf er zur Antwort erhält: „Das grämt den Hippokleides nicht.“ Hieraus ersehen wir, daß der athenische Eupatride die Schranken der sonstigen griechischen Adelsgravität (welche sich gymnastisch und musisch nur in strengen Formen produzieren mochte), selbstverständlich durchbrochen hat. In Athen will man vor allem sich und andere unterhalten und sich mit gar allem produzieren, wenn man nur etwas vorstellt und die Leute amüsiert. Ferner kündigt sich in dem Athener, der lakonisch und attisch tanzen und am Ende auch Seiltänzerkünste leisten kann, während anderswo die Leute wohl nur die lokalen Tänze konnten, bereits die spätere Vielseitigkeit Athens an. Und wenn ihm darob eine reiche Werbung zu nichte wird, so kann sich's der Athener aus dem Sinne schlagen, nicht bloß wegen leichten Blutes, sondern weil er in seinem reichern Leben sich getrost auf noch viele andere Sachen und Interessen verläßt. — Am Ende aber gibt Kleisthenes seine Tochter doch einem Athener.

Überhaupt aber verdient das damalige *Athen*, daß man noch einen Augenblick bei ihm verweile. Wenn wir die dortige Entwicklung im 7. und 6. Jahrhundert betrachten, wie sie Plutarch darstellt, so erfahren wir, mag auch noch so vieles zerschoben und tendenziös zurechtgemacht sein, weit mehr vom Innern der Leute als sonst von irgend einer Bevölkerung; in diesem Grade ist allein hier Bewußtsein und Raisonement zu Hause¹. Und welch

¹ Plut. Solon 12 ff., wo der Frevel gegen die Kylonier und die Sühnung durch Epimenides, dann das Auftreten der bekannten drei Parteien und die ökonomischen Übel der Bevölkerung, ferner Solons Archontat und Gesetzgebung samt der Kreuzung der Hergänge durch die Tyrannis des Peisistratos erzählt werden.

tiefe und vielseitige soziale Bildung setzt nicht allein Solon voraus, der zwischen den verschiedenen Hauptinteressen die richtige Mitte (das μέσον) fand! Man braucht nur einen Blick in seine Gedichte zu tun, um eine nach allen Seiten der Welt hingewandte, außerordentlich klare Reflexion kennenzulernen. Überhaupt aber macht er nicht nur von allen sieben Weisen, unter welchen er seine Hauptparallelgestalt in Thales hat, weit den deutlichsten Eindruck, sondern er wirkt speziell als der bewußte Athener, in welchem seine Stadt nach ihren vorzüglichsten Eigenschaften persönlich geworden ist.

Zur Vervollständigung von Athens sozialem Bilde dienen auch die höchst sprechenden Voraussetzungen, auf welchen bei Herodot (I, 30 ff.) die Gespräche Solons mit Krösos beruhen. Auch auf Züge wie die Deisidämonie, welche die Leute nach der Ermordung von Kylons Anhang Erscheinungen sehen ließ und zur Berufung des Epimenides führte, möge man achten, sowie andererseits auf das, was von der Schmuckliebe und der ionischen Wohllebigkeit der alten Athener gemeldet wird. Die Panathenäen, deren Ruhm schon in dieser Zeit Italien erfüllt haben muß, sind von 566 an nicht mehr auf bloßes Wagenrennen beschränkt, sondern werden durch das Hinzutreten des gymnischen Agons weiter ausgebildet, die Eleusinien aber nehmen einen solchen Aufschwung, daß die Ehrfurcht vor ihnen eine allgemein hellenische wird, und man überall ihnen beizuwohnen wünscht. Bei Peisistratos und seinen Söhnen zeigt sich dann der Wille, eine gewerblich reiche Stadt zu haben, verbunden mit der schon ganz sichtbaren Absicht auf die höchste Geisteskultur, und das, während die ionischen Städte bereits unter die lydischen und persischen Könige kommen. Eine entscheidende Tatsache ist hiefür die Sammlung und Redaktion der homerischen Gedichte, wie sehr auch die Einzelangaben variieren mögen, so daß die meisten Peisistratos oder Hipparch nennen, während Diogenes von Laerte schon Solon das Verdienst zuweist. Und daneben ist die Aussage von öffentlich zum Gebrauch ausliegenden Büchern, also einer frühesten öffentlichen Bibliothek

zu halten¹, wonach also schon damals ein Bedürfnis nach einem Depositum der Schriftdenkmale und eine Art Publikum, welches zu lesen wünschte, bestanden hätte, und Peisistratos diesem entgegengekommen wäre. — Bezeichnend ist dagegen, daß man (seit Dädalos) vor dem Ende der Peisistratidenzeit keinen einzigen athenischen Künstler mit Sicherheit kennt; die Zerstörung Athens im Perserkriege allein würde dies nicht erklären; wären solche auch nur mit Namen bekannt gewesen, so würde die Ruhmesliebe der Athener diese Namen aufbewahrt haben.

In diesem Zeitalter begegnen uns nun allmählich auch Zelebriitäten, d. h. Menschen von allgemein hellenischer Notorietät, durch welche die Agonalsieger etwas auf die Seite gedrängt werden, und zwar sind dies vor allem die Tyrannen, dann die Dichter und Künstler und schließlich besonders die sieben Weisen und die wunderlichen Heiligen. Es ist von ihnen meist schon in andern Zusammenhänge die Rede gewesen; jedenfalls sind sie charakteristisch für eine Zeit, da sich die bloße Kopffzahl noch nicht alles erlaubt und zutraut, und da man noch Sinn für mächtige Individualität hat. Im Grunde eine sehr außerordentliche Sache, die sich keineswegs von selbst versteht, sondern nur durch das Emporkommen des Individuums und seiner Zelebriität zu erklären ist, ist z. B. das Aufkommen von Künstlernamen. Es ist dabei immer vorauszusetzen, daß der Künstler sich inschriftlich genannt, ja etwa sich selber an dem betreffenden Anathem abgebildet hat; wenn also z. B. Theodoros von Samos, der die Ringemme des Polykrates schnitt, der erste Steinschneider ist, „dessen Name uns genannt wird“, so wird er gewiß selber dafür gesorgt haben, und dies, nachdem vielleicht seit einem halben Jahrtausend oder auch schon viel länger Gemmen waren geschnitten worden.

Überall erwacht nun die Individualität als solche, und erst damit werden die Griechen ein Volk, das keinem

¹ A. Gellius VI, 17.

andern gleichsieht. In der nämlichen Zeit, da der persönliche Ruhm Einzelne aus der Masse hervorhebt, bedarf es aber auch bald nicht mehr der Agone oder irgend eines Förmlichen, damit der eine sich triumphierend über dem andern fühlen kann; Witz und Schmähsucht beginnen sich in bisher unerhörter Weise geltend zu machen. Spöttereien hatte es immer gegeben: die Hohnreden bei den Festen, zumal den dionysischen, aber auch den Eleusinien sind uralte, und auch der Mythus kannte die Spottworte der Magd Iambe gegen die trauernde Demeter. Nun aber entdecken die Griechen, daß das gewiß von jeher geübte böse Mundwerk eines *Stiles* fähig sei, und bilden diesen in der Poesie und in der Geselligkeit des Symposions aus. Hier ist vor allem wieder an Archilochos zu erinnern, der „Freund und Feind gleichmäÙig schmähte“, für seine Lästerung aber den Iambus zu voller Schönheit ausbildete¹. Als Individuum war er böse und unglücklich auf alle Manier und hat über sich selbst das Schlimmste ausgesagt, und eine ganz ähnliche Natur scheint der durch seine HäÙlichkeit verbitterte Hipponax gewesen zu sein; aber neben diesen Hauptspöttern, die durch die enorme Gabe der Bitterkeit etwas geworden sind, erlaubten sich doch auch edlere Naturen direkte Schmähungen, so z. B. Alkäos gegen Pittakos. Ziemlich lange wartet dann das Epigramm, bis es das regelmäßige Gefäß des Witzes wird.

Das 7. und 6. Jahrhundert sind nun auch die Blütezeit der sogenannten Tierfabel (*αἴτιος, μῦθος, λόγος*). Dieselbe war freilich gewiß seit Urzeiten den Griechen mitgegeben; auch finden sich bei ihnen nachweislich sehr alte Fabeln, wie die in Hesiods Werken und Tagen (202 ff.) erzählte vom Habicht und der Nachtigall. Jetzt aber werden nicht nur solche von Archilochos und Stesichoros überliefert, sondern Äsop, an dessen historische Persönlichkeit wir bestimmt glauben, soll seine Blüte um das Jahr 580 gehabt haben; es ist kein Zweifel, daß wir dieses Zeitalter für ganz besonders fähig und tätig in der Fabel halten dürfen. Dies

¹ Vgl. Band II, S. 245 ff.

ist aber eine Sache, nach deren Grund wir wohl fragen dürfen; denn das fabelhafte und parabolische Gewand für allgemeine Wahrheiten und Wahrnehmungen wäre damals längst kein Bedürfnis mehr gewesen; seit langem — schon bei Hesiod — war die ganz direkte Reflexion am Leben, und im Grunde kommt die Fabel bei den Griechen erst *spät* in Aufnahme, während z. B. bei den Arabern Lokman, „der Weise“, schon als Zeitgenosse Salomos gilt¹. Nach unserer Vermutung dürfte sich diese Frage aus der damaligen Zunahme des Sklavenwesens beantworten, und Äsop, wenngleich eine historische Person, wäre das lebendige Symbol dieser Tatsache. Was nämlich im griechischen Hause der Sklave, in dessen orientalischer oder libyscher Heimat die Fabel ja schon längst blühte, sobald er nur griechisch stottern konnte, naiv und einfach etwa den Kindern erzählte, mochte den Griechen einen eigentümlichen Eindruck machen; diese Geschichten enthielten die für alle Völker verständliche Weisheit; vielleicht eröffneten sie neben dem Götter- und Heroenmythus doch eine wesentlich neue Welt, und die Griechen fanden Gefallen daran und verwerteten den gegebenen Schatz weiter, wie ja ein wahrhaft reiches Volk dadurch reich wird, daß es vieles von andern übernimmt und weiterbildet.

Äsop selbst heißt bald ein Thraker, bald ein Phryger, etwa auch ein Äthiope; er soll in Samos Mitsklave der Rhodopis gewesen sein, sich einmal bei Krösos aufgehalten haben und zuletzt von den Delphiern in einen Abgrund gestürzt worden sein. Er ist lange nicht der einzige Vermittler der Fabelndichtung für die Griechen; späte Rhetoren wie Hermogenes, Aphthonios, Theon nennen neben den seinen noch kyprische, ägyptische, sybaritische Fabeln, und dann werden auch nach denjenigen Ländern, von wannen den Griechen die meisten Sklaven gekommen sein müssen, phrygische, karische, kilikische und libysche unterschieden. Indes stammen die Fabeln, welche die Griechen hatten, doch lange nicht

¹ Seine nur 41 Fabeln sollen sich sämtlich auch bei Äsop finden. — Er wird wenigstens schon im Koran erwähnt.

alle aus dem großen Gemeingut, sondern es sind viele speziell griechische, mit momentanem und lokalem paränetischem Zwecke ersonnene darunter. — Neben dem, was die Erwachsenen daran fanden, blieben dann die Fabeln für die Kinder eine Einleitung in die Kenntniss vom Lauf der Welt. Hätten wir nur auch noch etwas von den köstlichen Märchen, welche ihnen die Sklaven erzählt haben mögen, und welche der klassische Geist abwies! Auch die absichtslose, naive Kindergeschichte, welche nicht paränetisch war, sondern nur hübsch hingeworfen wurde, lebte nämlich neben der paränetischen Fabel.

In der nämlichen Zeit aber, da die Fabel am meisten blühte, liegen auch schon die Anfänge der ionischen Schule, welche, wenn sie sich auch wesentlich an Naturforschung halten mochte, doch der philosophischen Reflexion den Weg bahnte. Noch im 6. Jahrhundert äußert sich sodann das politische und politisch-soziale Raisonement bei Solon und dann wieder bei Theognis, und vollends tritt das seelische Bewußtsein in der vollsten Reife bei den großen Lyrikern vom 8. bis zum 6. Jahrhundert zu Tage; wir finden hier eine Süßigkeit des Gefühls, die nicht mehr hat können überboten werden. Während aber die Poesie einen Teil ihres Herrlichsten bereits gegeben hat und ruhig eine neue Gattung nach der andern entwickelt, hat die bildende Kunst ihre letzten Hüllen noch nicht gesprengt und kann den Seelenausdruck noch nicht hervorbringen. Wenn Sappho die herrlich thronende Aphrodite mit unsterblichem Antlitz lächeln sah, wird sie ein anderes Lächeln gesehen haben als das starre, welches die damalige Plastik darstellte. Es war aber ein großer Vorteil, daß diese, ehe sie an die Darstellung des seelischen Mächtigen ging, in der Gestalt der Athletenstatuen die leibliche Belebtheit geben mußte. Als dann die Zeit der schönen Seele und der innern Mächtigkeit kam, war man über die Anfangsschwierigkeiten schon völlig hinweg, ein Glück, das andern Kunstepochen nur auf Umwegen hat zu teil werden können¹.

¹ Man denke daran, wie unsere mittelalterliche Kunst die körperliche Belebtheit nicht erreicht, während wir bei ihr die seelen-

Über den damaligen Religionszustand fassen wir uns hier kurz. Das agonale Zeitalter ist vor allem die Zeit von *Delphi*¹. Sodann fällt in diese Zeit jedenfalls eine starke Zunahme des Dionysoskultus samt seinen kolossalen Festen und seinen Weisen, eine Erscheinung, für die es freilich an festen chronologischen Daten fast ganz gebricht². Wenn auch nicht der Tempelkult, so müssen doch die Feste dieses Gottes in dieser Zeit allen übrigen Festen über den Kopf gewachsen sein; sonst hätte nicht dieser Kult allein z. B. in Athen die kolossalen Veranstaltungen hervorgerufen, welche dann zur Entwicklung des Dramas führten; das Drama ist aber wirklich eine Disziplinierung des dionysischen Impetus durch ein formales Prinzip, welches gar wohl apollinisch heißen mag. Auch in die eleusinischen Weihen dringt Dionysos-Iakchos ein, trotzdem für die dortige Symbolik wohl auch Kore genügt haben würde; man mag eben, was nicht abzuhalten war, klügllich reguliert und in ein System gebracht haben. — Schließlich möge hier der großen Gestalt des Pythagoras nochmals gedacht sein³.

Der Zustand Griechenlands im ganzen macht, wenn wir nun noch einen Blick auf ihn werfen, den Eindruck eines noch gebundenen, und zwar zu seinem Glücke und nur durch die mangelhafte Überlieferung. Denn tatsächlich war die Regung schon sehr frei; nur das Wort, das Gerede ist uns noch nicht erhalten, und darum stellt sich die Zeit als eine solche dar, da die schöpferische Tat überwiegt. Wir kennen z. B. noch *nicht* oder nur wenig die politischen Reflexionen der damaligen Griechen; aber tatsächlich entstehen vor unsern Augen Hunderte

vollsten Köpfe finden; die Kunst der Renaissance hat dann mit Hilfe des Altertums und unter dem Einflusse eines südlichen Himmels das Lebendige erringen müssen, bevor die ganze Schöne und Süße kam. — ¹ Vgl. Band I, S. 528.

² Ein solches dürfte die Verdrängung des Adrastokultus in Sikyon durch den des Dionysos unter Kleisthenes etwa 600 v. Chr. sein. Indirekt dürfte man vielleicht auch die spartanische Polizei in Sachen der Musik seit dem 8. Jahrhundert dahin ziehen.

³ Vgl. Band II, S. 364 ff.

von konkreten Kolonien, also von Poleis. Und gewiß hat hier das Abwägen der Rechte schon ein völlig reifes, politisches Raisonement mit sich geführt, und die Timokratie als besonders häufige Staatsform ist nicht von heute auf morgen entstanden: es ist die Zeit der sogenannten Gesetzgeber, d. h. der Schöpfer von Verfassungen, von denen wir eben nur fast jedesmal kaum ein paar Zeilen erfahren. Derjenige aber, von dem wir am meisten wissen, Solon, hat noch die Kraft, den Grundbesitz zur Basis der Staatsberechtigung zu erklären, wobei er wahrscheinlich schon gegen den Strom schwimmt.

Das schönste Distinguens der Zeit aber ist die Wenigkeit der Kämpfe zwischen Hellenen. Abgesehen von der Vergrößerung Spartas gegen Messenien, Arkadien und Argolis und etwa der euböischen Fehde, den paar Exekutionen zu Gunsten des delphischen Apoll und einigen schweren Kämpfen in Ionien kommen kaum irgend welche namhaften Kriege vor; die möglichen unruhigen Kräfte werden durch die Kolonisation absorbiert, die Griechen fressen einander noch nicht auf. Es ist *noch nicht* die Zeit der gewaltsamen, im Sinne der Machthäufung geschehenden Synoikismen, noch nicht die derjenigen Städtehegemonien, welche (wie die Thebens) zur Zernichtung widerstrebender einzelner Poleis einladen, noch nicht die derjenigen Städtezerstörungen, welche eine mächtigere Polis ausübt, um nicht eventuell Verbündete Spartas in der Nähe zu haben, wie nach den Perserkriegen Argos mit Mykene und Tirynth tat. Unermeßlich reich aber ist diese Zeit im Gebiete des Schönen: die bildende Kunst tut ihre große Vorarbeit, die Poesie bringt schon das Herrlichste zur Reife.

III.

DER MENSCH DES FÜNFTEN JAHRHUNDERTS

Dasjenige Jahrhundert, das den Hellenen nach dem glänzendsten Morgen den trübsten Abend bringen sollte, ist die Zeit der größten Ausdehnung des Hellenentums vor Alexander. Noch sind die Kolonien fast alle am Leben; erst stark in der zweiten Hälfte (seit den 430er Jahren) erleiden die unteritalischen durch das Vordringen der Lucaner und Bruttier größere Einbußen. Andererseits wird Ionien den Persern wieder abgenommen, von denen wir freilich nicht wissen, wie weit sie das hellenische Leben eingeschränkt hatten: schon ihre weite Verbreitung konnte die Nation mit Stolz erfüllen.

Weit die Hauptsache aber war, daß durch Marathon, Salamis, Himera, Platäa und Mykale das Gefühl der Gesamtnation im siegreichen Kampf mit einer Weltmonarchie und mit der großen Handelsrepublik des Stammes Cham gewaltig erhöht worden war.

Jene Weltmonarchien, welchen auch die tüchtigsten Einzelbildungen zur Beute werden können, pflegen zu entstehen, indem irgend ein früh und kräftig entwickeltes Volk sich in irgend einer furchtbaren Krisis unter einer gewaltigen Dynastie (auch mit Hülfe einer Religion) als Kriegsstaat organisiert und rings um sich her Höher-sowohl als Wenigerzivilisiertes zu Boden wirft. Königs- und Volkspathos verlangen seither das Zusammenrauben der Schätze der Welt in *einen* Palast, das Herschleppen von Hunderttausenden von Sklaven für Bauten, Exemption des herrschenden Volkes von Steuern. Weil man durch Eroberung entstanden ist, ist Stillesitzen unmöglich; auch kräftige Naturvölker will man unterwerfen, nicht sowohl

um sie auszurauben, als um sie (wie Kyros die Massageten, Dareios die Skythen) zur Heeresfolge zu zwingen; sie sollen Raubgenossen werden, damit man mit ihrer Hilfe noch weiter erobern kann, und ebenso muß man unter anderen Seevölker unterwerfen, um deren Flotten zu gewinnen. Die innere Organisation ist dabei gering und primitiv; im Kern ihres Wesens bleibt die Weltmonarchie barbarisch, d. h. auf dem Kulturzustand, wo sie im Moment ihres Entstehens stand; sie hat mit beständigem Abfall zu kämpfen und muß die Außenlande (wie Ägypten) immer neu besiegen; aber sie bleibt schlimm und gefährlich bis in ihren Verfall; der Sultanismus und seine furchtbaren Regierungsmittel mit völliger Gleichgültigkeit gegen Gut und Böse nehmen in ihr kein Ende.

Die speziellen Gefahren, worunter die Griechen dem Kampfe mit dieser Macht entgegengingen, sind mehrfacher Art. Erstens sind Teile der Nation schon unterworfen und müssen Kontingente gegen ihre Stammesgenossen stellen. Ferner leben griechische Flüchtlinge von hoher Stellung am persischen Hofe; ja der vertriebene Spartanerkönig Demaratos macht sich um Xerxes früh dadurch verdient, daß er Dareios zu dessen Thronfolge bestimmen hilft. Sodann wird in Hellas gegen Einzelne Bestechung aller Art geübt, gegen griechische Apostaten ist man zuvorkommend, und sie erhalten hohe Prämien. Endlich wenden sich desperate Staaten und Parteien in Griechenland an Persien, so selbst der von Sparta dauernd bedrohte Kleisthenes und seine Partei, und Ägina gibt 490 den Dareiosherolden sogleich Erde und Wasser, weil es mit den Persern Athen zu bekriegen wünscht. Und während man so von allen Seiten nach Persien hinwinkt, zeigt sich die persische Regierung in Ionien von ihrer gewinnendsten Seite; Mardonios, der nach dem unglücklichen ionischen Aufstand den Befehl über die Land- und Seemacht bekommen hat, versucht es mit der Milde; die Steuern sind nicht höher als früher; statt der abgenutzten Tyrannen gönnt der die Griechen genau kennende persische Statthalter den Städten Demo-

kratien, was jedenfalls einer der feinsten Streiche der Perser gewesen ist; dazu kommen die sonstigen Vorteile der persischen Untertanen; es herrscht Rechtssicherheit, und die Städtefehden sind stillgestellt, so daß Ionien materiell wieder zu Kräften kommen kann.

Und nun kommen also die Perserkriege. Wenn wir über sie nur eine einzige außerathenische, nicht von enormem Gerühm angesteckte Darstellung hätten! So aber müssen wir uns bescheiden, es mit einer *zurechtgemachten* und mit Legenden auf alle Weise ausgeschmückten Geschichte zu tun zu haben und die Ereignisse nur unter diesem Vorbehalte betrachten zu können. Zunächst erfolgt 490 die bekannte Sendung des Datis und Artaphernes und deren Niederlage bei Marathon, wodurch aber die ganze Partie nur aufgeschoben ist; dann setzt sich zehn Jahre später die große Menschenlawine von angeblich 170 Myriaden gegen Griechenland in Bewegung. Es war eine unsinnige, widerspruchsvolle Masse; man hatte allen Völkern ihre National- und Spezialbewaffnungen lassen müssen, auch ihre einheimischen Anführer, welche freilich nicht als Strategen, sondern nur als Sklaven galten, indem nominell lauter Achämeniden und Königsschwiegersöhne kommandierten. Die persische Monarchie war nicht mächtig oder nicht einsichtig genug gewesen, um etwa nur 17 Myriaden, diese aber völlig homogen und für den Kampf gegen Griechen vorgeübt, in den Krieg zu führen. Erst *nach* Salamis durfte Mardonios aus dem Heere die auslesen, die er wollte, und mit angeblich dreißig Myriaden einen rationellen Feldzug führen. Und doch hing bei Platäa alles von den Persern ab; die übrigen Völker flohen ohne Schwertstreich, sobald sie jene fliehen sahen.

Wir dürfen fragen, was geschehen wäre, wenn Xerxes gesiegt hätte, er, welcher imstande war, den Belustempel zu verwüsten und dessen Priester zu töten. Trotz allen Wünschen des Mardonios, Satrap von Hellas zu werden, hätte er doch wohl das Land entvölkert, d. h. die Hellenen ins Innere seines Reiches versetzt, wie dies nach dem Datiszuge mit den Eretriern geschehen war; denn

dies wäre für ihn jetzt die einzige Auskunft gewesen, wenn er nicht beständig gegen diese zähen Poleis von vorn anfangen wollte. Im Königtum selbst aber würde der Ormuzd-Dünkel einen schwindelnden Grad erreicht haben.

Nachdem diese Gefahr auf das glücklichste abgewandt war, folgte, was folgen mußte: die Befreiung der erst lydisch, dann persisch gewordenen Poleis Kleinasiens. Freilich wurde hier das politische Leben jedenfalls kein bedeutendes und, wie uns das Verhältnis Heraklits zu seinen Ephesiern ahnen läßt, meist wohl kein glückliches; bei dem sehr fertigen Raisonement müssen es in der Mehrzahl ohnmächtige Demokratien gewesen sein. Aber die Befreiung war doch die gemeinsame Tat der Hellenen, und ihr entsprach das mächtige panhellenische Pathos der damaligen Zeit. Die neue Stellung Griechenlands und Siziliens zur übrigen Welt rief mit Notwendigkeit einem neuen Maßstab der Dinge. Wie bald aber nach ungeheuern Siegen in einer Nation die Schäden aufbrechen, lehrt die damalige wie die neuere Zeit. Es ist nicht zu vergessen, wie *nach* den Perserkriegen Argos, um „gegen Sparta wehrfähig zu sein“, mit Mykenä und Tirynt umging und bald darauf Athen mit Ägina, und wie erst die Tyrannen, dann das Volk selbst im Streben nach der Hegemonie mit den sizilischen Stadtbevölkerungen schalteten, zu geschweigen des Untergangs alter Poleis (wie Platää und andere) im peloponnesischen Krieg. Und eben dieser Krieg führt uns am stärksten vor Augen, wie sich an die Siege das böse Schicksal der Nation anschloß. Denn er hängt sich an das, was im großen genommen die Beute und das Schlußresultat derselben ist, die athenische Hegemonie; in seinem Verlaufe aber gibt Sparta durch den Subsidienvvertrag des Jahres 412 eben dem einst so ruhmvoll besiegten Persien alle Länder und Städte, welche die Vorfahren des Königs je besessen, wieder preis.

Ehe wir nun von dem allgemeinen Leben des damaligen Hellas sprechen, müssen wir einen Abschnitt über die Stadt einflechten, deren Primat die große Hauptverände-

rung gegenüber dem 6. Jahrhundert bezeichnet, über das Griechenland Griechenlands, wie ihr großer Geschichtsschreiber sie genannt hat: *Athen*¹. Schon das Land und seine Produkte werden uns laut gepriesen. „Wir haben die Luft aufs herrlichste gemischt, und weder Hitze noch Kälte treten hier im Übermaß ein. Was Hellas und Asien Schönstes erzeugt, darauf machen wir mit dem Reizmittel unseres Landes Jagd“, sagt Euripides in einem Fragment seines Erechtheus, und auch in der Medea heißt es an einer prächtigen Stelle, daß die Erechtheussöhne beständig mit anmutigem Behagen durch den strahlenden Äther ihres Himmels daherschreiten, und die Göttin Kypris Wellen aus dem schönströmenden Okeanos geschöpft und sie in Gestalt milder, sanftflüchelnder Lüfte über das Land hingehaucht habe². Bei seinem nicht fetten, aber edeln Boden brachte das Land außer den Oliven Honig, Weizen und Feigen besser als die ganze übrige Welt hervor; die Marmorbrüche des Hymettos und Pentelikon lieferten einen prächtigen Stein, und die Silberbergwerke von Laurion, die zu Strabos Zeit als erschöpft galten — man bearbeitete damals nur noch die alten Schlacken — müssen im 5. Jahrhundert noch sehr ergiebig gewesen sein.

Indes wird das Lob des Landes stark reduziert durch jene Stelle des platonischen Kritias³, aus welcher hervorgeht, daß Attika ein entwaldetes, verkalktes Land war, wie heutzutage die Provence und ein großer Teil Italiens, wo zwar die herrlichsten *Früchte* gedeihen können, aber kein rechter *Baum* fortkommt. Den Umstand, daß es in mythischer Zeit nicht so starke Bevölkerungswechsel über sich mußte ergehen lassen wie andere Landschaften, führt schon Thukydides (I, 2) auf die dünne, die Begehrlichkeit nicht reizende Ackerkrume zurück; Länder wie Böotien und Thessalien waren viel fruchtbarer, und daß es von Sparta, namentlich so lange dieses Messenien be-

¹ Thukydides in der Grabschrift auf Euripides bei Bergk, S. 100: *Ἑλλάδος Ἑλλάς Ἀθῆναι*.

² Bei Nauch, fragm. incert. 981. Med. 824 ff.

³ Plato, Kritias p. 111. Vgl. Band II, S. 124.

saß, an natürlichem Reichtum weit übertroffen wurde, wird stark betont; wenn der Chor im koloneischen Ödipus die Herrlichkeit seiner Gegend in wunderbaren Tönen preist, wird es sich im Grunde nur um einen übriggebliebenen, schönen und gesegneten Winkel von Attika handeln.

Daß infolge des peloponnesischen Krieges an Stelle vieler einst dichter Ölpflanzungen Öde war, wissen wir aus einer bekannten Rede des Lysias¹; aber auch unabhängig von allem Krieg gibt die attische Landwirtschaft, wie sie sich daselbst darstellt, einiges zu denken; denn das Grundstück, von dem die Rede ist, erleidet gar zu häufige Pacht- und Eigentumswechsel. Für den Staat aber lag eine ganz besondere Gefahr darin, daß ein Land, das so oft mit andern Händel hatte und eine so künstliche politische Stellung einnahm, für seine halbe Million Köpfe, trotz dem rarischen Gefilde und der Triptolemossage, bei weitem nicht genug Korn baute, und daß man hier Brot aß, welches von Ägypten bis nach Südrußland gewachsen war. Hier hatte Athens Selbstgenügsamkeit (*αὐτάρκεια*) eine bedenkliche Lücke; man brauchte (nach Böckhs Berechnung) 800 000 bis 1 000 000 Medimnen² fremdes Korn, und bei jedem Seekrieg konnte Hunger eintreten, wenn es der Flotte nicht gelang, die Kornzufuhr zu sichern, was eine ihrer wichtigsten Aufgaben war. Auch war man wegen der Pontuszufuhr, und hätte es sich nur um russisches Getreide und eingepökelte Fische gehandelt, schon frühe genötigt, auf dem thrakischen Chersonnes und womöglich auch am Bosporos militärisch etwas zu gelten. Als nach Ägospotamoi die Verbindung mit jenen Gegenden abgeschnitten war, litt dann wirklich Athen Mangel an allem und besonders an Nahrung.

Für den Kornhandel aber schuf man sich Nachhülfe durch die gewalttätigste Gesetzgebung. Es war Gesetz, daß kein Athener oder Metöke auf ein Fahrzeug Geld

¹ Lysias VII, de olea.

² [Etwa 300 000—375 000 Zentner].

herrschen mußte, diese in der Regel Metöken, die das verhaßte und von den Bürgern gemiedene Geschäft auf sich nahmen; sie konnten dabei freilich täglich auf Leben und Tod angeklagt werden, der Gewinn war aber so groß, daß viele doch den Hals wagten. Mochte nun die Polis ihren Unwillen über diese ihr wahrhaft feindliche Clique noch so laut ausrufen, und mochte sie noch so viele Todesstrafen verhängen, es half dies alles nichts gegen eine sehr lästige Abhängigkeit von Nicht-Athenern, und zwar deshalb, weil man durch unvernünftige und gegen die Natur gerichtete Gesetze einen rechten Kornhandel selbst unmöglich machte.

Unter der Eupatridenherrschaft und noch im ganzen 7. Jahrhundert erscheint Athen nicht merklich ausgezeichnet neben den übrigen griechischen Bevölkerungen. Aber vom 6. Jahrhundert an findet hier allmählich jene ganz einzige politische Entwicklung statt, wobei alle Übergänge ohne schreckliche Peripetien und Reaktionen durchgemacht werden. Vor allem bedeutet die solonische Gesetzgebung den stärksten Sieg der Reflexion und der milden und billigen Sitte, die Tyrannis der Peisistratiden sodann erscheint als die einsichtigste und zweckmäßigste von allen Tyrannien, und die nachherige Ausbildung der Demokratie seit Kleisthenes als die ruhigste und allmählichste; von der Tyrannenvertreibung an aber ist die Initiative in griechischen Dingen in Athen.

Dies alles beweist zunächst eine absolut hohe politische Anlage. Zugleich aber ergreift Athen weit über alle Hellenen das Prinzipat der Bildung, Kunst und geselligen Sitte, während vor dieser Zeit der hellenische Geist und seine Hervorbringungen gleichartiger über die verschiedenen Stämme verteilt gewesen waren und der Hauptakzent bei den asiatischen Ioniern gelegen hatte. Fördernisse hiefür waren die zentrale Lage und die glückliche Mischung ländlicher und geschäftlicher Tätigkeit, welche Attika bot; die Hauptsache aber ist auch hier die höchste auf Erden dagewesene Anlage. Es ist, als hätte die Natur Jahrhunderte hindurch alle Kräfte gesammelt, um sie

hier auszugeben, und Athen nimmt in sozialer Beziehung eine ähnliche Stelle ein wie Florenz in der Renaissance, welches in der Geschichte die einzige Parallele bietet, d. h.: eine Stadt will und kann am stärksten, was ein ganzes Volk will und gerne möchte, so wie etwa in einem Sohn eines Hauses die spezifische Familienanlage am stärksten auftritt. Hernach ist dann das ganze Hellenentum, soweit es ein freies ist, von Athen aus gefärbt und bestimmt; der Hellene erkennt in bezug auf Kultur in dieser Stadt sein allererstes Organ¹.

Bei der völligen Entfesselung der Kräfte, auch der falschen, verbraucht sich nun Athen freilich politisch ziemlich rasch; aber es hatte seine Kulturposition gerettet und blieb die geistige Hauptstadt der Hellenen, als die Agonalstätten und das Orakel von Delphi ihre zentrale Bedeutung verloren hatten, wie es sich denn auch materiell rettete und unter den Römern anständig ausleben konnte.

Wollen wir nun die Art der Athener kennen lernen, so finden wir sie reichlich geschildert; sie und die Nachwelt haben dafür gesorgt, daß man von ihnen weit die meiste Kunde hat. Hier bieten sich uns vor allem die Grabreden für gefallene Krieger. Während die Karthager, wenn sie viele Leute verloren hatten, nur die Stadtmauer mit schwarzen Tüchern zu behängen wußten, bestand bekanntlich in Athen die Sitte, den Gefallenen ein öffentliches Begräbnis zu veranstalten und bei dieser Gelegenheit sie und die Vaterstadt durch einen Redner preisen zu lassen. Auch diese Sitte wurde natürlich in die mythische Zeit reflektiert. In Wahrheit wissen wir davon erst etwas von der Zeit der angehenden Rhetorik an, welche hier ein höchst erhebendes Thema fand.

Das verklärte Bild Athens aus der Zeit am Anfang des peloponnesischen Kriegs haben wir nun in der von Thukydides (II, 35 ff.) erhaltenen epitaphischen Rede des Perikles, welche im Winter des ersten Kriegsjahres ge-

¹ Der hochmütige Spruch des nunmehr blühenden Athen lautet jetzt: *πάλαι ποτὶ ἦσαν ἄλλοι Μιλήσιοι* [„Früher, früher war Milet mal mächtig“].

halten worden ist. Sie ist offenbar an ein kritisches Volk gerichtet, dem man noch nicht mit wohlfeilem Enthusiasmus kommen durfte; wer eine Festrede halten will, sollte sie darum immer vorher lesen. Vor allem verzichtet Perikles auf jeden Mythos und beschränkt sich, indem er die Toten rühmt, rein auf den Preis der gegenwärtigen Generation wegen ihrer lebendigen, stetsfort aktiven Eigenschaften, mit groß genommener Distanz. Dies geschieht mit einem Optimismus, gegen den uns zu wehren uns noch heute kaum möglich ist, dessen Parfum aber bei näherem Zusehen bedenklich verduften dürfte. Er rühmt die Gleichheitsverfassung, wobei eine Bevorzugung im Staat nur nach Maßgabe der Trefflichkeit stattfindet — daneben stand Kleon und wuchs ihm immer mehr über den Kopf. Er rühmt das ungezwungene Privatleben, die Erholungen für den Geist durch Agone, Opfer und anmutige häusliche Einrichtungen, ohne spartanische Lebensschikane, die Zwanglosigkeit des Daseins, bei der man ohne beständige kriegerische Übung doch, wenn es drauf und dran geht, so kühn ist, als die sich stetsfort Abarbeitenden (die Spartaner) — bei diesem ungezwungenen Leben war er selbst mit etlichen Prozessen gehetzt, Aspasia war kriminell verfolgt, und den Anaxagoras konnte er kaum vom Tode erretten. Er rühmt, wie man in Athen das Schöne ohne Verschwendung liebt — warum nicht, wenn man die Bundesgenossen konnte steuern lassen, damit die prächtigen Bauten möglich wurden? Er rühmt, wie auch die den Gewerben Zugewandten sich am Staate beteiligen — wir dürfen wieder an Kleon denken, der ja Gerber war. Er stellt dar, wie die Athener nicht als Empfänger, sondern als Spender des Guten ihre Freunde gewinnen und dabei nicht auf unmittelbaren Nutzen rechnen, sondern auf ihre Freiheit vertrauen, wie ihr Staat eine Erziehung für ganz Hellas sei, Athen allein größer sei als sein Ruf, nur *seine* Feinde, wenn geschlagen, sich nicht entwürdigt, nur *seine* Untertanen sich nicht entehrt fühlen — dem gegenüber kann man in demselben Thukydides lesen, wie verhaßt Athen bei seinen Untertanen war. Es ist nicht schwer, Thuky-

dides durch Thukydides zu widerlegen; aber mit dem höchsten denkbaren Genie werden die Dinge so hingesagt, als verstünden sie sich von selbst, bis es dann heißt: Wir werden für Gegenwart und Zukunft der Gegenstand der Bewunderung sein; wir bedürfen keines Homer, jedes Meer und Land ist ein Schauplatz unserer Kühnheit; so errichten wir unvergängliche Denkmäler des Guten wie des Übels, das wir zufügen können; worauf dann die Wendung folgt: Und für eine solche Stadt sind diese hier gestorben. — Man hat, wie gesagt, Mühe, sich diesem Optimismus zu entziehen, der bald nachher durch furchtbare Katastrophen bestraft worden ist: der Genius der Darstellung aber hat seines Gleichen nicht. Und nun dürfen wir ja trotz allem zugeben, daß wir hier die Athener doch kennen lernen. Der Mensch ist nicht bloß, was er ist, sondern auch was er sich zum Ideale gesetzt hat, und auch wenn er diesem nicht völlig entspricht, wird durch das bloße Wollen auch ein Teil seines Wesens bezeichnet. —

Was aus allen diesen Reden hervorgeht, das ist der leidenschaftliche Gesamtwille, der diese Bevölkerung vorwärts treibt. Ihr wahrer Stimulus ist die ewige Unzufriedenheit, wenn etwas nicht unternommen oder nicht vollständig genug durchgeführt worden ist. Weil man durch Leidenschaft vorwärts getrieben wird, ist man seiner Beschlüsse nicht ganz mächtig; aber man erreicht bisweilen das Unglaubliche. So sieht es doch sehr großartig aus, wenn man den Persern in alle Häfen des östlichen Mittelmeers nachfährt, mit dem unter Inaros von ihnen abgefallenen Ägypten ein Bündnis schließt, den größern Teil von Memphis erobert und auch, nachdem man schließlich geschlagen und zum Verbrennen der eigenen Schiffe genötigt ist, doch noch freien Abzug aus Ägypten durchsetzen kann. Und welche enorme Unternehmungslust spricht sich in der Totenliste aus, die aus einem der Jahre dieses ägyptischen Krieges (458) inschriftlich erhalten ist¹ und die mit dem Satze beginnt: „Von der

¹ Corp. inscr. Att. I, 433.

erechtheischen Phyle sind diese im Kriege gefallen: auf Kypros, in Ägypten, in Phönizien, bei Halieis, auf Ägina, zu Megara, im selbigen Jahre!“ Aber beinebens ist nicht zu vergessen, was die Glanzzeit der athenischen Hegemonie die übrigen Griechen für Opfer gekostet hat.

In den nämlichen Zeiten findet die Demokratisierung der athenischen Bürgerschaft mit den drei Solden für Krieg, Gericht und Volksversammlungen, der völligen Entwicklung des Sykophantenwesens, den Staatsprozessen usw. ihre Vollendung, und damit sollte die weite Hegemonie über lauter übervorteilte griechische Volksgenossen vereinbar sein, eine Herrschaft, wie sie sonst in der Welt nur aristokratischen Republiken: einem Venedig, einem Genua (das, wenn auch entzweit, doch aristokratisch entzweit war), den holländischen Generalstaaten, und zwar meist über Leute anderer Menschenrassen beschieden gewesen ist. Unbedenklich werden die Bundesgenossen durch Konfiskationen und den Zwang, ihre Prozesse in Athen zu führen, aufs ärgste gereizt, und es mögen schon damals viele Leute aus den Hegemoniestaaten, um dem Druck in der Heimat zu entgehen, in das (445) von Perikles an der Stelle des alten Sybaris gegründete Thurioi entwichen sein. Hat sich aber eine Polis dieser Herrschaft mit Gewalt entziehen wollen, so ist Athens ultima ratio im besten Falle die Ansiedlung von Kleruchen in dem niedergeworfenen Gebiet, sonst auch Zerstörung der Stadt und auf den Trümmern die Einrichtung minderwertiger Demokratie; daß daneben Spartas Popularität gewann, ist nur natürlich. So trieb man dem peloponnesischen Kriege zu: da Athen mit der Pflicht beladen gewesen ist, der Welt das Allerherrlichste zu vermitteln, und da davon, ob seine Kultur weiter existierte oder nicht, für die Menschheit unendlicher Gewinn oder Verlust abhing, müssen die Waghalsigkeit seiner Politik und die unhaltbaren Zustände, welche sie schuf, auch uns immer zu denken geben.

Nun ist aber auch davon zu sprechen, was Athen seine eigenen Leute kostete. Davon, was es brauchte, um ein exemplarischer Athener zu sein, war in diesem Werke

schon früher die Rede¹. Am vollständigsten verrät es Antiphon in einer seiner Tetralogien², wo sich ein solcher als einen Mann definiert, der viele und große Vermögenssteuern entrichtet hat, oft Trierarch war, glänzende Choregien leistete, sich oft an Sammlungen für bedrängte Freunde beteiligte, für viele große Bürgschaften zahlen mußte, sein Vermögen nicht durch Prozessieren, sondern durch Arbeit erwarb, dazu ein eifriger Opferer und loyaler Bürger war. Man kann sich nur wundern, daß nach allen Steuern, Trierarchien, Choregien, Freundes-subskriptionen, Bürgschaften und Opfern (d. h. Bewirtungen) noch etwas übrig blieb. Zu dieser Ausbeutung aber kommen nun noch die vielen sonstigen Plagen, die diese Stadt über ihre Bürger verhängte, vor allem die politische Schikane durch die unaufhörlichen Staatsprozesse und das damit emporkommende Sykophantentum, welche das Leben in weitem Umfang verderbt haben müssen; sodann aber auch das sonstige ewige Prozessieren.

Wie rasch man mit dem Hinrichten von Behörden bei der Hand war, haben wir bei Gelegenheit der Sitophylakes gesehen³. Wenn wir dann gar lesen, daß die Athener einst in blindem Mißtrauen alle ihre Verwalter des Bundesschatzes bis auf *einen* hätten hinrichten lassen, und daß auch dieser eine schon den elf Männern übergeben war, als die Wahrheit an den Tag kam⁴, möchte man schließen, die permanente Stimmung der Athener sei gewesen, als würde ihnen etwas gestohlen. Man hat es eben hier mit einem Demos zu tun, welcher teils wirklich von denjenigen, welche die öffentlichen Geschäfte besorgten, verraten und beraubt, teils in beständigem zornigem Mißtrauen gegen seine Behörden unterhalten wurde und dabei unersättlich genußsüchtig geworden war. In pressanten und leidenschaftlichen Zeiten aber, wie die der sizilischen Expedition war,

¹ Band I, S. 227 ff. — ² Antiph. I, 2, 12. — ³ Vgl. oben S. 115.

⁴ An dieser von Antiphon V, 69 ff. mitgeteilten Geschichte hätten wir eine Parallele zum Arginusenprozeß. Doch muß sie um die Mitte des Jahrhunderts spielen.

und was nicht, fast kindisch erscheinen. Erscheint aber schon hiedurch das Glück dieser Zeiten sehr bedingt, wie mußte erst den denkenden Leuten überhaupt zu Mute sein, als Athen, ungewarnt durch den Krieg von 431—421, von Alkibiades dem großen Krach entgegengeführt wurde! Hätte man sich in neuerer Zeit nicht so völlig über die Herrlichkeit des athenischen Lebens verblendet, so würde schon das allgemeine Entweichen zu dem so verrufenen König Archelaos zu denken geben, zu dem neben Nicht-Athenern wie Chörilos von Samos und Zeuxis auch Euripides und Agathon gingen; von letzterm heißt es, er sei *mit vielen andern* dauernd in Makedonien geblieben und habe sich in der königlichen Residenz wohl befunden¹.

Die Athener des 5. Jahrhunderts sind nun aber einmal doch das zentrale Volk von Hellas geworden. Vor allem wird ihnen nachgesagt, daß sie die ganz Guten und die ganz Bösen liefern, gleich wie der attische Boden den herrlichen Honig und den schnellstötenden Schierling hervorbringe². Ferner aber hat damals alle Welt die Augen auf sie gerichtet. Auch ist der Athener der allseitigste Hellene, der in mehrfachem Sinne das gesamte Griechenland repräsentiert. Schon äußerlich nahm nur der Athener vollständig Notiz vom Tun und Reden der übrigen Hellenen und konnte alles, was sie einzeln konnten. Wie schon Hippokleides nicht nur lokal attisch, sondern auch lakonisch usw. tanzte³, so ahmt die aristophanische Komödie alle Dialekte nach, und gar ein Alkibiades schillert in allen Farben. Athen war ferner das größte Assortiment für die Produkte aus aller Welt, wie sie uns etwa in der ersten Elegie des Kritias vorgeführt werden, bis auf fremde Prachtvögel⁴. Im Frieden war es ein Aufenthalt zum Entzücken für diejenigen, die nicht von den Sykophanten verfolgt wurden. Wie sehnsüchtig klingt die Schilderung in der aristophanischen Eirene⁵, wo man alles Gute sieht, wovon es hier riecht, tönt und schimmert:

¹ Westerm. biogr. S. 144. — ² Plut. Dion 58.

³ Vgl. oben S. 101. — ⁴ Antiphon, fragm. 57 f.

⁵ Aristoph. Frieden 529 ff.

Herbstfreude, Schmausereien, Dionysosfeste, Flötenspiel, Weinlesesänger (komische Dichter), Lieder des Sophokles, Krammetsvögel, Verschen des Euripides . . . , Epheu, Mohn, blökende Schafe, Frauen, die mit wehenden Gewändern über Land gehen, bis auf die eingeschlafene Sklavin und den umgestürzten Krug daneben, werden uns gewissermaßen auf einer rasch aus der Vogelperspektive aufgenommenen Photographie des äußern Lebens vor Augen geführt. — Wie dürftig erscheint daneben (wenn wir von den bildenden Künstlern absehen) das Personal an den andern Orten. Aus den kleinasiatischen Städten dringt kaum ein Laut zu uns; der größte ionische Mann, Heraklit von Ephesos, fühlt sich in seiner Bürgerschaft einsam und gibt ihr seinen Abscheu zu erkennen, und auch in Korinth ist man im 5. Jahrhundert fast gänzlich ohne Personen. Dafür kommen bedeutende Ionier nach Athen: aus Milet sind Thargelia und Aspasia, aus Klazomenä Anaxagoras; überhaupt ist es der einzige Ort, wo auch auswärtige begabte Menschen eine Tätigkeit oder wenigstens, wenn auch nur als Metöken, eine relativ sichere Aufenthaltsstätte finden, und bei den Philosophen ist es fast von Anfang an der bevorzugte Aufenthalt, mögen sie auch zuweilen mit Asebieprozessen heimgesucht, und die freie Forschung nichts weniger als begünstigt werden. Und nun entsteht auch das Höchste der Architektur und bildenden Kunst im Grunde nur hier, indem hochwichtige Künstler hier geboren werden (die dann auch auswärts das Größte schaffen) und anderseits Auswärtige sich am liebsten zu Athen aufhalten. Daß indes auch im damaligen Athen eine Gestalt vorkommt, die von dem Leben und Treiben der Stadt nichts wissen will, darf nicht übergangen werden. Es ist der während des peloponnesischen Krieges stadtbekannt Timon, ein ursprünglich freigebiger, nicht unedler, philosophisch gebildeter Mann, der durch Undank von Freunden und Schützlingen bis zum Haß gegen die Vaterstadt gelangt ist, aus welchem wohl erst spätere Zeiten eine eigentliche Menschenfeindschaft gemacht haben. Von ihm wird der charakteristische Zug gemeldet, daß er

allein an Alkibiades seine Freude gehabt habe, weil er in ihm den künftigen Verderber Athens erkannte. — Und nun hatte dieses Athen noch sein Theater und schuf in seinen Tragödien die großartigste und letzte Verwirklichung des Mythus, welcher hier im Interesse einer neuen psychologischen Vertiefung ganz frei gehandelt wurde, während seine Komödie als groteske Verklärung der Tagesinteressen und als eine bunte Welt in Karikatur die Menschen entzückte.

Was das sonstige Leben in Athen betrifft, so ist anzuerkennen, daß damals eine Zeit war, wo der Geist zu seiner Ehre kam; man konnte ganz arm und doch ein wichtiger Mann sein. Der tapfere und kühne Lamachos z. B. war so unbemittelt und einfach, daß er den Athenern bei jedem seiner Kommandos eine geringe Summe „für Kleidung und Soldatenschuhe“ verrechnete¹ und dies wohlgemerkt durfte. Bei der allgemein vorgeschriebenen Einfachheit des Lebens, und zumal bei der Homogenität und Zugänglichkeit der geistigen Genüsse konnte man sich viel mehr gleichen, und der Reichtum unterschied noch nicht so, wie heutzutage der Fall ist. Auch in Athen wird zwar seine Geltung mit dem Worte „das Geld, das Geld ist der Mann!“ laut beklagt; aber im ganzen bestimmte er den sozialen Rang doch noch nicht und war dabei eine gefährliche und immer gefährlichere Sache. Ein Mittel, ihn zu gewinnen, war die Führung der Politik. So soll das Vermögen des Themistokles, der von seinen Eltern drei Talente geerbt hatte, nach einer Nachricht bei der Konfiskation deren über hundert betragen haben, und Kleon, der mit nichts angefangen hatte, hinterließ fünfzig Talente². Selten vergaß sich ein Politiker selbst, wie Aristides tat. Einige waren auch von Hause aus reich. So Nikias und die Dynastie, in welcher die Namen Kallias und Hipponikos wechselten. Der sprichwörtlich reiche Kallias II. soll 200 Talente besessen

¹ Plut. Nikias 15.

² Älian Var. Hist. X, 17 nach Kritias. — Vgl. Band I, S. 215. [Ein Talent = etwa 5440 Mark].

haben, die dann freilich sein gleichnamiger Enkel, in dessen Hause Platos Protagoras und das xenophonteische Symposion spielen, mit Dirnen, Schmarotzern und Sophisten zusammen verschwendet hat. Es scheint aber, daß die frühere Generation (um 500) den Reichtum mehr in Wohlleben und Pracht zutage trug als die perikleische; denn die alten Athener trugen purpurne Überwürfe und bunte Leibröcke, hatten das Haar in Zöpfen, die mit goldenen Zikaden geheftet waren, verwandten auch sonst vielen Goldschmuck und ließen sich von Dienern Klappstühle nachtragen¹. Dagegen in der perikleischen Zeit vereinfachte sich die Tracht, ein Wunder, welches wohl größtenteils der allgemeine Neid zu Stande gebracht haben wird, indem man der hohen finanziellen Zumutungen wegen etwas behutsamer wurde, daneben gewiß aber auch das Bewußtsein, daß der schöne Mensch in der einfachen Tracht schöner sei, und daß man sich darin bequemer bewege. Daß eine große tatsächliche Gleichheit herrschte, und daß das Aussehen bei Arm und Reich, Mann und Frau davon abhing, ob man gut gewachsen war und sich gut bewegte, lassen verschiedene direkte Aussagen erraten. Wir erfahren z. B., daß man ein Oberkleid, wenn man kein eigenes hatte, beim Walker um einen halben Obol auf den Tag entleihen konnte, und daß, wenn man sparen wollte, Mann und Frau das gleiche tragen durften². Der Stoff war die Wolle, und es ist überliefert, daß das Spinnen und Weben die ständige Tätigkeit der unverheirateten Griechinnen (außer den Lakedämonierinnen) gewesen sei. Daneben erfährt man freilich aus den Komikern allerlei Namen von Putzstücken und sonstigen Verschönerungsmitteln, und die

¹ Auch die frühere Weibertracht galt nach Älian Var. Hist. I, 18 als überladen prächtig; die Frauen trugen hohe Stephane [Stirnkronen], Sandalen, langes Ohrgehänge; an den Chitonen waren die Ärmel nicht zugenäht, sondern durch eine Reihe von goldenen und silbernen Spangen zusammengehalten.

² Athen. V, 62. — Xanthippe freilich weigerte sich nach Älian Var. Hist. VII, 10, zur Schau einer Prozession das Himation des Sokrates anzuziehen, worauf Sokrates sagte: „Du gehst eben nicht aus, um zu sehen, sondern um gesehen zu werden.“

Eitelkeit wird sich von jeher auszuzeichnen gewußt haben; aber im großen kam es darauf an, wie jeder sein Obergewand trug. Und auch das übrige Leben war noch einfach. Man wohnte in Häusern mit dünnen steinernen Wänden, die ohne zu große Schwierigkeit von Dieben durchgraben werden konnten; ein gewisser Besitz von Mobilien war auch bei den ärmern Leuten vorhanden, aber im ganzen scheint auch dabei nicht viel Luxus geherrscht zu haben und ebenso wenig damals noch im Essen und Trinken. Eine Anzahl von Reichen mochte natürlich in allen diesen Dingen eine Ausnahme machen; es ist überliefert, daß solche bereits Gymnasien und Badeanlagen für sich hatten.

Nun war freilich in der nämlichen Zeit, da Sparta bei den Griechen im allgemeinen eine starke Verdunkelung erlitten haben muß, zu Athen beständig in Staatsansicht und Leben eine Partei von Lakonizonten vorhanden, die sich eines noch einfachern Lebens beflissen, einen kurzen Mantel trugen, sich mit Riemen gürteten; mit besonderer Vorliebe turnten und die Ohren vom Faustkampf zerschlagen hatten, ganz als läge in diesen Dingen die Überlegenheit der Lakedämonier über die Hellenen. Es mochte ihnen dabei zum Teil wohl bitterer Ernst sein, denn sie konnten gegen ihre Vaterstadt manches auf dem Herzen haben, zum Teil war es aber gewiß nur Modesache und bei der sonstigen Armut der Betroffenen leicht zu erreichen; am Ende hat man in einer Zeit, da das Vermögen zur eigentlichen adligen Lebensweise mehr und mehr abnahm, etwa schon aus Sparsamkeit lakonisiert.

Um nun aber nochmals auf den Charakter der Athener zu kommen, so lautet das allgemeine moralische Urteil über sie allerdings verschieden. Es wird ihnen vieles nachgeredet; aber noch der sonst bittere Plato, der die Schlimmsten unter ihnen besser als irgend jemand kannte und schilderte, läßt ihnen eine schöne Gerechtigkeit widerfahren, indem er¹ den Lakedämonier in seinen „Gesetzen“ den Satz, „daß die Guten unter den Athenern

¹ De legibus I, p. 642 c.

dies in besonderm Grade sind“, als ein bekanntes Wort anführen und damit begründen läßt, „daß sie allein ohne Zwang, aus der reinen Natur heraus gemäß gottbestimmtem Schicksal wahrhaftig und ungekünstelt gut sind“. Diese freie Sittlichkeit, welche mit der höhern Bildung und allgemeinen Selbständigkeit zusammenhängt, war Sache der Besten. Aber auch im ganzen waren die Athener von allen Griechen das empfindungsfähigste Volk und gewiß am ehesten der Rührung zugänglich; nur hatten sie die Schwäche, wie die Franzosen zu J. J. Rousseaus Zeit, die Ergreifbarkeit und das Tugendgefühl für etwas Bares zu nehmen, und blieben dabei doch, wie sie waren. Ihnen wurde die ganze sokratische Ethik gepredigt; alle Welt wollte sie besser machen, und auch die Dichter erhoben diesen Anspruch. Das Resultat dieser beständigen Erzieherei war dann, daß man dem Guten applaudierte, weil man Geschmack dafür hatte, dabei aber blieb, was man war, wie in der Legende die Zuhörer eines gewissen Heiligen. „Die meisten Erfolge sind euch dadurch entgangen, daß ihr eure Pflicht nicht tun *wolltet*, nicht dadurch, daß ihr sie nicht einsahet“, sagt Demosthenes. Die nämliche Wahrheit ist aber auch in der hübschen Anekdote von den spartanischen Gesandten im athenischen Theater illustriert, denen das Volk mächtigen Beifall klatschte, weil sie vor einem Greise aufstanden, dem sonst niemand Platz machte. „Die Athener wissen, was das Rechte ist, tun es aber nicht“, sagte damals einer der Spartaner.

Indem wir nun von den Athenern zu den *Griechen überhaupt* übergehen, haben wir vor allem vom *Zurücktreten des eigentlich Agonalen* zu sprechen. Wenn es *einen* ganz großen Unterschied zwischen dem fünften und dem vorigen Jahrhundert gibt, so liegt er hier. Zwar äußerlich bleibt noch der Pomp des Athletentums, und Pindar, der noch ganz das alte Lebenspathos der Olympioniken verherrlicht, wirft einen Schein über seine ganze Zeit, als wäre alles noch wie früher gewesen, auch wußte man in kleinen Städten natürlich noch immer nichts anderes,

als daß der Athlet das Ideal der Menschheit sei, und noch eine Schar wie die Griechen der Anabasis hält, sobald sie sich einigermaßen in Sicherheit sieht, unter den unbequemsten Umständen einen Agon in allen Formen der Gymnastik und mit einem Pferderennen ab. Aber bald nach Pindar scheint das Epinikion ausgestorben zu sein, zum Zeichen, daß er selbst bereits eine zurückbleibende Potenz gefeiert hatte, und da er sehr alt wurde, konnte er noch erleben, wie fast plötzlich allerlei Kritik und Spott über die Ringkampsieger laut wurde. Hatte schon früher mit einer der Elegien des Xenophanes¹ die Philosophie protestiert, sie sei mehr wert als alle agonalen Sieger, da diese doch einer Stadt weder Wohlgesetzlichkeit, noch materielles Gedeihen schaffen könnten, so ließen sich ähnliche Äußerungen jetzt auf der attischen Bühne hören. „Nicht die Männer mit breiten Schultern und breitem Rücken sind die verlässlichsten, sondern die Verständigen bringen überall die Entscheidung“, heißt es bei Sophokles², und in einem Fragment des euripideischen Autolykos³ wird ausgeführt, bei den Athleten gehe alles mit Fressen drauf, so daß sie keine Habe für das Vaterland erwürben, und arm zu sein verstünden sie dann auch nicht. In der Jugend Stadtgötzen, gingen sie im Alter wie schäbig gewordene Mäntel einher. Und da laufe Griechenland um ihretwillen zusammen! Wer von diesen Ringern, Läufern usw., die da bekränzt worden seien, habe hernach der Vaterstadt genützt? Ziehe man denn mit dem Diskos in die Schlacht? usw. Im täglichen Leben behauptet sich die Gymnastik freilich schon aus sanitarischen Gründen als eine selbstverständliche Diät; aber man machte kein großes Aufsehen mehr davon, und selbst den Spartanern scheint mit der Zeit wenigstens die ewige Turnerei verleidet gewesen zu sein, so daß die Ephoren der Garnison von Dekeleia die Mahnung mußten zukommen lassen, sie solle nicht promenieren statt zu turnen.

¹ Fragm. 2. Bergk S. 36f. — ² Aias 1250.

³ Nauck, fragm. trag. Graec. 282.

Die Erklärung für diesen Rückgang liegt darin, daß es seit der Zeit, da die Griechen die Verdienste im Perserkrieg als einen Agon behandelten, ganz andere Wettkämpfe gab als die im Stadion von Olympia und ganz andere Preise für höchste Auszeichnung als den dortigen Ölbaumkranz. Es ist wohl nicht mehr als ein netter Mythos, was Herodot¹ berichtet, daß nach Salamis die griechischen Strategen auf dem Isthmos darüber abgestimmt hätten, wer der ruhmwürdigste und wer der zweitruhmwürdigste Hellene sei, und daß von den zwei Stimmen, die jeder Stratege auf den Poseidonsaltar legte, je die erste ihm selbst, die zweite dem Themistokles gegolten habe, worauf man freilich Bedenken gefunden habe und ohne Entscheidung abgereist sei. Aber im höchsten Grade bezeichnend ist diese Geschichte, weil sie eine große Veränderung des Horizontes der Griechen dartut: der Grieche will durch Verdienste um Hellas zuvorderst stehen und denkt, wenn er sich nicht ausgezeichnet hätte, ginge die Welt unter; in zweiter Linie kann er dann allerdings nicht umhin, dem Themistokles die Palme zu reichen.

Mit dem zunehmenden Eindringen der *Demokratie* verloren dann auch diejenigen Schichten, auf welchen tatsächlich der Agon größtenteils beruht hatte, die Macht und oft auch ihren Reichtum; auch die *Gesellschaft*, welche Pindar besingt, ist demnach eine bereits stark im Sinken begriffene. Alle Siege in Olympia usw. garantierten eben nicht mehr den mindesten Einfluß in der Polis, wonach doch jetzt alle strebten. Die Polis aber nimmt mit denjenigen vorlieb, welche ihre *Leidenschaften* vertreten, und fragt gar nicht mehr nach der Edeltheitlichkeit; vielmehr geschieht alles, um den Denkenden das „immer der erste sein wollen“ zu verleiden; ja die ganze Praxis der Demokratie wird mit der Zeit ein unechter Agon, wobei die scheußliche Übelrede, die Sykophantie usw. sich in den Vordergrund drängen. Diese Polis bleibt nur höchst schausüchtig und beutet den Rest von

¹ VIII, 123 f.

Wetteifer der Besitzenden durch scheinfreiwillige Choregien aus; darum bleibt einstweilen noch, wenn auch immerhin nur in Athen, der dramatische und chorische Agon am Leben, bis auch dieser dem allgemeinen Diletantismus und ohne Zweifel auch der Futilität der Kampfrichter unterliegt. Sonst brauchte man die Edeltrefflichkeit, so lange man in Athen auch die Fiktion aufrecht erhielt, als wäre die Demokratie dauernd mit ihr verbunden, überhaupt nicht mehr, da man ja die *Mehrheit* hatte, und sie hatte, auch wo sie noch weiterlebte, ihre Gründe, nicht stark hervortreten; denn Reichtum an den Tag zu legen, wurde wohl allmählich überall bedenklich, und dieser war doch eine Vorbedingung des agonalen Betriebes gewesen. Die Neureichen aber (wenigstens in dem Megara des Theognis) werden sich alle Kalokagathie erspart haben.

Auch das Aufkommen der Redekunst schadete der Gymnastik. Nachdem die Griechen von jeher höchst beredt gewesen und die Beredtsamkeit (und zwar auch die öffentliche und gerichtliche) als hohe Gabe der Musen gepriesen hatten, erschien dies im 5. Jahrhundert wie abgetan neben dem, was die großgriechischen Sophisten brachten, und was nun für Staatsrede und gerichtliche Rede bald als unentbehrlich galt¹. Die frühere Eloquenz war höhere Begabung, die jetzige das Resultat einer Schulung. Die causa, welcher diese „geschulte“ Rede von den sizilischen Prozessen an dient, ist freilich indifferent und die Beredtsamkeit, zumal bei den demokratisierten Gerichten, von Anfang an moralisch in den zweifelhaftesten Händen. Aber sofort muß sich in den wichtigern Städten ein Auditorium hinzugefunden haben, welches diese Gattung bewunderte und darnach verlangte; auch muß sich ein Agon von Redner gegen Redner gebildet haben, der jetzt viel interessanter schien als die Gymnastik. Darum wird die Verödung der Gymnasien in Athen von Aristophanes in den Wolken gewiß nicht mit Unrecht mit der Sophistik in Verbindung gebracht;

¹ Vgl. Band II, S. 383 ff.

die junge Welt hielt sich statt in ihnen in den Gerichtshöfen auf und hielt, während die Alten zu Felde zogen, Volksreden, weil das Gerede die Leute viel namhafter machte; am meisten aber soll diesen die Jugend verhaßt machenden Ton Alkibiades angegeben haben, in dem man denn auch den „Zerstörer der Gymnasien“ erkannte¹.

Die Macht der Persönlichkeit zeigt sich also jetzt in den großen Beispielen nicht mehr agonal, d. h. im Siege über einen oder einige Ähnliche, sondern absolut, und was Plutarch von Themistokles sagt, daß er auf jedem Gebiete von andern unterschieden sein wollte², gilt mehr oder weniger von allen damaligen großen Männern. Dies hinderte indes nicht, daß die großen Männer der Einzelstaaten es etwa liebten, blendend in Olympia aufzutreten, und sich hier ganz Hellas empfahlen, ja die Festbesucher bewirteten und dabei etwa auch die Spartaner austachen.

Und hier kommen wir nun wieder auf Alkibiades. Dieser beschloß kurze Zeit, nachdem Aristophanes in den Wolken die Hippotrophie schon völlig als Karikatur gegeben hatte, den Umstand, daß die Griechen die Aufregung des Wettfahrens doch nicht entbehren konnten, dafür auszubeuten, daß ganz Griechenland sich mit seiner Person beschäftigen sollte. Nachdem er bereits ein großes Vermögen durchgebracht, hatte er jetzt durch seine Verheiratung mit der ersten Partie Griechenlands, der Tochter des reichen Hipponikos, wieder Geld in Menge, und so sandte er denn nach Olympia, was sonst selbst kein König je getan hatte, sieben Wagen und gewann drei Preise. Dabei machten sich fremde Städte, die sich wohl bei Athen recht insinuieren wollten, eine Ehre daraus, ihn zu unterstützen: Ephesos lieferte ihm ein Prachtzelt, Chios Pferdefutter für den kolossalen Marstall, mit dem er auftrat, und Opfertiere, Lesbos Wein und andere Ausstattung für die Bewirtung zahlloser Hellenen. Es war eine panhellenische Choregie im großen, womit er für Athen renommieren

¹ Andokid. adv. Alcib. 22. 39. — ² Plut. Themist. 18.

wollte, eigentlich aber über Athen hinausdachte. Daß durch diesen Pomp die individuellen gymnischen Sieger diesmal ruiniert werden mußten, liegt am Tage; Alkibiades soll sie verachtet haben, weil sie manchmal von geringer Herkunft, aus kleinen Städten und wenig gebildet waren, vielleicht dienten sie ihm auch nicht, weil er an ihnen seine Meister würde gefunden haben; die zuschauenden Griechen aber, rechnete er, seien schon verpöbelt genug, um die Gemütsspannung beim Wagenfahren ergreifender zu finden als die beim Anblick gymnischer Meisterschaft, und um in großen Gratisbewirtungen etwas höchst Angenehmes zu sehen. Der Erfolg war dann freilich, daß sein und Athens Ruhm in jedermanns Munde war; zugleich aber wurde der Sache insofern moralisch der Boden ausgeschlagen, als der Phantasieeffekt der Wagenfahrerei nunmehr abgenutzt war, und ein Stück wie das, daß er es wagen konnte, einem athenischen Landsmann, der zu Ehren seines Hauses und der Stadt Athen gleichfalls konkurrieren wollte, das Gespann einfach abzuwingen, mag dann noch dazu beigetragen haben, die letzten guten Toren zu verscheuchen. In den Demokratien war wohl bald fast niemand reich oder unklug genug, um an den Festen mit einem solchen aufzuziehen.

In der nämlichen Zeit fällt der Begriff der Kalokagathie, welcher früher rein dem Leben entnommen war und das aristokratisch-agonale Wesen bezeichnete, den Philosophen in die Hände, welche den alten Sinn scheinbar beibehalten, ihn aber doch auf alle Weise ethisch in die Kur nehmen. War die Kalokagathie ein Sein gewesen, so tritt nun an ihre Stelle ein Wirken auf andere, nämlich das „die Menschen besser machen“ (*τὸ βελτίους ποιεῖν τοὺς ἀνθρώπους*); dies wird nunmehr der Maßstab, der an Menschen und Einrichtungen gelegt wird; Sokrates aber, und wer sonst noch so redete, sprach damit ein neues Ideal aus, mochte es mit der Wirklichkeit aussehen, wie es wollte. Und schon hatte man dabei nicht mehr den Edelfreien, sondern den Bürger überhaupt, ja bald den Menschen überhaupt im Auge.

Überhaupt scheint damit, daß die Demokratie die *Werte* der Menschen ganz neu zu verteilen anfang, der *Rasseglauben* eine ziemliche Erschütterung erfahren zu haben, und zwar in Athen ohne Zweifel durch die starke Mischung der aktiven Bevölkerung, die Aufnahmen von Metöken und Fremden in die Bürgerschaft, das Vordrängen des Seevolks, welches bei Salamis gesiegt hatte, wie der Hoplit bei Marathon, anderswo aber durch allerlei Gewalttätigkeit beim Sturz der Oligarchen und ganz besonders durch zahlreiche teils freiwillige, teils (bei Katastrophen) erzwungene Mesallianzen. Daß aber der Reichtum in der nämlichen Zeit, da das Heruntersetzen der Reichen auf der tragischen Bühne ein häufiger Gemeinplatz war, so gefährlich er seinem Besitzer werden konnte, stärker begehrt wurde, hatte seinen Grund: er verlieh zwar nicht die eigentliche Achtung, war aber notwendig die Hauptsache geworden, als die früher mit ihm verbundene höhere Distinktion aufhörte.

In diesem Jahrhundert ist nun auch das Aufkommen zahlreicher berühmter *Ärzte* zu beobachten. Einen Anfang der innern Medizin können wir zwar bereits frühe, im Epos, konstatieren. Schon Arktinos in der „Einnahme Trojas“ erzählt von den beiden Poseidonssöhnen Machaon und Podaleirios, daß jenem der Vater die leichtern Hände verliehen habe und die Gabe, Geschosse aus dem Fleisch zu ziehen und zu schneiden und alle Wunden zu heilen, diesem aber eine sichere Einsicht in die Brust gelegt habe, das Unsichtbare zu erkennen und das Unheilbare zu heilen¹. Überhaupt hatte es wohl immer *Ärzte* gegeben, aber sie waren noch im 6. Jahrhundert rar. Damals ließ sich der böse Kleomenes von Sparta bei langer Krankheit noch von Katharten und Manteis behandeln, doch schon pflegte etwa eine Polis berühmte Heilkünstler auf eine bestimmte Zeit zu mieten. So stellte Ägina den Demokedes, der es in Kroton bei seinem zornmütigen Vater nicht mehr

¹ Kinkel, Epicor. fragm. S. 55. Podaleirios bemerkte zuerst an dem wahnsinnig gewordenen Aias die blitzenden Augen und den beschwerten Verstand.

hatte aushalten können, um ein Talent jährlich an, nachdem er, obwohl ohne Instrumente, Medizinen usw. die übrigen dortigen *Ärzte* (falls nicht Herodot das Dasein solcher bloß supponiert) alle übertroffen hatte. Derselbe ließ sich dann hernach von den Athenern um 100 Minen mieten, was diese wohl hätten bleiben lassen, wenn sie gute andere *Ärzte* gehabt hätten, und hernach von Polykrates gar um zwei Talente¹. Wie er schließlich Hofarzt bei Dareios wurde, aber nach nichts strebte, als in die Heimat zurückzukommen, und am Ende seine Flucht glücklich bewerkstelligte, ist eine Geschichte, die man nie ohne Bewegung wird lesen können². Von ihm an nahmen aber, wie Herodot sagt, die krotoniatischen *Ärzte* die erste Stelle unter ihren Fachgenossen ein; nach ihnen kamen die von Kyrene; während das Mutterland das Primat der Musik behält, stammen also die ersten großen *Ärzte* aus den Kolonien.

Nun aber nahmen, wie gesagt, die *Ärzte* an Zahl stark zu. Dieselben bildeten sich in Schulen zu ihrem Berufe aus, und zwar schlossen sich solche besonders gerne an die Asklepiostempel und die damit verbundenen Heilanstalten an, deren berühmteste in Epidaurus, dem thessalischen Trikka und auf Knidos und Kos waren; aus den Kurprotokollen, welche hier aufgenommen wurden, sollen etwas wie Archive medizinischer Beobachtung entstanden sein. Daneben aber beschäftigten sich seit Pythagoras auch die Philosophen gern mit medizinischen Lehren; geschah dies auch mehr um der allgemeinen Erkenntnis willen, als daß Männer wie Empedokles, Anaxagoras, Demokrit und andere selbst *Ärzte* gewesen wären, so werden sie doch das Systematische in die Medizin gebracht haben. In der zweiten Hälfte des 5. und noch tief in das 4. Jahrhundert erfüllte dann, wie noch kein früherer, ganz Hellas mit seinem Ruhme der aus der Asklepiaden-Schule seiner Vaterstadt Kos hervorgegangene Hippokrates. Welchen Eindruck er auf die griechische Welt machte, geht schon daraus hervor, daß er von der Tradition mit allen

¹ [Ein Talent = etwa 5440 Mark hat 60 Minen].

² Herodot III, 125. 131—137.

berühmten Männern und Ereignissen zusammengebracht wird und unter anderem die Pest des Jahres 430 vorausgesagt haben soll, eine Tradition, von der freilich alles Einzelne bestritten und zweifelhaft bleibt. In Athen soll er von Staatswegen in die Eleusinien eingeweiht worden sein und viele Schüler herangezogen haben, denen er einen feierlichen Eid auf gewissenhafte Beobachtung der ärztlichen Pflichten und geregelte Transmission der Lehre abnahm; in seinen Schriften verehrte man gewissermaßen die Stimme eines Gottes. Auch sein Ruhm drang übrigens nach Persien, und er soll einen Ruf des Artaxerxes Mne-mon abgelehnt haben, desselben Königs, bei dem wir zur Zeit der Schlacht bei Kunaxa den weltkundigen Knidier Ktesias als Leibarzt antreffen. Er starb in hohem Alter (wohl 377) in Thessalien.

Uns aber interessiert bei der Vermehrung der Ärzte und ihres Ansehens vor allem der Umstand, daß man der ärztlichen Kunst mehr als früher *bedurfte*. Die Griechen waren offenbar kränklicher geworden, und dies wohl kaum infolge größeren Wohllebens — obschon Pythagoras in Kroton und Empedokles bei seinen reichen Sikelioten auch hiermit dürften zu kämpfen gehabt haben — sondern vielleicht mehr vom vielen zurückgetretenen politischen Ehrgeiz und vom ungesunden Treiben der ganzen Polis. All die satanischen Bosheiten, womit man einander zu-setzte, wird man auch physisch nicht umsonst gehabt haben, vielmehr mußte der unendliche heruntergefressene Ärger und Jammer des „Bürgers“, wobei dieser noch be-ständig von Sophrosyne duften sollte, Unzählige mit Notwendigkeit krank und nervös gemacht haben¹. Zudem mußte aber auch die „Entwicklung des Individuums“ ihr Teil an der Entwicklung der Krankheiten und daher das Steigen der Ärzte mit sich bringen.

Bei derjenigen Erweiterung des Agonalen zu einem Wettstreit im ganzen Leben, welche für diese Zeit bezeichnend ist, treten nun eben vor allem die *Individuen* mächtig

¹ [Sophrosyne = Mäßigung].

hervor. Hiebei wird zunächst bemerklich das gänzliche Fehlen der „Bescheidenheit“. Die Philosophen, Sophisten, Dichter, Maler, Techniker, geschickten Leute aller Art, welche jetzt statt der Agonalsieger in Griechenland Zelebritäten werden, haben die Kunst und den Willen, sich ohne Rückhalt geltend zu machen, und die öffentliche Meinung verlangt dies von ihnen; denn nur auf Enthaltung von aller tatsächlichen Hybris¹, nicht aber auf Verbergen des eigenen Wertes bezieht sich die Sophrosyne; der Weise darf und soll sich als Weiser geben, der Glückliche, schon damit die Gottheit seinen Dank erkenne, als Glücklicher; man braucht sich nicht zu verstecken und neben jedem elenden Kerl klein zu machen; das Zugeständnis der Hinfälligkeit des Glücks mag ja daneben immerhin offen bleiben. Hieher gehört schon das prächtige und stilvolle äußere Auftreten, womit man damals ohne Zweifel neben der, vorherrschend einfach gewordenen Tracht der Bevölkerung sehr abstach. Wie schon früher bei festlichen Gelegenheiten die großen Musiker², so hielten es jetzt Philosophen und Maler. Empedokles, der sich freilich unter seinen Agrigentiner und Seli-nuntiern als einen auf die Erde gelangten Gott gab, und die Sophisten Gorgias und Hippias gingen in Purpur, der erstgenannte auch mit Golddiadem und delphischem Kranz. Ferner ging man im Selbstruhm bis zum Unglaublichen an Naivität. Wie es Pindar damit hielt, haben wir früher betrachtet; auch Simonides spricht in den Epigrammen unbefangen von seinem unübertroffenen Gedächtnis und von seinem im höchsten Alter durch einen chorischen Sieg gewonnenen Ruhme. Mandrokles, der Erbauer der Bosporosbrücke für Dareios, stiftete von dem Geschenke des Königs in das Heräon von Samos ein Gemälde, welches die Überbrückung des Meeres samt dem thronenden Dareios und dem ziehenden Heere darstellte und eine Inschrift enthielt, wonach er mit dem Werke sich selbst einen Kranz aufgesetzt und dem Volke von Samos Ruhm erworben habe. Parrhasios nannte sein Selbstporträt „Gott

¹ [Maßüberschreitung]. — ² Vgl. Band II, S. 218.

Hermes“ und nannte sich in seinen Versen einen Sprößling Apolls und Fürsten der Kunst oder den Hellenen, den ersten Rang darin gewonnen und das höchste Ziel erreicht habe, was er denn doch füglich dem Urteil der Nachwelt hätte überlassen können. Wenn Zeuxis seine Werke schließlich verschenkte, so lag der Grund hiefür zwar wohl nicht darin, daß er sie für unbezahlbar hielt, sondern er mochte sich dadurch wie Polygnot über die Banausie zu erheben glauben; doch spricht sein Selbstgefühl aus dem Worte: „Es wird mich einer eher kritisieren als es mir nachtun.“ Sogar ein Teppichweber rühmte sich in Delphi an einem Teppich, Pallas habe eine göttliche Anmut in seine Hände gelegt. Überhaupt kommt die Namensnennung auf Werken der Kunst und der Kunstindustrie, wie schon gesagt, nachweislich sehr frühe vor; wir wüßten gerne, wie weit sie auf Anathemen verboten war.

Und nun bietet sich uns das Bild einer Mehrheit von Staaten, deren jeder abwechselnd personifiziert ist in führenden Individuen, welche ihrerseits wiederum abwechselnd steigen und stürzen, ein Anblick, wie ihn die Welt bisher nicht gekannt, gewiß auch die phönizischen und punischen Städte nicht. Welch ein Unterschied auch gegenüber Rom! Hier tragen bis ins 6. Jahrhundert der Stadt alle ausgezeichneten Menschen mit Ausnahme Coriolans und einiger wenigen andern Outlaws eine und dieselbe Physiognomie; sie sind einseitig als Krieger und Diener ihres Staats für Rom allein da, und erst spät mit der Allerweltbildung kommen die entfesselten Individuen empor. Bei den Griechen aber waltet die Individualität, welche von andern unterschieden sein will, und es tritt der Begriff der persönlichen Macht (δυνάμις) in den Vordergrund, welche je nach Umständen die höchsten Verdienste und die größten Verbrechen gegenüber der Polis umfaßt; diese Polis selbst aber mit ihrem Argwohn und ihren engen Gleichheitsbegriffen einerseits und ihren hohen Ansprüchen an die Tüchtigkeit (ἀρετή) des Individuums andererseits treibt den Begabten auf diese Bahn, die ihn zum wagehalsigen Zugreifen (τόλμα) und unter

Umständen zur Wut führen kann, und auch Sparta, welches die nach Allseitigkeit strebende Individualität in einer einseitigen Staatsnützlichkeit festhalten will, erreicht damit nichts anderes, als daß es lauter ruchlose Heuchler zieht, wie schon im 6. Jahrhundert den schrecklichen Kleomenes, im 5. einen Pausanias und endlich einen Lysander. Ob nun diese Entwicklung für das Schicksal der Poleis gut, und ob sie überhaupt vermeidlich war, bleibt streitig; aber die griechische Welt macht damit ein Guten und Bösen einen enorm reichen, genialen Eindruck¹. Die Gefahr, die damit verbunden war, hat man später schon erkannt, und aus Athen, das an hervorragenden Individuen die glänzende Reihe von Themistokles bis auf Kritias erzeugt hatte, ertönt wie eine Stimme aus einer Welt der Objektivität das Wort, welches Aristophanes dem Äschylos in Bezug auf Alkibiades in den Mund legt²:

Ein Löwenjunges hege man im Staate nicht;
Doch ist's gehegt, dann füge man sich seiner Art.

Plato aber läßt im Gorgias, dessen fingierte Zeit nicht lange nach dem Tode des Perikles anzunehmen ist, die gewaltsame Persönlichkeit und ihr Recht als Gegensatz der unwahren Gleichheit durch Kallikles folgendermaßen schildern: „Das Gesetz der Natur will, daß der Bedeutendere über den Geringern herrscht. Freilich anders unser (athenisches) Gesetz, wonach wir die Tüchtigsten und Kräftigsten jung wie Löwen einfangen und sie mit beschwichtigenden Zaubergesängen und Hokuspokus kirre machen, indem wir die Gleichheit zum Prinzip haben und behaupten, sie sei das Schöne und Rechte. Wenn aber, denke ich, einer aufsteht, der die richtige Natur dazu hat, so wirft er dies alles von sich ab und zerreißt es und entrinnt und tritt eure Schriften und Zaubermittel und Heilgesänge und gegen das menschliche Wesen gerichteten Gesetze sämtlich mit Füßen und zeigt sich

¹ Wir erinnern daran, daß zugleich auch im 5. Jahrhundert, zunächst bei einzelnen vom eigenen Denken lebenden Individuen wie Heraklit, Demokrit, Anaxagoras, auch die Abwendung vom konkreten Staat beginnt. Vgl. Band II, S. 406f.

² Aristoph. Frösche 1431f.

als euer Herr, und da tritt strahlend hervor das Recht der Natur¹.“ Im 4. Jahrhundert war dann freilich wenigstens in Athen dafür gesorgt, daß sich die Sache anders gestaltete. Da ist man nicht mehr persönlich mächtig in Beziehung auf die Polis, sondern in Beziehung auf Philosophie, Eloquenz, Kunst, Privatleben usw. — Mit welchen Umrissen aber ein Wesen noch als groß galt, lehren zumal auch einzelne Gestalten der Tragödie, bei denen es im wesentlichen nichts ausmacht, daß sie mythisch und keine Menschen des 5. Jahrhunderts sind. Denken wir vor allem an den Aias des Sophokles.

Um aber auf die historischen Persönlichkeiten Athens zu kommen, so ist das Naturell der damaligen großen Männer, von Themistokles an, überhaupt der stärkste Ausdruck des athenischen Wesens, daher denn auch Kimón als Ausnahme so kenntlich gewesen sein soll. Ein echter Athener ist vor allem der erste, welcher Athen um jeden Preis vorwärts getrieben hat: der erstaunliche Themistokles. Voll von persönlicher Macht und Wagehalsigkeit und von jenem Triebe beherrscht, überall etwas Besonderes zu sein, gewinnt er schon in seiner ruchlos durchlebten Jugend durch Züge, die bereits völlig in der Art des Alkibiades sind, gewaltsam die allgemeine Aufmerksamkeit. Er braucht dabei, um in der Demokratie zu gelten und zu blenden, enorm viel Geld, ohne eine Spur von ökonomischem Gewissen²; sobald er aber den erstrebten Einfluß hat, setzt er auch das Außerordentliche durch, nämlich den Verzicht der Bürgerschaft auf eine sonst echt im Sinne der Demokratie liegende Einrichtung: die Verteilung der aus den laurischen Silbergruben eingehenden Gelder unter die einzelnen Bürger. Es sollten aus diesen Einnahmen Trieren zum Kriege gegen die Ägineten erbaut werden, und erst noch hatte er, wie angedeutet wird, die geheime Absicht, daß die Schiffe zum Kampf gegen die Perser dienen sollten, wie denn auch geschah.

¹ Plato, Gorgias p. 483 dff.

² Vgl. Band I, S. 215. Wo und wie er das Geld gestohlen, wird freilich nirgends gesagt, wohl aber, daß er es tat. Vgl. über seinen und anderer Staatsdiebstahl Plut. Aristid. 4.

Es läßt sich nun überall fragen, wie weit dieser Odysseus des 5. Jahrhunderts in Wahrheit der Tausendsassa und Schwerenöter gewesen sei, als den man ihn auffaßte. Vieles von der Tradition über ihn geht auf den unzuverlässigen Stesimbrotos von Thasos zurück, und wenn sich auch die Hauptsachen schon bei Herodot finden, so hat doch auch dieser nur berichtet, was man ihm in Athen sagte. Daß Themistokles aber mit Hülfe seines Frevelsinnes in verzweifelten Lagen unerhörte Wagestücke ausgeführt und die kolossalsten Gefahren auf sich genommen hat, wird man nie bezweifeln können. Und nun kommt noch die Bestechung und Überlistung der Spartaner, die Verbannung durch den Ostrakismos, die abenteuerliche Flucht, der überwältigende Eindruck auf Artaxerxes und das Ende in Magnesia, eine Geschichte, die, so vieles daran (namentlich an den letzten Schicksalen) erfunden sein mag, doch noch heute den Leser zwischen Bewunderung und Schauer balanciert und in einem Taumel der Hingebung hinreißt.

Ein Vertreter der athenischen Art ist auch Perikles, der sich gebündigt und der Stadt vollständig gedient hat, mit deren Größe er die seine identifizierte. Er wollte die Gegensätze des vollkommenen Bürgers und des ungeheuern Menschen harmonisch in sich vereinigen; doch ist es auch ihm nicht ganz gelungen. Im übrigen hat auch er das Äußerste gewagt, und wie früher schon gesagt, den Ausbruch des entscheidenden Kriegs mindestens wünschbar finden müssen¹.

Und nun der Mann, in dem sich Athen im höchsten Grade personifiziert: Alkibiades! Wir kennen ihn scheinbar genau, nicht nur aus der Biographie des Plutarch, sondern aus Thukydidēs, Andokides, respektive Pseudo-Andokides und Isokrates (περι ζεύγους²). Und doch ist es schwer, von ihm zu sprechen. Denn wenn wir aus Plutarch recht eigentlich sehen, wie Athen die „Individualität“ dieses Menschen durch Hinterdreinlaufen und Aufnotieren alles dessen, was er tat, großzog, so geht daraus nicht

¹ Vgl. Band I, S. 220 f. — ² [peri zeugous = um das Gespann].

minder hervor, wie die athenische Phantasie, sei es durch die Feder des Stesimbrotos oder anderer, nachgearbeitet, und alles, was ihm ungefähr ähnlich sah, von ihm ausgesagt hat; auch hier wird man das Typische vom Historischen nie genau scheiden können. In ihm bekommt die demokratische Gleichheit der Bürger ihren Gegenschlag durch Schöpfung einer abnormen Absonderlichkeit, in deren Hände zuletzt in gefährlichen Augenblicken die Macht des Staates gerät. Diese Absonderlichkeit muß damit beginnen, alles zu sein und zu können, was man in Griechenland überhaupt ist und kann. Alkibiades ist von vornehmer Herkunft und von einer ausnehmenden Schönheit, die ihm in allen Lebensaltern eigen geblieben ist. Dazu ist er von der Natur mit einer Redegabe ohnegleichen ausgestattet und zugleich mit jener Gabe, sich den Menschen geistig zu assimilieren, wodurch er sie betört, ohne es zu wissen und zu wollen. Sein Verhältnis zu Sokrates würde dafür sprechen, daß es ihm anfänglich auch nicht an innerer Tiefe gebrach. Aber man muß sich hüten, Plato hier zu viel Glauben zu schenken; denn das Symposion begehrt keine historische Urkunde zu sein; sein Verfasser hatte in einem philosophischen Dialog das Recht des Dichters, das meiste hinzuzuersinnen. Das Verhältnis könnte also sehr viel kürzer und geringer gewesen und von Alkibiades z. B. nur aus Pikanterie oder, um Liebhaber zu ärgern, aufgesucht worden sein. Mag es sich indes hiemit verhalten haben, wie es will, sicher ist Alkibiades ein wunderbares Gemisch von ganz immensen Gaben auf der einen Seite und von einer höchsten, teils bewußten, teils unbewußten Charlatanerie im Geltendmachen dieser Gaben anderseits, der größte aller Demagogen, wie ihn Plutarch treffend nennt; ja auch jenes Sichakkommodieren an anderer Länder Sitte ist nur jedesmal wieder eine andere Face seiner Demagogie. Seine Athener aber sind von ihm völlig verhext, lassen ihm das Unglaubliche durchgehen und tun ihm den Gefallen, alles an ihm interessant zu finden, selbst ohne daß er das besonders zu wollen braucht; man kommt ihm dergestalt entgegen, daß es ein Wunder wäre, wenn er die Be-

sinnung behalten hätte. Mit der Zeit zeigt er dann allerdings durch sein Auftreten in Olympia gar zu deutlich, daß er die Griechen als Gaffer und Schwätzer taxiert. Hier malt er grell im Tapetenstil; in Athen aber wird seine Stellung bald so, daß Timon ihn als denjenigen begrüßen kann, der das große Verderben bringen wird. Hatte er sich schon früher eingebildet, es könne jemand im Alter nicht ein großer Mann werden, wenn er jung nicht ein gänzlicher Frevler gewesen sei¹, so übt er nun, nachdem er durch die Macht der Rede die übrigen Demagogen aus dem Felde geschlagen hatte, in der Politik nach außen Lug und Trug und hat z. B. an der Ausmordung der Melier eine Hauptschuld. Zugleich aber steckt er die Athener mit jenem ungeheuern Ehrgeiz an, der ihm eigen ist, und zeigt den Willen, sich ihre Phantasie völlig dienstbar zu machen, und wenn er auch recht wohl weiß, daß die Sache mit Melos ruchlos und das sizilische Projekt unsinnig ist, treibt er doch bei beidem vorwärts, um an der Spitze der athenischen Leidenschaft zu bleiben. Die Konsequenz alles bisherigen Alkibiadeskultus tritt dann unausbleiblich ein. Die von ihm geweckte oder doch am meisten geförderte Ambition nicht nur auf Sizilien, sondern auf Herrschaft nah und fern, zumal auf Gründung eines großen Westreichs, führt zur sizilischen Expedition, dem Höchsten, was vermessener Egoismus wagen konnte. Aber nun ist derselbe Mann, der die Athener in diese unglückliche Unternehmung hineingezogen hat, wegen des Hermokopidenfrevels in eine Kriminaluntersuchung verflochten und sieht plötzlich seine ganze Existenz bedroht. Und als er dann dem Staateschiffe, das ihn nach Athen bringen sollte, entwichen und nach Sparta gelangt ist, da zeigt sich, was Plato an der angeführten Stelle² das leuchtende Hervortreten des Rechtes der Natur nennt. In Athen zum Tode verurteilt, sagt er: „Wir wollen beweisen, daß wir am Leben sind“³, und wird nicht nur in seinen Manieren ein vollendeter Spartaner, sondern zeigt seine echtste Natur darin, daß

¹ Lysias or. XIV, 25. — ² Vgl. oben S. 139f.

³ Aelian Var. Hist. XIII, 38.

er jetzt *ganz* Athenerfeind wird und sich keine halbe Wehmut oder gemütliche Hintertür offen behält. Ohne Bedenken gibt er die zweckmäßigsten Maßregeln zur Vernichtung Athens an: er mahnt zur Hülfe an Syrakus und zur Befestigung Dekeleias, damit die Athener ihre Einkünfte sowohl von der Landschaft als von den Bergwerken verlieren und auch ihre Bundesgenossen im Hinblick auf ihre Bedrängnis von ihnen abfallen sollen, und endlich betreibt er den Abfall Ioniens von Athen und das Bündnis zwischen Sparta und Persien. Nebenbei aber führt er sich noch im Königshause des Agis ungebührlich auf, indem er sich in ein Verhältnis mit dessen Gattin Timäa einläßt, mit der vollen Absicht, daß an Stelle von Herakliden *seine* Nachkommen Könige von Sparta werden sollen¹.

Auch auf Tissaphernes, zu dem er seine Zuflucht nimmt, als die mißtrauisch gewordenen Spartiaten ihm nach dem Leben trachten, übt er seinen Zauber aus; denn es gab, wie Plutarch sagt², keinen Charakter und keine Natur, die den Reizen seines täglichen Umganges hätte widerstehen können, und selbst solchen, die ihn fürchteten, gewährte seine Gegenwart und sein Anblick einen Genuß und frohe Stimmung. Und nachdem er eine Weile in einer Art von Mittelstellung gelebt hat, bietet sich allmählich die Möglichkeit, in das tödlich geschädigte Athen zurückzukehren. Aus den Unterhandlungen, die deshalb in Samos gepflogen wurden, ist uns wieder ein ganz echter Zug überliefert. Er „weint“ nämlich dort über sein Schicksal, weil er von seinen Feinden genötigt worden sei, seine eigene Kraft und Tüchtigkeit (*ἀρετή*) gegen die Vaterstadt zu betätigen. Also diese schöne Eigenschaft, die hier ganz unabhängig von der Tüchtigkeit für den Staat als die berechtigt geltende Tatsache in seinem Wesen erscheint, hat das Recht, sich um jeden Preis zu offenbaren, und Feinde entschuldigen alles. Man akzeptierte diese Entschuldigung: seine Rückberufung war zwar nach dem Ausdruck des Dionysos in den aristo-

¹ Plut. Agesil. 3. — Freilich bekam dies dem betreffenden Sohn, Leotychides, übel. — ² Plut. Alkib. 24.

phanischen „Fröschen“ eine schwere Geburt; sie wurde aber von ihm wunderbar vorbereitet, indem er nicht mit leeren Händen, sondern mit Glanz zurückkehren wollte; und er war wieder siegreich und hatte neue Verdienste um Athen gewonnen, als endlich der auf ihn geschleuderte Fluch von den Eumolpiden zurückgenommen und er mit unerhörtem Pomp in der Heimat wieder empfangen wurde. Darüber, daß man seiner Genialität nicht genug nachgesehen, konnte er sich wahrlich nicht beklagen; er erhielt das unbeschränkte Kommando zu Land und zur See, und besonders das geringere Volk soll gehofft haben, daß er mit der Verfassung und dem Schwätzerregiment, das den Staat zugrunde richte, ein Ende machen und die Zügel selbst ergreifen werde. Aber nun wurde ihm eben sein fabuloser Ruhm verderblich, indem man jetzt glaubte, es müsse ihm *alles* gelingen, und wo dies einmal nicht geschah, der Meinung war, es fehle nur an seinem guten Willen. Als er die übertriebenen Erwartungen nicht erfüllte, und sein Unteradmiral, der — als rechter Athener — auf eigene Faust Ruhm gewinnen wollte, sich bei Notion hatte schlagen lassen, begannen die Klagen in der Volksversammlung wieder, und er mußte, als der Demos nunmehr zehn Strategen wählte, von neuem weichen. In Thrakien, wo er sich einen Zufluchtsort gesichert hatte, hatte er dann noch Gelegenheit, den attischen Strategen ihrer exponierten Stellung wegen, die sie bei Ägospotamoi eingenommen hatten, eine nutzlose Warnung zukommen zu lassen; bald darauf ging er in Kleinasien durch Mörderhand unter.

Es hatte von dieser über alle Parteiherrschaft in Volksversammlung, Gericht, Hetärien usw. hinaus erwachsenen, allbetörenden Persönlichkeit für Athen geheißen, wie für Sparta von dem (im übrigen einen so viel widrigern Eindruck machenden) Lysander: die Heimat hielt keinen Zweiten dieser Art aus. Aber man hielt hernach schlechtere aus; denn Poleis sind dazu da, unerhörte Subjekte emporzutreiben; nur hatte man im 4. Jahrhundert, da wohl mancher gerne so hätte sein mögen, die alten Kräfte nicht mehr auszugeben. Alki-

biades aber wird auf alle Zeiten ein Gegenstand des Nachdenkens sein.

Indem wir nun zur Betrachtung weiterer gesellschaftlicher Verhältnisse übergehen, beschränken wir uns zunächst, was die *Männerliebe* betrifft, darauf hinzuweisen, was in dem Hauptaktenstück, das wir dafür haben, nämlich in Xenophons Gastmahl, in Sachen derselben öffentlich im Gespräch zugegeben und als allverständlich supponiert wird, und wenden uns nun vor allem der *Stellung der Frauen* zu. Diese ist gegenüber dem vorigen Jahrhundert vielleicht noch wesentlich verringert, ja es hat bisweilen den Anschein, als wäre in Athen, aus welchem unsere Aussagen stammen, der letzte Rest von Herzlichkeit für das Geschlecht gewichen. Auch die besondern Feste und Mysterien der Frauen und ihr merkwürdiges, in starkem Kontrast zu der sonstigen Zurückgezogenheit stehendes massenhaftes Auftreten vor allem Volk nicht nur an der Panathenäenprozession, sondern auch bei ziemlich wilden Kulturen beweisen noch gar kein hohes Ansehen derselben. Sklaven hatten ihre besondern Kulte auch, und das Höchste, das man hatte, nämlich alles Agonale sowie die Poesie und Literatur, zumal das ganze Drama, existierte doch nur für die Männer. Auch Geltung in der Geselligkeit aber haben nur die *Hetären*; diese dürfen beim Symposion etwa das Wort führen; wie wir früher gesehen haben, ist es aber auch wesentlich die Gabe der geistreichen Konversation, worauf ihre Bedeutung beruht, während für das Mädchen aus dem Hause das Schweigen und die wenigen Worte als Schmuck galten. Dies gilt aber auch für die Frau des Hauses, für die Sophokles das klassische Wort hat: „Schweigen, o Frau, gibt der Frau ihren Schmuck¹.“ Sie soll aber nicht nur selbst nicht reden wollen, sondern der Schmuck soll auch darin bestehen, daß von ihr geschwiegen wird.

Die Ehe aber wird gering geschätzt. Bei den ernsthaftesten Gelegenheiten stellt sich immer nur das Argument ein:

¹ Soph. Aias 292.

sie existiere nicht wegen der Liebe und vollends nicht zur Befriedigung eines sinnlichen Bedürfnisses, sondern nur zur Erzeugung von Kindern, und um an solchen Pfleger für die alten Tage zu haben, und zwar sollte man, wie Antisthenes beizufügen pflegte, dieser zu erzeugenden *Kinder* wegen das physisch und geistig bestbeanlagte Weib nehmen¹. Man könnte demnach fast auf den Gedanken kommen, die gesetzliche Ehe wäre in Athen überhaupt untergegangen, wenn nicht die Bestimmung sie geschützt hätte, wonach als Bürger bloß die Kinder von Bürgern und Bürgerinnen anerkannt wurden. Das ethisch Schönste und das Höchste an Verehrung, wozu ein Mann sich gegenüber seiner Frau aufschwingt, enthält noch der Ökonomikus Xenophons, wo Ischomachos erzählt, wie er seine junge Gattin erzog, der er am Ende sagte: „Wenn du dich besser erweistest, als ich bin, so wirst du mich zu deinem Diener machen.“ Dies ist aber ein isoliertes Wort; das Übrige ist alles Härte. Vor allem pflegt man, während die Frau zum Leben in ihrer Gynäkonitis verdammt und in jeder Weise geknechtet ist, mit Keksweibern und Hetären alle mögliche Üppigkeit; Klagen hierüber schallen uns aus den Thesmophoriazusen des Aristophanes entgegen. Aber auch Sophokles findet das Frauenlos traurig, indem er erwägt, wie das herangewachsene Mädchen nach glücklich verlebter Kinderzeit von den heimischen Göttern und den Eltern hinwegstoßen und verhandelt wird, oft zu Fremden und Barbaren, jedenfalls in ein ungewohntes Haus und nach der Brautnacht alles loben oder schön zu finden scheinen muß². Schon an die Werbung knüpfen sich Dinge, die etwas ewig Anstößiges haben. Man denke an die Naivität, womit man Bräute sitzen läßt, sobald sich findet, daß deren Vater arm gestorben, was nicht nur beim Tode Lysanders, sondern nach der einen Version bei dem des gerechten Aristides vorgekommen sein soll.

¹ Xen. Mem. II, 2, 4. Ökonom. VII, 11 und 19. — Diog. Laert. VI, 1, 5.

² Aristoph. Thesm. 785 ff. — Soph. Tereus, bei Nauck, fragm. trag. 524.

Wirkliche politische Macht, Einfluß auf das äußere Leben haben in dieser Zeit nur hie und da Frauen vom Rande der griechischen Welt aus Familien von Kolonialtyrannen oder persischen Vasallen; so schon im 6. Jahrhundert Pheretime von Kyrene, sodann Artemisia von Halikarnaß, deren Charakter schon die verruchte Verstellung zeigt, womit sie bei Salamis, um sich zu retten, ein Schiff der eigenen Partei in den Grund bohrt, und die höchst entschlossene Mania, die Witwe des persischen Vasallen Zenis, des Herrschers von Dardanos, welche mit der Gunst des Pharnabazos weiter herrschte, sogar Schlachten kommandierte, zuletzt aber von einem Schwiegersohn ermordet wurde. Im eigentlichen Griechenland kommen kriegerische Heldentaten von Frauen kaum vor; dagegen werden die Spartiatinnen auch jetzt infolge der besondern Verhältnisse Spartas mehr zu sagen gehabt haben, als die Frauen anderswo.

Um nun aber auf die athenische Wirklichkeit zurückzukommen, so ist noch von den damaligen *Hetären* ein Wort zu sagen. Nachdem einige derselben schon früher durch Geist und Schönheit weit emporgekommen waren, so daß ganz Hellas auf sie schaute und sie in den Leschen besprach und gegen einander abwog¹, tritt diese Gestalt nun weit in den Vordergrund, und es bildet sich die Generation, aus der dann im 4. Jahrhundert eine *Lais* hervorgehen können. Daß der gewöhnliche, sinnliche Umgang die Athener für die Hetären eingenommen habe, haben wir bereits bezweifelt; dafür dienten andere Mädchen (*πόρναι, παλλακαί*²). Vielmehr ist die Hetäre die Frau, die durch Anmut des Geistes imponiert, und hierin überragt nun damals bekanntlich alle andern *Aspasia* von Milet, die Freundin des Perikles. Wie sie nach Athen kam, weiß man nicht; sie soll einer andern Milesierin, der Thargelia, nachgeeifert haben, die gleichfalls nicht nur sehr schön, sondern auch klug war. Perikles lebte mit ihr, nachdem er sich von seiner rechtmäßigen Gemahlin getrennt, auf großem Fuße und hatte von ihr

¹ Vgl. oben S. 97. — ² [pornai, pallakai = Dirnen, Nebenfrauen].

seinen gleichnamigen Sohn. Man traute ihr den entscheidenden Einfluß auf das Entstehen des samischen, ja des peloponnesischen Krieges zu und sogar lehrenden Einfluß auf Perikles als Redner. Und doch wird ihr sehr bestimmt nachgesagt, daß sie Mädchen zu öffentlichem Gebrauch unterhielt, und angeklagt wurde sie nicht nur wegen Asebie, sondern auch, weil sie dem Perikles freie Weiber verkuppelte. Die Tränen des Perikles retteten sie; nach seinem Tode aber verband sie sich mit Lysikles, einem Demagogen von niederer Herkunft, der aber durch sie einer der ersten Männer Athens wurde. Der jüngere Kyros nannte ihr zu Ehren seine Milto Aspasia.

Es kann nun für Aspasia sprechen, daß man Sokrates, wenn auch in ironischem Tone, sich als ihren Schüler konnte bezeichnen lassen¹, und wir glauben auch gerne, daß verheiratete Männer ihre Gattinnen zu ihr führten, um sie zu hören, so nach einer Stelle bei Cicero² Xenophon die seine, die gewiß eine ehrbare Frau war; die Leute nahmen eben das, was an ihr gut und glänzend war, die prächtige Konversation. Was aber die sehr bestimmt lautenden Klagen gegen sie betrifft, so ist es ganz unmöglich, sie zur Evidenz zu bewahrheiten oder zu widerlegen. Das ganze Medium, in dem sie lebte, ist eben ein zu düsteres und verwildertes; das zeigt Aristophanes auf jeder Seite. Wäre sie also auch noch so rein gewesen, so sind doch wir nicht mehr in der Lage, dies zu erweisen.

Jedenfalls aber ist Perikles auf lange Zeit der einzige Hellene, in dessen Leben eine Frau eine bestimmende Stelle einnimmt, so daß er in seinem Tun und Lassen auf sie orientiert ist. Alle andern Griechen sind etwa eine Zeitlang in den Banden irgend einer Hetäre, und höchstens dies. Daß aber der *Wert* eines Mannes irgend davon abhängen könnte, welchem Weib er gefallen habe, und daß an einem gescheiterten Liebesverhältnis ein verfehltes Leben hängen könnte, wäre ein völlig ungriechischer Gedanke gewesen. Man konnte mit einer un-

¹ In dem pseudo-platonischen Menexenos, p. 235 e.

² De invent. I, 31.

glücklichen Ehe sehr unglücklich sein, aber bei keinem Griechen hing das dauernde Glück des Daseins von Liebschaft und Ehe ab. Alle Leidenschaft, welche vorkam, bezog sich nur auf sofortigen Genuß und war vorübergehender Art, wie sie denn auch als eine Krankheit galt. Die Gattin war vollends weit entfernt, ein ausschließliches materielles oder gar seelisches Anrecht auf den Gatten geltend machen zu können; ein solches Anrecht auf das Individuum besaß nur die Polis, die den Menschen denn auch sequestrierte. Wohl aber behauptete der Gatte das Alleinrecht auf die Gattin, und im Hinblick auf die Kinder, welche echt sein mußten, half ihm die Polis dabei.

Der Mann wurde ferner nicht durch Liebesverhältnisse mit Weibern erzogen und fertig gebildet. Das Weib pflegte die Sitte im Hause, gab aber nicht in einer *Sozietät* den Ton an und hatte, so übel auch bei Aristophanes die Weiber über die Männer lästern mögen, die Renommee des Gatten oder gar anderer Männer nicht in seiner Gewalt; auch bestimmte es nirgends die Rangverhältnisse, geschweige, daß der Rang des Mannes durch die Toilette der Frau ausgedrückt worden wäre. Eine gemischte Sozietät von Familien eines gewissen Ranges existierte nicht; das Symposion war etwas weit anderes. Die Töchter wurden rein nach Konvenienz verheiratet und hatten (wie auch die Mütter) dazu nichts zu sagen. Während die Männer reiche Bräute, d. h. Mitgiften, wohl immer suchten, ist etwas, das nicht vorkam, das stadtkundige Angeln von Familien nach reichen, jungen Männern, die „Flirtation“, und am wenigsten wurden die Mädchen selber zur Jagd dressiert. Das ganze Gebiet der *Mode* existierte nicht. Die Tracht war kaum und jedenfalls nur langsam wandelbar. Vor allem aber konkurrierten die Weiber nicht untereinander durch Trachtenquerung, und vollends konnten sie damit nicht durch Herumstolzieren auf die Männer Eindruck machen. Dafür hatten sie ihre gemeinsamen Gottesdienste, wie die Thesmo-phorien, wobei die Exhibition der schönen Erscheinung zu Ehren einer Gottheit stattfand.

Diese Lage der Dinge steht im Zusammenhang mit der antibanausischen Gesinnung. Erwerben zu müssen, um ein Haus zu machen und dann ranggemäß zu leben, wäre für den Griechen ganz undenkbar gewesen. Zur antibanausischen Gesinnung gehörte vor allem ein wohlfeiles Leben, einfache Erziehung der Söhne, Beschränkung des Aufenthalts auf Stadt und Feldmark¹. Der Besitzende wurde aber auch durch alle möglichen Leiturgien und Choregien so gebrandschatzt, daß er für sein Haus keinen großen Aufwand mehr machen konnte. Später gibt dann die neuere Komödie so ziemlich das Maß dessen an, was das Liebesverhältnis gewährte: Begier und beim Zögern die Eifersucht. Irgendwelche seelische Tiefe hat es nirgends; es könnte nach der letzten Szene aufhören.

Was die Geselligkeit betrifft, so haben wir schon früher² gesehen, daß ihre Grundlage von alten Zeiten her das *Symposion* ist, ja man kann sagen, dieses sei ein Hauptventil der Privatexistenz gewesen, welche eben doch auch ein Bedürfnis war. Über die rauschenden fakultativen Zutaten desselben, die in dieser Zeit einen breitem Raum einnahmen, wollen wir kurz hinweggehen und eliminieren also, was von Musik und Tanz usw. dabei vorkam: die Flöten-, Saiten-, Kitharspielerinnen, die Tänzerinnen und die Anwesenheit von Hetären sprechen auch nicht von den allerhand Witzen, die sich an das Rätselaufgeben knüpften, und nicht von dem Würfelspielen und Wetten, und berühren nur kurz den berühmten, zu unendlichen Scherzen Anlaß gebenden Kottabos. Dieser war ein Spiel, wobei Wein auf geschickte Weise aus einem Behälter in den andern gespritzt werden mußte. Die Art, wie er aufschlug, galt als orakulos, zumal für Liebessachen, und es konnte durch diese Vexierkunst ein Gast dazu gebracht

¹ Besondere Gesundheitsaufenthalte gab es nicht; wirklich Kranke pilgerten zu Asklepiostempeln. Vergnügungsaufenthalte außerhalb der Heimatstadt waren undenkbar, und Aristipp mit seinen Reisen um des Genusses willen erregte wahres Aufsehen.

² Vgl. oben S. 97.

irgendwelche Abstimmung oder durch Bohnenlos ermittelten Vorsitzenden (*ἄρχων, συμποσίαρχος*). Hier ist der Wein mit einem Wasserzusatz von zwei gegen ein Drittel oder drei gegen ein Viertel gemischt; diese richtigen Proportionen brachten nach der bündigen Angabe eines Dichterfragments Frohsinn, während, wenn man sie verschmähte, Übermut und schon beim bloßen Hälftenzusatz von Wasser Tollheit eintrat¹. Die Dichter haben manches recht gemütliche und schöne Wort über den Wein und das Zechen; da man aber eben doch lange und viel trank, ist schließlich sehr häufig von Trunkenheit die Rede, und an den Dionysosfesten ist diese selbst allgemein erlaubt. Der Symposiarch konnte diktieren, man trank einander vor (was in Sparta verboten war) und auch eigentliches Straftrinken gab es, kurz, es bestand ein gewisser Trinkzwang, welcher nach einem Fragment des Sophokles nicht besser als Zwang zum Dürsten war². „Ja wenn das Haarweh schon vor dem Rausche käme, wäre niemand unmäßig“, konnte ein Dichter eine seiner Personen wise sagen lassen³. Großes Interesse haben die Griechen immer von dem Gefäß des Nestor bis auf den ungebrauchten, hölzernen Napf bei Theokrit für die Trinkgefäße mit ihrer Menge von Formen und der Fülle und Bedeutung der daran dargestellten Figuren und Historien gehabt. Alles, was zum Genuß gehört, sei rund wie die Welt und wie Sonne und Mond, so der Tisch, der Kuchen, das Brot, das Trinkgeschirr, führt gewiß nach einer ältern Idee einer der Mitredner des Athenäus⁴ hübsch aus, und wenn es in einem späten Epigramm heißt: „Gib mir den süßen Becher, den aus Erde gemachten, woraus ich geschaffen bin, und in der ich, dahingegangen, wieder liegen werde⁵“, so hat hier die Verbindung des Genusses mit dem Gedanken an die Vergänglichkeit einen sehr schönen Ausdruck gefunden. Auch daran dürfen wir denken, daß die Formen dieser Gefäße in den Grabgefäßen nachgebildet sind, die ja nie

¹ Mnesitheos bei Athen. II, 2. — ² Bei Nauck 669.

³ Alexis bei Athen. X, 34. — ⁴ Athen. XI, 78.

⁵ Anthol. Sympot. 43

dem Gebrauch dienten, aber dem Toten für das schöne Aussehen mitgegeben wurden.

Wie durch das Trinken wurde die Konversation auch durch den Gesang belebt. Es gab dessen dreierlei, indem bald alle Gäste zusammen sangen, bald auch alle, aber einer nach dem andern, bald, und zwar zuletzt, nachdem die beiden ersten Formen vorangegangen waren, nur die ausgezeichnetern Sänger von dem Platze aus, wo sie gerade saßen. Weil man dabei ohne Reihenfolge, gleichsam im Zickzack verfuhr, hieß diese letztere Form Skolion (Zickzack). In dem, was man sang, behauptete sich lange das treffliche Alte, wenn gleich auch schon von einem Dichter der alten Komödie darüber geklagt wurde, daß (offenbar beim Symposion) der frivole Gnesippos, welcher Serenaden für Ehebrecher erfunden hatte, statt des altmodisch gewordenen Stesichoros, Alkman und Simonides zu hören sei¹. Noch viel später, in der Umgebung des jüngern Dionys, sang man bei Tische die Päane des Phrynichos, Stesichoros und Pindar, und überließ es den Schmeichlern, die des Tyrannen zu singen².

Die Hauptsache aber war gewiß durchgehend die Konversation. Nirgends sonst in der Welt und nie in der übrigen Weltgeschichte ist das Gelage so sehr das *Gefäß des Geistes* gewesen. Schon das Liegen der Gäste auf ihren Klinen mit den Köpfen gegen einander machte ein *allgemeines* Gespräch nicht nur möglich, sondern notwendig; es unterhielt sich nicht jeder, so gut er konnte, mit seinem zufälligen Nachbar, daher auch nur gesagt worden sein wird, was alle hören konnten und sollten. Und wie zum stillen Klatsch zu zweien kein Anlaß war, so war man auch gänzlich sicher vor Toasten, dieser Verschleppung feierlicher Eloquenz ans Gelage, womit der einzelne auf einige Zeit das Interesse gewaltsam an sich reißt. Dazu kommt die Unabhängigkeit dieser Konversation von Reichtum und Stand und Rang und jene Offenherzigkeit und Unbefangenheit in der Besprechung der Lebensverhältnisse, sowie auch jene Absenz der mo-

¹ Athen. XIV, 45. — ² Vgl. über die Skolien Bd. II, S. 253 f.

dernen Bescheidenheit, welche für die Griechen charakteristisch ist; auch war die Zunge jedermann gelöst, und für das, was zum „wissenschaftlichen“ Ausdruck etwa noch gefehlt hätte, sorgte die Sophistik. Dies alles aber ist mit einer sehr entschiedenen *Höflichkeit* verbunden zu denken, welche so sichere Grenzen hatte als die heutige, nur andere; denn Takt ist von jeher eine anmutige Gabe der Götter gewesen, und verbindliches Benehmen haben gewiß die Griechen sehr zu schätzen gewußt. Und nun lieferte Athen auch andere *Themata* als die zu den Gesprächen der Asiaten und auch der übrigen Griechen sein mochten. Hier waltete ein starkes allgemeines Bedürfnis, sich über den Weltlauf im Zusammenhang auszusprechen, wovon ohne Zweifel manche Tiraden des Euripides ein Reflex sind, ja die Popularität dieses Dichters kann wesentlich darin gelegen haben, daß er *Themata* der allgemeinen Überzeugung schön und wohlklingend und noch ohne eigentliche Rhetorik aussprach. Anderseits aber war hier auch jeder zur Kritik aller Menschen und Dinge und zu Heiterkeit und Spott aufgelegt; nur möchten wir freilich auch gerne wissen, wie weit das Symposion seine gefährliche Seite hatte, indem das politische Hetärenwesen sich daran anschloß und es gewissermaßen als sein Vorzimmer brauchte.

Die sympotische Geselligkeit der Ausgezeichneten und Berühmten aber muß schon frühe beobachtet und aufgezeichnet worden sein. Für uns gibt vom Symposion, wie in der vorigen Periode die (nunmehr bald zum Epigramm einschrumpfende) Elegie, so jetzt der philosophische Dialog das Hauptzeugnis, ja wir können gerade daraus, daß die bedeutendsten Schriftsteller so vielen Geist darin verlegt haben, einen Schluß darauf ziehen, in welchem hohem Maße es das Gefäß des Geistes war.

Das platonische Symposion, das hier zuerst in Betracht kommt, ist wahrscheinlich von Anfang bis zu Ende eine sehr freie Dichtung. Seine Personen mögen teils gar nie, teils zu andern Zeiten zusammen gewesen sein, und ihre Reden gehören wohl fast ganz Plato an. Aber, wenn auch nicht eine unmittelbare geschichtliche, so bleibt es doch

eine Urkunde höchsten Ranges, weil es uns zeigt, was man als möglich dachte. Und nun setzt schon die bloße Möglichkeit, diese Leute beisammen zu denken, eine ganz einzige Höhe von Geselligkeit voraus. Wichtig ist auch schon die bloße Voraussetzung, daß es zur Zeit der höchsten geistigen Blüte Athens, aber auch in einer Zeit, da die Dinge politisch recht bedenklich standen, eine unvergleichliche Konversation auch ohne allen Einzelklatsch gegeben habe, wo jeder eine allgemeine Anschauung über ein großes Thema im Zusammenhang, auch wohl in einen Mythos gekleidet, habe aussprechen können. Daß dies damals möglich war, spricht für Renans Satz, daß der Sturm der Geschichte dem Gedanken eigentlich günstig sei. — Mit einem Worte erinnern wir an die feinen Einzelzüge des platonischen Symposions, z. B. an die Zwischenkomplimente, womit das Intervall zwischen den Reden des Pausanias, Eryximachos und Aristophanes einerseits und dann anderseits der des Agathon ausgefüllt wird. Was aber den äußern Hergang anbelangt, so muß daran erinnert werden, daß wir hier nicht ganz das Normale haben. Als man sich nach dem Páan dem Trunke zuwendet, wird niemand zum Vorsitzenden bestimmt; auch wird man, weil die Gäste noch vom vorigen Tage her Haarweh haben, einig, nur so viel zu trinken, als jeder wolle, und die Flötenbläserin wird darum gleich weggeschickt. Und nun hat dieses Gelage auch einen zweiten und einen dritten Akt. Nicht nur stürmt nämlich Alkibiades in erhöhtem Zustande herein, mit einem dichten Kranz von Epheu und Veilchen mit vielen Bändern auf dem Haupte und von einer Flötenbläserin und mehreren Kumpanen begleitet, sondern nach dessen höchst außerordentlichen Reden erscheinen plötzlich viele schwärmende Gesellen und nehmen — man weiß nicht, ob durch Agathons Sieg hiezu berechtigt — Platz, und jetzt wird alles voll Lärm, die feste Ordnung hört auf, und jedermann zecht.

Wenn nun aus Platos Symposion die edlere attische Konversation doch nur einseitig zu erkennen ist, so ist dafür das xenophonteische für den wirklich möglichen Ton

der Geselligkeit durchaus belehrend, ja weit das wichtigste Aktenstück über dieselbe, so sehr auch der abnorme Sokrates Seele und Zentrum des Ganzen ist. Man hat fast durchgängig den Eindruck von echten Erinnerungen, mögen dieselben auch aus einem halben Leben auf *einen* Abend zusammengedrängt sein. Neben einer feinem Sittlichkeit und Höflichkeit präsentiert sich zum großen Unterschiede von aller neuern Geselligkeit das offene Aussprechen der eigenen Seelenbewegungen und das Besprechen der Neigungen anderer, und man sieht in eine scheinbar erstaunliche Indiskretion hinein, die aber ihre bestimmten Schranken hat. Es gibt kaum eine Schrift, die uns besser zeigte, wie eine Gesellschaft höchsten Ranges zusammengesetzt sein konnte, und wie sich die Elemente gegenseitig ausglich. Da das Symposion in einem vornehmen Hause vor sich geht, kann der Autor auch Zutaten bringen. Dieser Art sind das Mädchen und der Knabe eines mit einer Flötenspielerin auftretenden Syrakusaners, welche mit Tánzen und Pantomimen die Diskussion auf das Zweckmäßigste unterbrechen dürfen. Außerdem findet sich aber auch der Spaßmacher von Beruf (*γελοιοποιός*) ein, eine verächtliche, aber je nach der Gesellschaft doch nicht ganz entbehrliche Persönlichkeit. Zu diesen Leuten kommt er nur ungeladen, *par contrebande*, und wird von Kallias geduldet, weil es hart wäre, ihn fortzuschicken; als er sieht, daß er mit seinen Späßen niemand zum Lachen bringt, wird er traurig und fängt an zu weinen, worauf sie ihn alle gutmütig trösten: sie würden schon wieder lachen, und ihn damit tatsächlich beseitigen.

Wahrscheinlich von den Symposien des Plato und Xenophon her setzte sich dann das Vorurteil fest, daß das Symposion überhaupt eine Literaturform für Darstellung von Weltanschauungen und philosophische Disputationen und zuletzt für alles mögliche Wissenswürdige sei. So scheint Epikur einzelne Schriften in diese Form eingekleidet zu haben. Und noch später, bei Plutarch und Athenäus, wurde sie vollends zum Rahmen für bloß gelehrte Verhandlungen. Einzelne gelungene Formen der

Poesie müssen es sich eben gefallen lassen, daß sie zu Gehäusen für Dinge werden, die nicht hingehören. Dies alles aber war nur ein Widerschein von dem mythisch gewordenen Glanz der Gelage der goldenen Zeit.

Nun ist das Symposion nicht die einzige Form der Geselligkeit; auch das Herumschlendern auf den öffentlichen Plätzen (*agorazein*), von dem früher schon die Rede war¹, dient ihr. Wenn es aber schlechtes Wetter und auf der Agora ungemütlich ist, oder wenn man engere Gesellschaft wünscht, so lungert man auch geschwätzig in den Buden, und zwar zu Athen vorzüglich in denen, welche der Agora zunächst liegen. Eine solche hat der Gebrechliche, der sich in der 24. Rede des Lysias für seine Staatsunterstützung wehrt — einem gewissen Schusterwitze nach, den er hat, könnte er ein Schuster sein —; derselbe verantwortet sich gegen den Vorwurf, es würden bei ihm böse Pläne geschmiedet, mit der Erklärung: *alle* Gewerbtreibenden, welche Buden besäßen, beherrschten irgend welche Besucher; „denn ihr alle, ihr Herrn Richter, seid ja gewohnt, der eine einen Salbenladen, der andere eine Barbierstube, der dritte eine Schusterbude usw. zu frequentieren, und zwar am liebsten die dem Markte zunächst liegenden.“ Die Barbieri galten schon damals für geschwätzig, und es wird dies etwa damit entschuldigt, daß die geschwätzigste Gesellschaft bei ihnen verkehre. Als einer den König Archelaos fragte: „Wie soll ich dich rasieren, o König?“, antwortete dieser: „Schweigend.“ So ist die Geselligkeit dem Griechen inhärent; es ladet ihn alles dazu ein, auch die Praxis des Staates mit seiner Volksversammlung und seinen Gerichten; alles drängt sich eben dahin, wo gesprochen wird. Aus dieser Umgebung geht der vollendete Gesellschaftsmensch hervor, z. B. der (teilweise noch ins 5. Jahrhundert fallende) Aristipp, der, wie es kam, Chlamys und Lumpen tragen und sich (wie Alkibiades) in jeden Ort, jede Zeit und jede Rolle schicken konnte, und der, als man ihn fragte, was er von der Philosophie gewonnen habe, die Mög-

¹ Vgl. Band I, S. 73 f.

lichkeit, kühn mit jedermann zu verkehren, nannte. Und nun bilden sich auch gesellschaftliche Zentren, die man wohl beachten darf. Ein solches vermuten wir am Hofe des genannten makedonischen Archelaos (413—399). Offiziell freilich besegneten sich griechische Gemüter vor ihm, wenn man nur seinen Namen nannte; aber das Talent eines Euripides, Agathon, Chörilos von Samos und der Maler Zeuxis und Timotheos galt doch wenigstens, was es wert war; man wurde dort etwa von Hunden, aber nicht von Sykophanten zerrissen. Eine Gruppe für sich werden in Athen die Lakonisten gebildet haben. Ein vollendetes Unikum aber ist das große athenische Haus, das wir am Beginn des platonischen Protagoras kennen lernen. Welch ausgesuchte Höflichkeit tritt uns bei der Morgenaudienz, welche die drei großen Sophisten geben, sowohl von Seite des Wirtes — dies ist auch hier Kallias — als der übrigen Anwesenden entgegen! Schließlich möge noch daran gedacht sein, wie die gute Lebensart auch in der Sprache zum Ausdruck kommt. Hier finden wir jetzt z. B. die beiden Worte, welche den Gebildeten, Umgangsfähigen ziemlich allgemein bezeichnen: *epieikēs* und *charieis*. Jenes bezeichnet ursprünglich offenbar nur das Mäßige, Angemessene im Gegensatz zum Übermäßigen; irgend einmal ist aber der sittliche Nebenbegriff des Billigen und Schicklichen hinzugekommen, und stellenweise tönt deutlich auch eine Etymologie von *epieiko* (nachgeben) hinein, die dem Griechen als schlechtem Etymologen am nächsten ins Ohr klingen mochte, und von dieser möchte dann der später herrschende Sinn: condescendent, tritabel am bewußtesten abgeleitet sein; *charieis*, das bei Homer nur für alles Schöne, Anmutige und Wertvolle gebraucht wird, dann artig, scherzhaft, heiter heißt, wird endlich völlig konventionell gebraucht für die, welche sich von der Menge unterscheiden, die Gebildeten.

Hier müssen wir nun nochmals auf die *Sophistik* als soziales Ereignis kommen¹. Dieselbe wird, wie uns scheint,

¹ Vgl. Bd. II, S. 377 ff.

gerne zu tragisch genommen, indem man zu viel auf den platonischen Sokrates hört; sie mußte sich aber im 5. Jahrhundert mit völliger Unvermeidlichkeit einstellen, und bei der Offenheit, mit welcher sie verfuhr, kann sie nur als etwas Selbstverständliches gegolten haben.

Also die drei Männer von Abdera, Keos und Elis und neben ihnen der große Leontiner ziehen durch Griechenland, machen überall und besonders in Athen das größte Aufsehen, bemächtigen sich der ersten Leute, funktionieren häufig als Staatsgesandte und gewinnen, indem sie ihre Persönlichkeit auf alle Weise geltend machen, hohe Honorare, Ehrenstatuen, Bürgerrechte usw. Schon eine so gewaltige Geltung und Wirkung beweist, daß die Sache weit über das hinausging, was Plato uns davon mitzuteilen für gut findet. Für besser als andere braucht man sie im übrigen nicht zu halten; sie waren *auch* Griechen; aber sie vereinigten in ihrer Person oder vertraten doch, der eine mehr, der andere weniger, zusammen dreierlei: nämlich das Denken, indem sie *auch* Philosophie und zwar auch Ethik betrieben, das reiche und vielseitige positive Wissen und das Reden, für dessen Technik sie sogar Begründer waren.

Vor allem sollen sie nun durch ihre Lehre von den zwei Seiten (*δύο λόγοι*¹) einer jeglichen Sache sittliche Indifferenz gepredigt und so den Verfall befördert haben. Indes ist der Satz, daß über jeden Gegenstand entgegengesetzte Meinungen gleich gut behauptet und durch Reden plausibel gemacht werden können, an sich doch nicht verwerflich; er konstatiert im Grunde ja nur eine Tatsache und schiebt dem Schüler ins Gewissen, daß er nur das ihm wirklich richtig Scheinende behauptete. Über seine Anwendung auf Recht und Moral müßte man überhaupt bessere Quellen haben als den Konkurrenten Plato. Offenbar handelt es sich bei dem bekannten Anspruch auf die Kunst, die schwächere Sache zur stärkern zu machen, doch einfach um eine geistige Gymnastik, wobei von vornherein erklärt wurde, daß man von Recht und Un-

¹ [Dyo logoi].

recht absehe, und dies wurde den Sophisten dann zur wirklichen, sittlichen Indifferenz ausgelegt, mit nicht größerem Rechte, als gegenüber einem vom Gericht bestellten Verteidiger eines Verbrechers geschehen würde. Daß aber die *Griechen* hiedurch verdorben worden wären, ist ganz unglaublich; vielmehr ist die Nation vor allem selbst mitschuldig als eine redliebend gewordene und zu beständigem redendem Auftreten gezwungene, und zumal die Athener waren im täglichen Gespräch gewiß von jeher und lange, ehe Gorgias kam, gute Advokaten. — Auch die Lehre vom Recht des Stärkern war im damaligen Griechenland nicht mehr noch weniger als eine Konstatierung des wirklich vorhandenen Zustandes, findet sich auch ganz ähnlich bei Spinoza wieder. Wer in den Staaten durch Waffengewalt oder Rede mächtig war, der gab ja in der Tat (wie Thrasymachos und Kallikles bei Plato im Gorgias und in der Republik sagen) Gesetze nach seinem Belieben und Vorteil, und was ein solcher anordnete, das war ja wirklich im betreffenden Staate Recht, und was ihm zuwider war, hieß rechtswidrig. In diesem Sinne bestand natürlich das Recht nur nach Meinung und Übereinkunft (*δόξη καὶ νόμος*¹); es bedeutet aber noch kein Lobpreisen, wenn man auf das Tatsächliche hinweist. Wenn man dann aber den Sophisten überhaupt die „Geltendmachung der Subjektivität gegen das Allgemeine der Sitte und des Staates“ zum Vorwurf macht, so fragen wir, ob sich nicht gegen dieses Allgemeine die berühmtesten Athener ganz ohne sie längst aufgelehnt hatten. Hat es nicht einen Themistokles gegeben, der auf allen Gebieten etwas Besonderes sein wollte? Sind nicht die allerwichtigsten Leute Subjektivisten gewesen? Für was für Kinder hält man denn eigentlich die Athener, daß die von draußen Kommenden ihnen diese revolutionäre Gesinnung erst hätten beibringen müssen? Und nicht anders steht es mit ihrem skeptischen Verhalten gegen die Volksreligion. Wenn Protogoras den Satz aussprach: „Von den Göttern weiß

¹ [Doxē kai nomō].

ich nicht zu erforschen, ob sie sind oder ob sie nicht sind; denn vieles hindert mich an dieser Forschung: die Unsicherheit der Sache und die Kürze des menschlichen Lebens“, so tat er dies in einer Zeit, da sich auch seine athenischen Kunden wohl meist den Göttern gegenüber so verhielten, und zwar von selber.

Und nun taten die Sophisten, was, wenn sie nicht da gewesen wären, andere statt ihrer getan hätten, weil es in der Zeit lag: sie halfen, wie wir schon früher gesehen haben, die Redekunst (*ἀντιλογική τέχνη*¹) ausbilden, welche für und gegen jegliches zu sprechen vermochte, und brachten damit den Athenern gerade, was diese am meisten wünschten. Dabei betätigten sie selbst vor allem eine höchste Gewandtheit im Sprechen *ex tempore*.

Die Wohlredenheit übertönt seit etwa 400 v. Chr. die übrigen allgemeinen Eigenschaften der Griechen sehr beträchtlich und nimmt allen Äußerungen einen Teil ihrer Naivität. Sie wird im Staatsleben, wie heute die Presse, das Werkzeug zu wenigem Gutem und drei Vierteln alles Bösen; sie färbt und schwächt die Poesie und auch die Historiographie; auch die Philosophen sind im Leben zum Teil eher Rhetoren. Und dies ist im großen und ganzen die Wirkung der Sophistik, die wesentlich als Redekunst aufgetreten war. Das ganze Altertum hat ihr hierin Recht gegeben, und auch ihre größten Gegner geraten unter die Folgen ihrer Wirkung, selbst Plato, den seine dialogische Form dabei nicht hindert. Das Phänomen, im großen und von weitem angesehen, präsentiert sich dann aber folgendermaßen: Wie in hochgebildeten Zeiten von allseitiger Begabung und allseitigem Streben etwa geschieht, sobald die öffentlichen Zustände dies nicht hindern, und vollends, wenn sie es im höchsten Grade fördern², tritt ein Wirkungsmittel ein, welches eine Macht für sich bildet und den Mittelmäßigen und nur *ad hoc* Begabten und Situierten das Messer in die Hände liefert. Auch die Hochbegabten

¹ [Antilogikē technē].

² Hiemit tritt auch der Gegensatz, die spartanische Brachylogie, in sein wahres Licht.

und Hochberechtigten müssen dann mithalten, um nur irgend Gehör zu finden; es ist später das höchste Zeugnis zugunsten Epikurs, daß er jede Rücksicht auf Wohlredenheit überwunden hatte. Derjenige Übergang aber, wo das neue Mittel und die ungebrochene, alte geistige Macht (wie bei Thukydides und Euripides) noch zusammenwirken, ist dann erstaunlich.

Um aber zur Sophistik zurückzukehren, so berührte sich diese doch vielfach mit der Philosophie. Zwar wurde sie von den eigentlichen Philosophen perhorresziert, und deren Mißmut wird immer sehr begreiflich bleiben, da sie sich in einer Art von Minderheit sahen. Aber die Philosophen können es doch nicht lassen, nach den Sophisten hinzuschieln, und anderseits sind diese ohne Zweifel mit den wichtigsten Philosophemen der verschiedenen Schulen vertraut, ja in einzelnen Fächern eines eigenen, systematischen Unterrichtes wohl fähig. Ihre Dialektik war derjenigen der Philosophen vielleicht so ziemlich ähnlich und war *auch* eine geistige Gymnastik; auch ihre berüchtigten Fangschlüsse, welche ja jeder fähige Grieche im Moment und mit Vergnügen entlarvt haben muß, waren gar nichts als ein treffliches logisches Schulmittel und finden sich übrigens auch bei den Eleaten und Megarikern wieder. Ihr angeblicher philosophischer Ausgangspunkt aber, daß es kein wahres und allgültiges Erkennen, kein Wissen, nur ein Vorstellen gebe, ist an sich wohl haltbar, und sie mögen vielleicht damit als die ersten Skeptiker um die Prüfung des Erkenntnisvermögens ganz hübsche Verdienste gehabt haben; auch in dieser Lehre von der Subjektivität des Erkennens war ihnen übrigens die Philosophie Heraklits vorangegangen. — Soviel ist immerhin zuzugeben, daß die Sophisten im ganzen bei ihrer Philosophie nicht die Prätension hatten, den Menschen auf sein eigenes Inneres zu verweisen, ihn „besser zu machen“.

Die Sophisten führen uns auf die Abwendung großer Kreise vom Mythos, die zu ihrer Zeit eingetreten ist und die doch wahrlich kein Verbrechen war. Wenn wir

sehen, wie derselbe im 4. Jahrhundert, von der bildenden Kunst abgesehen, scheinbar tot ist, und seine Organe, das Epos und die Tragödie, wenn sie auch weiter schaffen, keine Geltung mehr haben, also daß er erst in Alexandrien wieder eine Renaissance feiert, so hat dies seinen Vorgang einerseits in der Impietät, welche die alte Komödie gegen die Götter übte, andererseits aber in der rationalistisch klaren Denkweise, welche in der letzten Generation des 5. Jahrhunderts herrschend war und bei Männern wie Thukydides und besonders Perikles zum Ausdruck kommt. Und nun ist zwar die Philosophie überhaupt wesentlich ein Durchbrechen des Mythos; allein für das damalige Athen handelt es sich speziell um Aufhebung aller Deisdämonie¹ im täglichen Leben, vermöge natürlicher Erklärung besonders der Himmelsphänomene (NB. Alles nur für höher Gebildete), und dies hängt sich weniger an Diagoras als an Anaxagoras, der durch seine Lehre der ganzen Natur die Göttlichkeit benahm. Dieser hatte den größten Einfluß auf Perikles, den er, wie Plutarch sagt, mit Meteorologie und Metarsilogie erfüllte und so beeinflusste, daß er in seine Beredsamkeit Physiologie gleichsam wie eine Farbe goß²; noch Demosthenes erinnerte, als die Pythia auf Philipps Seite stand, die Athener daran, wie er die Abhängigkeit von Chresmen und Orakeln für einen Vorwand der Feigheit gehalten und dafür auf Vernunft und Nachdenken gehört hatte. Und neben dem Staatsmann steht hier der Dichter: Euripides erlaubt sich bisweilen, den Mythos förmlich zu korrigieren und beweist damit den „Verfall des mythischen Verständnisses“³.

¹ [Aberglaubens].

² Plutarch Perikles 5, 8. [Metarsilogie = Wissenschaft von den Veränderungen im Dunstkreise der Erde]. — Als der Mantis Lampon aus der Einhörigkeit eines Hammels die baldige Alleinherrschaft des Perikles voraussieht, seziert Anaxagoras das Tier ganz empirisch und findet das Gehirn nicht breit, sondern spitz in Eiform. — In seiner letzten Krankheit ist es dann Perikles sehr schmerzlich, daß ihm die Weiber ein Amulett um den Hals hängen. Er findet, es müsse wohl schlimm um ihn stehen, da er sich diesen Unsinn gefallen lasse. — ³ Rohde, Griech. Roman S. 13 f.

Es ist nun eine nicht ganz einfache Frage, wie weit um diese Zeit ein *allgemeiner Unglaube* um sich gegriffen habe. Allgemeiner Frevelmut, der überhaupt nur noch an seine Zwecke der Gier dachte und Götter oder Nicht-Götter völlig auf sich beruhen ließ, mag die Hülle und Fülle tatsächlich vorhanden gewesen sein¹, ohne offiziell zugestanden zu werden. Aber in schwachen Momenten verfielen die Frevler dieser Art dann der Deisdämonie. Die philosophische, von göttlicher Regierung absehende Welterklärung eines Diagoras, Anaxagoras und anderer aber, die sich bis zu einem gewissen Grade an den Tag wagte, unterlag regelmäßig den Asebieprozessen. Diese sind mit einem Minimum von Götterglauben verträglich, dieses Minimum aber war und blieb im Altertum bis in die spätesten Zeiten vorhanden. Euripides durfte es wagen, die Götter nicht besser, sondern eher schlimmer darzustellen, als sie bei Homer sind, und die alte und mittlere Komödie durfte sie durch den Kot ziehen; aber leugnen durfte man sie nicht: denn ihr Neid und ihre Rachsucht blieben wenigstens insoweit gefürchtet, als man bei irgend einer Kalamität doch „nicht wissen konnte“, ob nicht irgend eine Götteranküne dahinter stecke. Auch beim dünnsten Glaubensfaden und bei geringster Achtung vor den Göttern war es doch für den Staat und für den einzelnen *sicherer*, einen gewissen Grad von Eusebie innezuhalten; sobald es an die Verantwortlichkeit geht, wird jeder vorsichtig. Und hieran schloß sich dann jederzeit diejenige Religiosität an, welche überhaupt noch vorhanden war, und proklamierte immer von neuem das Walten der Götter.

Um abzuschließen, müßte man nun die innere Wandlung aller hellenischen Staaten von 500 bis 400 oder schon 415 v. Chr. in jeder Kulturbeziehung durchgehen, soweit Aussagen vorliegen. Überall fände sich a potiori: der Horizont durch die Perserkriege verändert, die politische Gestaltung vorherrschend demokratisch, die Indi-

¹ Die Zeit ist nicht ferne, da sich ein Dionysios Tempelraub gestattetete.

viduen geweckt und entwickelt, aber auch der Kampf zwischen ihnen und ihren Staaten überall im Gange, Reflexion und Raisonement vorherrschend über die einfache Pflichterfüllung. — Die Philosophie hat das Weltall und den Menschen aus eigenen Kräften zu erklären unternommen; die gesellige Lebensform hat ohne Zweifel ihre Höhe erreicht. Dabei ist die Sittlichkeit durch die Erschütterung des Staates, ihres wesentlichsten Anhaltes, stark mit erschüttert; nicht bloß ist die Sitte aufgelockert, sondern der egoistische Frevel ist schrankenlos. — Die Poesie gibt sich im fünften Jahrhundert wesentlich aus; sie produziert ihre letzten *großen* Formen, die ihr noch beschieden waren: die chorische in weitestem Umfang, die Tragödie, die alte Komödie, das Epigramm, und erfüllt dieselben mit wahrhaft lebendigem Inhalt, woneben das vierte Jahrhundert wie abgestanden aussehen wird; es behält an neuen Formen nur eine Nachlese übrig (die mittlere und neuere Komödie), und was es in den ältern schafft, das lebt nicht weiter. — Dagegen erreicht die bildende Kunst im fünften Jahrhundert erst das Erhabene, so daß dem vierten das Süße und Schöne, das vollkommen seelisch Belebte zu schaffen übrig bleibt.

Und nun noch ein Wort über die allgemeine Zersetzung des griechischen Lebens während des peloponnesischen Krieges, ein Faktum, das so groß ist, daß man die Augen absichtlich verschließen müßte, um es nicht zu sehen. Dieselbe war wohl vorbereitet: gerade daran, daß Griechenland sich seit den Perserkriegen einer ungeheuern Kraft bewußt ist (wobei es nachher keinen großen Unterschied begründet, ob eine Polis, respektive Partei überhaupt nicht oder sogar auf Seiten der Perser mitgehalten hat), knüpft sich die Bestimmung zu einem sehr raschen Ausleben. Denn jetzt erst fängt das eigentliche *Machttreiben* an, welches früher nur die Eigenschaft Spartas gewesen war. Der Antrieb aber kommt von der fast überall durchdringenden Demokratie her. Das Volk, welches gesiegt hatte oder sich dies einbildete, baut jetzt seinen *innerlich ruhelosen* Staat aus, der sich natürlich auch nach außen

in Schlägen ausspricht. Niemand fühlt sich bei dem neuen Maßstab, der für alle Dinge gilt, mächtig genug, gerade weil man sich im persischen Krieg so mächtig gefühlt hatte; Ehrgeiz und Eitelkeit finden nicht mehr ihr Genüge im Proklamieren und Bejubeln von Agonal-siegern; man muß sich nach außen regen, d. h. gegen andere Poleis, andere höchst empfindliche, in letzter Instanz nur durch Zernichtung unschädlich, d. h. racheunfähig, zu machende Wesen; und dabei führen jetzt natürlich, während alles bisherige Ehrwürdige: Mythen, Heiligtümer, agonaler Ruhm in den Städten wertlos wird, das große Wort die Realpolitiker. Das ganze weitere 5. Jahrhundert, in Griechenland wie in Sizilien, ist nun nur Vorbereitung und Einleitung zum peloponnesischen Krieg, d. h. zur Gruppierung der Gewalt übenenden und Gewalt duldbenden Poleis unter zwei Banner und zum Entscheid, wer der Stärkere sei. Waren die Poleis bisher aufs höchste um Unabhängigkeit bemüht gewesen, so müssen sie sich jetzt in Symmachien und Hegemonien fügen. Einzelnen, aber für den Moment verbündet, hatten sie den Xerxes und Mardonios geschlagen; jetzt unterliegen sie einer allgemeinen innern und äußern Treiberei; der Krieg innerhalb der Nation aber, auf welchen diese mit Notwendigkeit drängt, muß unvermeidlich den Persern, sobald diese irgend eine Politik verfolgen, das große Wort in griechischen Dingen verschaffen.

Und nun ist nicht nur das furchtbare alte Kriegsrecht aus der mythischen Zeit noch am Leben, sondern es wird erst recht methodisch und empörend angewandt: Ausmorden, Verkauf in die Sklaverei, Verwüsten aller Pflanzungen, Ödelegen und Zerstören ist an der Tagesordnung. Die Schwächung der Kräfte aber verhindert noch nicht die Ambitionen: die sizilische Expedition der Athener, während sie daheim stündlich durch einen Wiederausbruch des Krieges bedroht sind, gibt ein für allemal hiefür das Maß an. Athen würde damit den völligen Untergang verdient haben von wegen unheilbarer Schädlichkeit.

Wie dies alles aber auf den Charakter der Nation wirkte,

darüber höre man Thukydides in jenen berühmten Kapiteln (82 f.) seines dritten Buches, wo er die Darstellung der allgemeinen Verrottung an die Greuel von Kerkyra deshalb anknüpft, weil der dortige Parteikampf mit der früheste war und somit einen um so schrecklichern Eindruck machte; denn später „geriet sozusagen die ganze hellenische Nation in Bewegung“, indem überall die Demokraten für Athen, die Oligarchen für Sparta waren. Und nun lernt man kennen, wie der Umsturz von Verfassungen, der im Frieden schwer war, im Krieg viel leichter wurde, indem die, welche ihn wollten, leicht Fremde dazu herbeirufen konnten. Im Frieden waren Staat und Individuen, weil nicht in der Not, noch besser gesinnt gewesen; aber im Kriege, der den Erwerb und die Genüsse raubt, werden die Menschen böse, denn er ist ein gewalttätiger Lehrer. Wo aber die Parteilung spät ausbrach, war sie desto heftiger, ränkevoller, rachelustiger, indem man jetzt erst Vergangenes erfuhr und nachholte. Auch die Veränderung der Wortbedeutungen kommt zur Sprache, und es wird dabei der ganze politische Jargon gegeben, wie er sich namentlich in den Hetären bildete. — Hiebei gewinnt man eine Ahnung von dem Verderb, der solche Klubs nicht bloß für Staat und Moral, sondern für alle Geselligkeit sind; denn abgesehen von der gewöhnlichen Vereinsverdummung wird jeder edlere objektive Austausch des Geistigen nicht bloß für die betreffende Nacht unmöglich, sondern den Menschen überhaupt verleidet; mit seiner ganzen Existenz wird man auf die schlechteste Geselligkeit auf Erden hingewiesen und durch Complicität an sie gefesselt. Thukydides aber führt weiter aus, wie der gegenseitige Verlaß auf gemeinsamen Verbrechen beruhte. Versöhnungsschwüre wurden nur gehalten, so lange es unvermeidlich und zweckmäßig war; man fand (und hier tritt nun die Entwicklung des eigentlich Satanischen zu Tage) nicht nur größere Sicherheit, sondern auch mehr Vergnügen dabei, sich an dem ungedeckten Gegner durch Mißbrauch des Vertrauens (also durch zuvor erheuchelte Freundlichkeit) zu rächen; durch Trug siegend, trug

man den Preis der Pfiffigkeit davon; eher wollte man böse sein und gewandt, als gut und ungeschickt heißen, und die beiden Parteien, von denen Thukydides mit keinem Worte verrät, welche ihm lieber sei, brauchten trotz ihrer schönen Namen im Kampfe *alle* Mittel. Wo sie durch ungerechte Abstimmung oder durch Gewalt die Herrschaft erwarben, ließen sie dem Hader alle Genußtuung; ein Haupthaß aber bestand gegen alles, was von Bürgern parteilos blieb: diese wurden entweder wegen ihres Nichtmithaltens oder aus Neid, weil sie sich aufrecht hielten, dem Verderben geweiht. Jede Art von schlechter Denkweise wurde herrschend, das Schlichte, das hauptsächlich zur edeln Art gehört, verlacht und verachtet. Alles war nur Feindschaft und Treulosigkeit; kein Sühnwort mehr sicher, kein Sühneid gefürchtet; allgemein war nur das Sichdurchhelfen, und die Schlimmsten, welche obenauf waren, schritten aus Besorgnis, die Gegner möchten ihnen an Rede und Gewandtheit überlegen sein, frech sofort zu Tätlichkeiten. Wer die Dinge auf verständigem Wege behandeln wollte, ging ihnen gegenüber meist wehrlos zu Grunde.

Diese Kapitel, worin uns die furchtbare Unsittlichkeit, welcher *alle* Parteien verfallen sind, zumal die Entsetzlichkeit ihres Kampfes und der dabei waltenden kalten, schrecklichen Berechnung vor Augen geführt wird, sind nun einmal da und sind unsterblich. Man hätte in der gegenseitigen Bekämpfung wahrlich vorsichtiger werden dürfen. Denn den Persern konnte mit nichts besser gedient sein, und Alkiabades machte es diesen auch begreiflich, daß das Weiterkämpfenlassen der beiden Gegner ihre einfachste Politik sei. Auch meldet sich schon während des sehr unsichern Nikiasfriedens, da alles voll Gärung ist, die Schnapp-sackpolitik roher, zurückgebliebener Völkerchen (die dann nach anderthalb Jahrhunderten in Gestalt des ätolischen Bundes so furchtbar werden sollten): Doloper, Änianen und Malier überfallen Heraklea Trachinia, gewinnen eine Schlacht, belagern die Stadt und werden nur durch einen thebanischen Hülfzug abgetrieben. Aber man blieb auf beiden Seiten zum Äußersten entschlossen.

IV.

DER MENSCH DES VIERTEN JAHRHUNDERTS
BIS AUF ALEXANDER

Seit dem peloponnesischen Kriege wird die griechische Kulturgeschichte wesentlich zur griechischen Geschichte schlechthin. Früher war der Hellene nur zu begreifen als lebendiger Bestandteil seiner Polis, auf welche sich all sein Dichten und Trachten und seine Sittlichkeit bezog. Allein die Entwicklung der Demokratie nach ihren düstern Seiten und die Verwilderung, welche der peloponnesische Krieg über die hellenische Menschheit brachte, lösen — im Grunde sogar in Sparta — die Fähigsten innerlich und zum Teil auch äußerlich von ihrer Polis ab; die einen wollen nur noch den Staat und die Lage Griechenlands beherrschen und ausbeuten, ohne sich in ihrem Innern an irgend etwas gebunden zu fühlen. Die andern leben für geistige Interessen, die mit dem Staat nichts mehr zu tun haben; die meisten endlich wollen nur noch genießen; viele gehören als Söldner jedem zahlungsfähigen Mächtigen.

Dies ist der Typus des 4. Jahrhunderts. — Allein die Nation in dieser ihrer Umgestaltung hatte noch enorme individuelle Kräfte und eine große Zukunft; sie sollte in den beiden folgenden Jahrhunderten der Sauerteig für den ganzen vordern Orient und die intellektuelle Schule für die Römer werden. Der Hellenismus ist das auf die ganze Welt angewandte und von der ganzen Welt in Anspruch genommene Griechentum, das große Mittel der Kontinuität des Geistes zwischen der ältern und der römischen und mittelalterlichen Welt.

Wir sollen uns alle Anwendung des Wünschens auf ver-

gangene Zeiten abgewöhnen, schon weil wir in unserer Gegenwart und in unserm täglichen Leben töricht zu wünschen pflegen. Allein wenigstens in betreff des Hellenismus können wir die Dinge *unmöglich* anders wünschen, als sie geschehen sind. Wir können — und hierbei handelt es sich nicht bloß um das Kuriositätsinteresse des Historikers — nicht wünschen, daß statt der makedonischen Obmacht in Griechenland und der Eroberung Persiens etwa eine Überwältigung des entzweiten und zerrütteten Griechenlands durch irgend eine neue barbarische Naturmacht Asiens oder des skythischen Nordens stattgefunden hätte. Wir können nicht wünschen, daß Rom, wie in diesem Falle wohl geschehen wäre, ohne die hellenistische Bildung blieb; denn nur dem Philhellenismus der Römer für ein noch am Leben befindliches Griechenland verdanken wir es, daß die Kultur der ganzen alten Welt weitergelebt hat. Das hellenistische Römertum aber war der unentbehrliche Boden für die Verbreitung des Christentums. Und das Christentum, abgesehen von seiner Eigenschaft als Religion, sollte dann die einzige Brücke werden, welche die alte Welt mit ihren germanischen Eroberern zu verbinden bestimmt war. In dieser ganzen Kette von Ursachen und Wirkungen aber ist der Hellenismus der wichtigste Ring.

Indem wir mit der *Veränderung des geographischen Akzents* beginnen, müssen wir vor allem des Sinkens von *Großgriechenland* gedenken. Schon während des peloponnesischen Krieges (420) war Cumä, das sich früher tapfer für seine Freiheit gewehrt hatte, von den Campanern genommen worden, welche die Einwohner ausmordeten oder verkauften, und nicht lange ging es, so war Neapel die letzte griechische Stadt dieser Gegend. Am Anfang des 4. Jahrhunderts sodann wiederholten sich die Angriffe der Lucaner auf die Städte am tarentinischen Golf, die sich (393) zu einem Schutzbündnis gegen die Barbaren und den diesen verbündeten ältern Dionys zusammengenommen hatten, aber nach der vernichtenden Niederlage der Thuriner bei Laos (390) größtenteils den beiden

Gegnern unterlagen. Dann kam das Vordringen der Samniten und der Brettier, die zur Zeit, da der Reisebericht des Skylax verfaßt wurde (um 356), viele Griechenstädte unterworfen hatten und das Land vom tyrrhenischen zum ionischen Meere besaßen. Nur Tarent, das in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts seinen als Staatsmann und Feldherrn wie als pythagoreischen Philosophen, Mathematiker, Mechaniker und Musiktheoretiker bedeutenden Archytas hatte, war in langen Kämpfen mit den Messapiern schlagfertig geblieben. Abgesehen von den Söldnern soll es aus seiner Bürgerschaft 20 000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde haben aufbieten können; die Bevölkerung war aber gewiß stark italisiert und ihre Beziehungen zur Halbinsel stärker als die zu Altgriechenland. Als dann die Lucaner ihre ganze Macht gegen Tarent, Metapont und Heraklea wandten, warb man hier doch periodisch fremde fürstliche Condottieren, und zwar zuerst Archidamos III. von Sparta, der 358, wie es heißt, an demselben Tage unterging, da die Griechen bei Chärona unterlagen, sodann Alexander von Epirus, den Bruder der Olympias, welcher sagen konnte, das Schicksal gönne seinem Neffen Siege über Weiber, ihm harten Kampf mit Männern; nach bunten Erfolgen entzweite er sich mit den Tarentinern selbst und kam (352) nach dem unglücklichen Gefechte bei Pandosia durch Mord um. Zuletzt (303) sollte der ruchlose Spartaner Kleonymos gegen Lucaner und Römer helfen, der nämliche, der später aus Wut und Rache Pyrrhos gegen Argos geführt hat. Nach anfänglichen Erfolgen zeigte auch er sich durchaus unzuverlässig und plünderte unter anderem mit den Lucanern das griechische Metapont. Trotz dieser Schläge, die das Griechentum in Unteritalien empfang, blieben zwar die größern Griechenstädte: Thurii, Metapont, Heraklea, Rhegion und, wie gesagt, Neapel, einstweilen, wenngleich geschwächt und öfter abhängig, bestehen, ja selbst auf dem platten Lande und in den kleinern Städten wurden die Hellenen geduldet, und z. B. Kyme, Poseidonia, Laos, Hipponion blieben, wie Skylax und die Münzen lehren, auch unter samnitischer Herr-

schaft noch Griechenstädte¹. Indes manche wurden doch zerstört oder ganz von Fremden bewohnt, und auch, wo sich noch ein Stock von griechischen Bürgern hielt, waren diese ihrer Feldmark beraubt und krochen innerhalb ihrer Mauern auf einen engern Umfang zusammen. Vielfach sprach man nun eben wohl sabellich und griechisch neben einander. Daneben brachte es freilich eine merkwürdige Eigenschaft des hellenischen Geistes wiederum mit sich, daß das Griechische als Sprache und Kultur bei den unteritalischen Barbaren selbst ziemlich stark weiterwucherte²; aber immerhin hat hier ein großer Kapitalverlust griechischen Geblütes stattgefunden.

In Sizilien, wo früher schon die löblichen Tyrannen die Stadtbevölkerungen aufs gewaltsamste gemischt hatten³, hatte das Scheitern des attischen Angriffs die Nachwirkung, daß das halb griechische Egesta, das nun die Rache aller Sikelioten fürchtete, Karthago zu Hülfe rief. Hannibal, von Natur ein Hellenenfeind, der außerdem seinen am Himerafusse unterlegenen Großvater Hamilkar zu rächen hatte, erschien (408) und nahm nacheinander Selinunt, Himera, Agrigent, Gela und Kamarina, deren Einwohner teils vernichtet, teils ausgetrieben wurden. Nach diesem riesigen Aderlaß an dem sizilischen Griechentum ist es der beste Rechtstitel des ältern Dionys (405 bis 367), daß ohne ihn ganz Sizilien bleibend unter Karthago gefallen und der griechisch-abendländischen Kultur entzogen worden wäre; derselbe benützte aber, wie man bald einsah, das Entsetzen vor den Karthagern nur, um über Griechenstädte zu herrschen, und hatte gar kein Interesse daran, jene vollständig zurückzudrängen⁴, ja er ließ sie, wenn er sie hätte vernichten können, absichtlich schlüpfen. Und seine Mittel waren haarsträubend; denn gegen Griechenstädte scheint er keine andere Alternative gekannt zu haben, als entweder Zernichtung des griechischen Volkes oder Übersiedelung desselben nach Syrakus. In dieser Millionenstadt wim-

¹ Dies aus Mommsen, Röm. Gesch. ⁷ I, S. 352 f.

² Mommsen, ebenda. — ³ Vgl. Bd. I, S. 187 ff.

⁴ Vgl. Bd. I, S. 191 f.

Ränder der griechischen Welt betrifft, so werden die Pontusgriechen damals eher im Abnehmen gewesen sein; in der Cyrenaika muß sich das Griechentum vollständig behauptet haben; denn man konnte von dort bei der Rekonstruktion Messeniens Leute abgeben. An der Küste von Ionien behauptete sich, auch als dem abziehenden Agesilaosheere der persische Steuereinnahmer auf dem Fuße gefolgt war, das griechische Leben, wie es scheint, vollständig, und als persische Häfen und vielleicht Industrieorte mochten die dortigen Städte die „Befreiung“ vielleicht kaum mehr sehr wünschen. Das südliche Thrakien, das im 5. Jahrhundert als Verbündeter wie als Feind unterstürmischen Häuptlingen in den griechischen Dingen eine Rolle hatte spielen können, zerfiel, nachdem König Seuthes, der Brotherr des Restes von Xenophons Zehntausenden, gestorben war, in Einzelfürstentümer und wurde ungefährlich; die große Einbuße, welche Hellas an der dortigen Küste durch die Zerstörung der chalkidischen Städte erlitt, war nicht das Werk der Thraker, sondern Philipps von Makedonien. Epirus war wegen seiner adriatischen Lage nicht zum Eingreifen in die griechischen Dinge geeignet und zählte überhaupt nur als barbarisch gewordene Naturkraft mit, die gefährlich werden konnte, wenn sie einheitliche Herrscher bekam. Aber freilich konnte es noch ein Glück sein, wenn diese Halbbarbaren stark genug waren, um völlig barbarische Völkerwellen von den Griechen abzuhalten; hat doch 378 eine bloße Hungersnot genügt, damit die nordthrakischen Triballer mit einer Zahl von 30 000 Mann Abdera überfielen und dem Untergang nahe brachten.

Und nun Makedonien und seine hellenische Zukunft. An dieses Land knüpften sich wenigstens althellenische Erinnerungen; denn laut Herodot waren die Dorer einst Makedonier gewesen; der Stammvater des Volkes hieß Pelasgos; die Sprache *schien* nur den Hellenen barbarisch, so gut wie die der Anwohner des Acheloos; sie gehörte im übrigen derselben Sprachenfamilie an wie das Griechische und mochte mit diesem etwa so verwandt sein wie das Schwedische und Dänische mit dem Deutschen,

wobei einige Barbarisierung durch Einwirkung der Illyrier nicht ausgeschlossen ist. Die Fürstenhäuser aber galten für hellenisch, indem irgendwann korinthische Bakchiaden nach der Lynkestis und argivische Temeniden (also Herakliden) nach der Orestis gelangt waren. Und diese Temeniden hatten dann die Strandebene Emathia erobert, welche durch ihre Einwohner, die Bottiäer und die durch ihren Dionysos- und Musenkult bekannten Pierier, sowie durch die griechischen Strandkolonien dem Griechentum schon sehr offen stand. Die Bedeutung Makedoniens bestand nun zunächst vor allem darin, daß es Hellas im Norden gegen die völligen Barbaren, die Illyrier und wohl auch schon die Kelten, deckte; hochwichtig ist aber, daß die Könige seit demjenigen Alexander, der die Hellenen bei Platäa von dem bevorstehenden Angriff unterrichtete, alle in irgend einem Sinne Philhellenen waren, nur daß der eine mehr hellenische Kultur, respektive Zelebrität, der andere mehr hellenische Küstenstädte begehrte. Zumal Archelaos (413—399) nahm während des peloponnesischen Krieges eine soziale Stellung ein etwa wie Philipp von Burgund während der Zerrüttung Frankreichs; auch ließe sich die Art, wie man zu ihm nach seiner Hauptstadt Pella ging, mit dem Zug neuerer Westeuropäer nach Rußland vergleichen; *seine* Absicht war, sich hellenischer Bildung zu bemächtigen zum Zweck künftiger Herrschaft über die Hellenen. Die auf den Tod des Königs Amyntas (390 bis 369) folgenden schrecklichen Wirren führten dann unter anderem die Thebaner als Schiedsrichter in das Land, und der von Pelopidas unterstützte Ptolemäos mußte mit dreißig andern vornehmen Knaben seinen Schwager Philipp nach Theben geben. Dies ist der geniale Mensch, in dessen Händen der wenig beachtete Staat zum Herrn von Hellas werden sollte.

Während nun die hellenische Nation im ganzen materiell zurückging, führte die Zerrüttung des Staates mit Notwendigkeit die weitere Erschütterung der Sittlichkeit mit sich. Bei den Griechen hatte sich, wie gesagt, das ganze sittliche und geistige Leben auf den Staat bezogen, selbst

die Familie war wesentlich eine politische Anstalt, und auch die Religion hatte keine stärkere Seite als das Lokale. Dieser Staat aber hatte sich, so lange er *ganz*, d. h. in den Händen *einer* bestimmten Richtung gewesen war, als das Göttliche betrachtet und sich und seiner Allmacht alles erlaubt. Sowie er nun in die unrechten Hände kam, und sowie man anfang, sich die Heimat zu verbittern, indem man sich politisch auf das äußerste verfolgte, mußte alles aus den Fugen gehen, die Religion nicht ausgeschlossen. Und nun zerrissen in Wahrheit die Titanen der schrecklichsten Zwietracht diesen Zagreus. Als dies aber geschehen und der Gott in Stücke gegangen war, möchten sich die Griechen selber ganz abscheulich vorkommen. Einem Teile war es gegeben, vermittelt einer kühnen Resolution als Philosophen zur Apolitie überzugehen; für die Mehrzahl war mit der Polis ihr Stolz und Kultus dahin, der höchste Zweck aller ihrer Anstrengungen, die höchste Darstellung ihres Wesens. Daher wurde denn auch trotz allem die Polis nach Kräften hergestellt, aber freilich in ärmlicher Gestalt. Und immer von neuem erwachten durch die Anarchie in den griechischen Gemütern die Kämpfe bis zu der definitiven tödlichen Schwächung, welche im 2. Jahrhundert v. Chr. sichtbar wird.

Da aber die Göttlichkeit der Polis seit dem Ende des peloponnesischen Krieges verschwunden war, erhoben sich neue Götter und zwar in Gestalt zunächst jener ruchlosen Outlaws, an deren Spitze Lysander steht, dann der Tyrannen des spätern Typus und endlich Philipps von Makedonien. Unter Betörung von Gaffern und Mutlosigkeit und Abwendung der Bessern sucht sich aus den Trümmern der alten Ordnung bald hier, bald dort, zum Teil mit direktem Anspruch auf göttliche Verehrung, die persönliche Herrschaft zu befestigen. Die „Bessern“ aber glauben nur noch „besser“ sein zu können, wenn sie sich, wie gesagt, vom Staatswesen nach Kräften abwenden, demselben nur noch passiv oder gar nicht angehören. Was endlich beim Bankrott der Polis an Glaube und Hoffnung nach neuerm Geschmack der einzig mögliche

temporis acti¹, aus dieser Zeit das Feierlichmachen des Eides über jedes Maß hinaus²; in dieser Zeit findet ein Plato notwendig, sein Oberkontrollkollegium mit heiligerpriesterlichen Ehren zu umgeben, um eine ganz selbstverständliche Ehrlichkeit desselben zu sichern, wie dies heutzutage durch Kauttionen geschieht. Und wenn dann im Verlaufe des Jahrhunderts jemand unbestechlich bleibt, wie Phokion, so ist des Rühmens kein Ende. Freilich hatte schon Konon dem Pharnabazos den Rat geben können, die Demagogen der griechischen Städte einfach zu kaufen; die Korruption war eben überall, und gewiß waren auch die attische und die spartanische einander wert. Leider besitzen wir die Partie aus dem 10. Buche Theopomps über die attischen Demagogen nicht mehr; aber das ganze Leben des Demosthenes, sein Kampf mit den Vormündern, mit Meidias und mit seinen spätern politischen Feinden, alles macht den Eindruck eines vorherrschend düstern Zustandes; man sieht, mit welcher enormer Frechheit das Böse öffentlich auftritt.

Wie es in Griechenland eigentlich aussah, sieht man besonders deutlich an *einem* Umstand: das sind die *mißratenen Söhne*. Herunterkommen können Familien freilich in allen Zeiten und Ländern; in Athen und Griechenland aber tritt dies besonders deutlich zu Tage, weil erstlich vorher entsetzlich renommiert worden war, und dann, weil hier ein fester Rasseglaube, d. h. ein Glaube an die Vererblichkeit der Trefflichkeit bestanden hatte, der nun das allerdeutlichste und schlimmste Dementi bekam. Das Phänomen wird freilich nicht erst im 4. Jahrhundert, welches sich überhaupt wie ein mißratenes Kind des 5. vorzukommen mochte, sondern viel früher, schon an den Söhnen des Aristides und des ältern Thukydides bemerkt³; es drängte sich mit der Zeit aber so deutlich auf, daß Aristoteles daraus geradezu eine allgemeine Beobachtung

¹ [Das Lob der Vergangenheit]. — ² Vgl. Band II, S. 11 ff.

³ Bei Plato, Laches 179c schreiben diese ihren Mangel an Bedeutung dem Umstande zu, daß ihre Väter sie in der Jugend machen ließen, was sie wollten. Unter den spätern Nachkommen des Aristides lebte einer vom Traumauslegen.

ziehen kann¹; er findet, daß die glänzend begabten Familien nach der Seite der Tollheit, diejenigen, bei denen ein gesetzter und ernster Charakter zu Hause sei, nach der der Einfalt und Trägheit hin ausarten, und nennt für jene als Beispiel die Nachkommen des Alkibiades und des ältern Dionys, für diese die des Kimon, des Perikles und des Sokrates.

Wir möchten die Erschlaffung der hellenischen Bürgergemeinde nicht davon ableiten, daß die meisten Ehen unter Söhnen und Töchtern verwandter Familienkreise geschlossen wurden, glauben vielmehr, daß Athen seine Leute von selbst durch die hier gepflegte Freiheit demokratischer Sorte und deren Folgen verderbte, und möchten jedenfalls hier für die Entartung der Söhne den Grund suchen; denn die Frechheit, welche sich in Athen auch in den alten Familien eingenistet hatte und den „neuen“ von Hause aus eigen war, gründet oder perpetuiert überhaupt keinen Geist, keine Sitte und keine Überzeugung; die Söhne der Begabt-Frechen sind schon nur noch frech, und die Enkel futil; *nur* der Respekt perpetuiert die Familien und gibt ihnen Traditionen. So scheint es uns sich von selbst zu verstehen, daß die Söhne der politischen Streber nichts taugten. Sokrates, der freilich selbst dumme Söhne gehabt haben soll, wird das Wort in den Mund gelegt, die Söhne der politischen Männer seien um nichts besser, als die der Schuster². So charakteristisch als möglich aber für ein vornehmes und geistreiches Haus, wo viele interessante Leute aus- und eingehen, wo man aber versäumt hat, Respekt zu pflanzen, ist, was Plutarch über die Familie des Perikles meldet³. Darnach war der älteste der beiden rechtmäßigen Söhne des Staatsmannes, Xanthippos, von Natur ein Verschwender. Mit einer jungen und vielbrauchenden Gattin, der Tochter des Tisandros, vermählt, ertrug er ungeduldig die sparsame Genauigkeit des Vaters, der ihm nur eine schmale Ausstattung zu gewähren pflegte. Er sandte daher zu einem der Freunde

¹ Rhet. II, 15, 3. — ² Pseudo-Plato, Theages p. 126 d.

³ Plutarch, Perikles 36.

des Hauses und ließ sich Geld geben, als geschähe es im Auftrage des Perikles. Als der Darleiher es später zurückverlangte, verklagte ihn Perikles; der junge Xanthippos aber, darüber erzürnt, schmähte über den Vater, indem er zuerst in Absicht des Hohns Konversationen, welche dieser mit den Sophisten zu führen pflegte, kundbar machte. Außerdem aber wurde durch ihn die üble Nachrede „wegen der Frau“ (Aspasia) unter die Leute gebracht, und so blieb die Feindschaft zwischen Vater und Sohn bis zum Tode des letztern unheilbar. Die innere Wahrscheinlichkeit dieser Dinge hat einen zu hohen Grad, als daß wir sie als Lästerungen des Stesimbrotos verschmähen könnten, der zwar ein Sammler von Skandalen war, den aber bei jedem einzelnen Punkte zu überführen unser kritisches Vermögen nicht hinreicht. Wir sehen hier in Zustände hinein, deren Anblick den Philosophen das Zölibat erleichtern konnte.

Zu den mißratenen Söhnen ist auch Alkibiades der Jüngere zu rechnen, gegen welchen die 14. und 15. Rede des Lysias gerichtet sind. Er verspielte unter anderem das Seinige, wie damals manche junge Athener taten, bezeichnend für eine Generation, welche von den Vätern wohl das Emotionsbedürfnis, aber neben den Nerven nicht auch die Kraft geerbt hatte; hernach wurde er auch eine Zeitlang Pirat. Später verkaufte dann Ktesippos, der Sohn des Chabrias, selbst die Steine des Denkmals, welches der Staat um 1000 Drachmen seinem Vater errichtet hatte; umsonst hatte sich Phokion, der ihn leichtsinnig und unbändig fand, seiner angenommen. Aber auch Phokions eigener Sohn, Phokos, siegte zwar einmal an den Panathenäen, war aber ein Trinker und führte ein unordentliches Leben; der Vater brachte ihn nach Lakedämon und mischte ihn zur Besserung unter die Jünglinge, welche die dortige Erziehung durchmachten. Trotz dieser Institutsbildung in dem damals schon grundfaulen Sparta scheint er sich nicht sehr gebessert zu haben; er rächte sich zwar später an den Anklägern seines Vaters, wurde aber kein seriöser Mann und heiratete ein Mädchen, das er aus einem schlechten Hause loskaufte.

Im übrigen darf man nicht vergessen, daß damals in ganz Griechenland die Demokratie zahlreichen „Oligarchen“ das Leben oder die Heimat und die Familie raubte, d. h. daß der höhere Stand in wiederholten Krisen überall unterging, so daß überhaupt keine Deszendenz, weder gute noch schlechte, vorhanden war. Freilich wollte noch spät dieser und jener von Keryken und Eumolpiden stammen, im ganzen verschwinden aber die altberühmten Familien im 4. Jahrhundert und leben zur Zeit des Isokrates nur noch in ihren Gräbern fort; von den Individuen der demosthenischen Zeit hat kaum mehr jemand eine bekannte oder berühmte Herkunft.

Betrachten wir nun die einzelnen Staaten, so finden wir vor allem zu *Sparta* an der Pforte dieser Zeit in Lysander die wahrhaft symbolische Figur speziell spartanischer und allgemein griechischer Verworfenheit bei hoher Begabung¹. Für Sparta wurden eben die große mit Ägospotamoi erungene Macht und die daherige Hybris die direkte Ursache des Verfalls. Was an andern Orten die Niederlage und Parteizerrüttung, das bewirkte hier der Sieg: das Herrschenmüssen über ein schon völlig individualisiertes Griechenland mußte auch dieses Volk individualisieren und so den ohnehin schon angefressenen spartanischen Geist völlig zersetzen, und die Regierung des Agesilaos, dessen Feldzüge in Kleinasien am Ende doch nur Scheinglanz sind, konnte die aus den Fugen gegangene Denkweise nicht herstellen. „Durch die Herrschaft“, sagt Isokrates², „kam das siebenhundert Jahre lang unbewegte Gemeinwesen in Sturm und der Auflösung nahe; sie erfüllte die Einzelnen mit Ungerechtigkeit, Liederlichkeit, Unbotmäßigkeit gegen die Gesetze und Geldsucht und den Staat mit Hochmut gegen die Bundesgenossen, Begierlichkeit nach fremdem Besitz, Verachtung der Eide und Verträge.“ Mit Leuktra aber und dem großen Abfall der Bundesgenossen, als alles herausgegeben werden mußte, worauf man den alten Stolz gebaut hatte, drängten

¹ Vgl. über ihn Band I, S. 126f. — ² De pace 95 ff.

löste sich ja nicht etwa deshalb auf, weil die Thebaner nur die Waffen gepflegt und darüber die Wohlredenheit versäumt hatten, wie der gute Ephoros meinte¹, vielmehr hatte hier eben überall hinter dem Patriotismus das Anarchische längst gelauert, und als niemand mehr da war es zu zügeln, wurde Gewalttat nach allen Seiten geübt: nachdem es im heiligen Kriege auch in dieser tugendhaften Polis dazu gekommen war, daß weniger die Einfälle in das Feindesland den Feinden als die Heimkehr der Heere den Mitbürgern schadete, deren angesehenste und opferbereiteste man mit Prozessen zu überziehn und zu töten pflegte, schrie man schließlich um Hülfe zu Philipp von Makedonien.

Dieser *heilige Krieg* (355–46) ist nun aber nicht bloß durch seinen Verlauf, sondern auch durch die allgemeine Voraussetzung, worauf er hinweist, ein Phänomen von wahrhaft symbolischem Sinne für diese Zeit. Derselbe hat freilich, wenn man will, schon seine mythische Vorgeschichte. Indes war in der frühern Zeit der Nation der Tempelraub in großem Stil doch nicht üblich gewesen. Nun aber, da die allgemeine Ruchlosigkeit so hoch gestiegen war, daß z. B. im peloponnesischen Krieg auch die Unverletzlichkeit des Bodens von Elis von beiden Parteien nicht mehr respektiert wurde, und zugleich die Staatsbedürfnisse, besonders das Bedürfnis großer Söldnerwerbungen, außerordentlich zunahmen, stellte sich die Frage von selbst, weshalb noch ein so großes liegendes Kapital vorhanden sein sollte wie die Tempelschätze in Delphi. Lüsterne Blicke mochte vor allem Dionys von Syrakus nach dem Schatze des Gottes werfen, er, der, wo er irgend konnte, Tempel zu plündern und den Raub mit den frivolsten Witzen zu begleiten pflegte; auch Iason von Pherä traute man teilweise zu, daß er den Frevel plane, und als er (370) ermordet wurde, hieß es gleich, das sei die gerechte Strafe für seine Gier. Jetzt aber mußte die Art, wie die Amphiktyonen auf den

¹ Strabo IX, 2, 2, p. 401.

frivolen Antrieb des ziellos gewordenen Thebens hin um ganz gewöhnlicher Händel willen ihre Sprüche gegen die Spartaner und Phokier taten, das Unheil ganz unvermeidlich heraufbeschwören.

Während Theben nicht einmal ganz Bötien auf seiner Seite hatte, gewann der Phokieranführer Philomelos heimlich den König Archidamos von Sparta, warb mit spartanischem und eigenem Geld Söldner und bemächtigte sich sofort Delphis, wo er das Priestergeschlecht der Thrakiden vertilgte und dessen Vermögen konfiszierte, sonst aber sich weder an den Bürgern noch an dem Tempelschatze vergriff. Daß er diesen unberührt lassen und volle Untersuchung darüber gestatten wolle, beteuerte er auch dann noch durch Boten überall hin, als er nach einem Siege über die mit Theben verbündeten Lokrer seinen Söldnern anderthalbfachen Sold zahlen mußte und das Orakel völlig in seiner Macht hatte. Aber, während er sich noch in Erwartung eines stärkern Angriffs der Bötier und Lokrer mit der Brandschatzung der reichen Delphier begnügte, beschlossen die Gegner schon, die Phokier als Tempelräuber zu züchtigen. Und *jetzt erst*, da sich mit Ausnahme von Sparta und Athen alles gegen diese erhob, sah Philomelos sich gezwungen, die Hände an die heiligen Weihegeschenke zu legen und das Orakel zu berauben. Nun begann für Phokis der *circulus vitiosus*: um sich zu wehren, bedurfte man der Söldner, und um diese zu halten, brauchte man Geld; als Söldner aber strömten ihm natürlich nur die frevelhaftesten Gesellen und größten Götterverächter zu¹. Und nun waren die Phokier nicht *allein* die Schuldigen; vielmehr hat auch Athen ziemlich mitgeholfen und Stücke aus der phokischen Beute erhalten, und die Spartaner, die ihre gerühmte Verfassung durch Delphi erhalten und noch bis jetzt den Gott über die wichtigsten Dinge befragt hatten, waren völlige Mithalter der Tempelräuber. Nach einer anfänglich im Grunde liederlichen Krieg-

¹ Immerhin läßt sich fragen, ob man nicht damals bei dem enormen täglichen Frevel gegen Apollon etwa auch schon eine neue Soldatenandacht vorrätig gehabt habe.

Tyrann von Pherä stieß mit zweitausend Mann zu seinem Heere; auch manche kleinere Poleis hielten um der Zahlung willen mit. Freilich blieb das Kriegsglück aus. In mehreren Treffen von den Böotern besiegt, starb Phayllos bald an der Schwindsucht, und unter seinem Nachfolger Phaläkos, dem noch sehr jungen Sohne des Onomarchos, wurde ein großer Teil von Phokis gründlich verwüstet und ausgeplündert. Doch war auch bald Theben so erschöpft, daß es für die Fortführung des Krieges vom Perserkönig 300 Talente erbetteln mußte und sich auch, nachdem es diese erhalten, eine Reihe von Jahren zu keiner größern Unternehmung aufraffte.

In Delphi waren inzwischen die 120 goldenen Ziegel des Krösos, ferner 360 goldene Schalen, sodann die an Gewicht zusammen 30 Goldtalente schweren Statuen eines Weibes und eines Löwen vermünzt worden, was alles in Silberwährung 4000 Talente ausmachte, und auch von den silbernen Tempelschätzen hatte man über 6000, im ganzen also mehr als 10 000 Talente gewonnen; es kam in kurzer Zeit so viel neues Geld in Umlauf, daß der Geldwert sank. Diese Wirtschaft führte auch unter den Phokiern zu Streitigkeiten; Phaläkos wurde abgesetzt, andere gefoltert und hingerichtet, weil sie für sich persönlich Geld geraubt hatten. In Theben aber hatte man von diesen Wirren keinen Nutzen zu ziehen vermocht, Böotien war wieder stückweise von den Phokiern besetzt, und so wandte man sich endlich mit lautem Flehen um Hülfe durch Gesandte an König Philipp, der schon zur Zeit des Phayllos nur durch eine schnelle Besetzung der Thermopylen von Seiten Athens von dem Einmarsch in Phokis abgehalten worden war.

Wir wissen nicht, was er sich dabei im Innersten dachte, als er pathetisch für Apoll als Rächer des Tempelfrevels und als Herold der hellenischen Moralität gegenüber den Räubern auftreten mußte; es mag von Anfang an für ihn eine herzblutende Sache gewesen sein, daß der schöne Schatz so verplempert wurde, statt *seinen* Zwecken zu dienen. Jetzt, da er eben Olynth vernichtet hatte (348), sah er Thebens Erniedrigung gern und hatte es mit der

Hülfe nicht eilig, sondern gedachte vielmehr, den Thebanern „den leuktrischen Dünkel auszutreiben“. Immerhin sandte er Truppen, durch die eine phokische Schar in den Flammen des Tempels von Abä ihren Untergang fand, und erschien, als den Phokiern noch einmal Hülfe von dem Spartaner Archidamos kam, persönlich mit einer starken, nun auch durch die Thessaler verstärkten Heeresmacht in Lokris. Jetzt kapitulierte der wieder zum Anführer gemachte Phaläkos durch Gesandte samt seiner Mannschaft auf freien Abzug, wohin er wolle. Derselbe zog mit achttausend Söldnern nach dem Peloponnes; Philipp aber besetzte Phokis, berief das Syneon der Amphiktyonen und überließ diesem die weitere Entscheidung; mit seinen pathetischen Beschlüssen des Dankes, der Rache und des Abscheus nahm diese furchtbare Episode der griechischen Geschichte ihr Ende¹.

Das *Söldnertum*, von dem beim heiligen Kriege und bei der Spättyrannis so oft die Rede sein mußte, ist in dem Umfange, den es nun hat, ein spezielles Erzeugnis dieser Zeit. In welchem Grade sich dadurch das Kriegswesen veränderte, zeigt schon der *eine* Umstand, daß die Kondottieren, welche jetzt aufkamen, wenigstens gegenüber der Polis Athen und gegenüber andern Poleis die Prozesse durch Gewalt und Bestechung zu ihren Gunsten konnten entscheiden lassen, und daß kleinere Städte wohl ohnehin nicht wagten, ihnen ein Haar zu krümmen, während es im 5. Jahrhundert, da es sich um gewählte Strategen und Bürgerheere gehandelt hatte, den Demagogen ganz im Gegenteil leicht gewesen war, irgend eine verächtliche Demokratie gegen schuldlose Strategen zu hetzen, selbst wenn diese nicht unterlegen, sondern nur etwa nicht entscheidend und namentlich für den Geschmack des Pöbels nicht glänzend genug aufgetreten waren. An die Stelle des bedrohten tritt also jetzt oft der drohende Strategie, der seiner Brotpolis unter Umständen wenig nachfragt.

¹ [Zur Tyrannis vgl. Bd. I S. 187 ff. 202 ff.]

Das Söldnerwesen selbst hatte freilich seine frühen Antezedentien. Ionier und Karier hatte schon Psammetich in seinen Diensten gehabt, kretische Bogenschützen kommen in den messenischen Kriegen vor, und frühe dürften auch Arkader als Söldner verwandt worden sein. Während ferner sonst der Kriegsdienst eine Ehren- und Bürgerpflicht war, und der Freie in Waffen nur seiner Polis angehörte, hatten doch die Tyrannen Söldner sowohl als Leibwachen wie für den Heeresdienst gehabt. So wird von Polykrates ausdrücklich gesagt, daß er neben einheimischen Bogenschützen gemietete Hülfsstruppen gehalten habe¹. Im eigentlichen Griechenland freilich kämpften noch in der ersten Hälfte des peloponnesischen Krieges *bürgerliche* Hoplitenheere aufs tapferste; indes erscheint daneben schon damals der Peloponnes als selbstverständlicher Werbeplatz; während der sizilischen Expedition ferner finden sich in Athen, um eine Drachme² auf den Tag angeworben, jene 1300 Thraker ein, die dann zu Mykalessos so fürchterlich gehaust haben, und vor Syrakus fochten auf beiden Seiten arkadische, auf athenischer auch ätolische und kretische Geworbene.

Mit dem Ausgang des peloponnesischen Krieges nimmt dann aber das Söldnertum, gefördert durch die Auflösung des Staates, die Verarmung oder Verbannung und Heimatlosigkeit Unzähliger und die gesteigerte Abenteuerlust, rasch und allgemein zu, und nun begegnet uns vor allem als eine Parallelfigur zu Lysander die bezeichnende Gestalt des Lakedämoniers Klearch, welcher es zu Stande bringt, Spartaner, Ortstyrann und Kondottiere zugleich zu sein. Nachdem er nämlich im peloponnesischen Kriege spartanischer Flottenanführer gewesen ist, sendet Sparta ihn nach Byzanz, als dieses sich (403) wegen innern Haders und eines thrakischen Angriffs einen Führer erbittet, und da ihn nun die Byzantier völlig frei handeln und große Söldnerscharen sammeln lassen, gibt er sich bald völlig als Tyrannen: er ermordet die Archonten der Stadt hinterlistig bei einem Opfer, wozu er sie geladen

¹ Herodot III, 45. — ² [Etwa 80 Pfennig.]

hat, läßt auch den Rat der Dreißig (die sogenannten *Boiotoi*) erdrosseln, zieht die Habe aller Getöteten ein, setzt auch noch andern Reichen mit falschen Anklagen zu, welche deren Tod und Verbannung zur Folge haben, und vermehrt mit den so gewonnenen Reichtümern seine Söldner. Als ihn dann die Spartaner durch Gesandte auffordern, seine Macht niederzulegen, hört er nicht auf sie. Erst auf die Nachricht, daß sie gegen ihn Truppen unter Panthoidas senden, verlegt er seine Macht nach dem gleichfalls von ihm beherrschten Selybria; von hier flieht er, in einer Feldschlacht geschlagen und von Panthoidas belagert, nächtllich nach Ionien, allwo nun sein Verhältnis zu Kyros beginnt. Nach der Charakteristik, die Xenophon in der Anabasis (II, 6, 1 ff.) auf die Erzählung seines Todes hin von ihm gibt, war er im höchsten Grade und unbedingt kriegs- und gefahrliebend, für seine Leute höchst tätig, dabei fähig, jeden mit dem Gedanken zu erfüllen, „daß dem Klearchos Gehorsam geleistet werden müsse“, aber düster, von rauher Stimme und bösem Aussehen; der Soldat sollte ihn mehr fürchten als die Feinde, wenn der Dienst unbedingt genau gehen sollte. In den Momenten der Gefahr war der Eindruck seines Wesens freilich ein dem gewöhnlichen entgegengesetzter; war dieselbe aber vorüber, so gingen ihm viele davon; denn ihm fehlte das Gewinnende, er war immer scharf und brutal, so daß ihm aus Freundschaft und Neigung kein Mensch folgte. Und nun die Anabasis selbst. Da, wenn irgend eine an sich furchtbare Erscheinung uns unter einladender Form präsentiert worden ist, dies hier geschieht, steht sie als glänzend täuschendes Bild des Söldnertums genau am Eingang des 4. Jahrhunderts.

In Griechenland selbst aber wurde nun das Söldnertum bald eine ganz allgemeine Erscheinung. Hier hätten die geschwächten Staaten im 4. Jahrhundert alle des Friedens bedurft, Sparta und Theben so gut wie Athen, aber die Folgen des Begangenen, die innere Zersetzung und die Schwäche selbst machten ihnen einen wahren Friedenszustand unmöglich. Nun waren aber entweder (wie in

Sparta) der Bürger zu wenige, oder die Bürger, zumal die wohlhabenden, hatten (wie in Athen) nachgerade einen derartigen Widerwillen davor, für den eigenen Staat Kriegsdienste zu tun, daß sie sich lieber zur Bezahlung von Angeworbenen plündern ließen, und so traten denn die Söldner in die Lücke, die ja auch natürlich für die oft ziemlich weiten Truppentransporte am besten verfügbar waren. Die Mittel zur Söldnerwerbung erhielten die Staaten hie und da von Persien; Sparta dagegen zur Zeit seiner größten Macht konnte zu diesem Zwecke die verbündeten Orte zu Geldzahlungen anhalten, statt daß dieselben Mannschaften gestellt hätten; auch Agesilaos gestattete den asiatischen Hellenen einen Loskauf und stellte um das Geld Söldner ein; von solchen müssen wir uns ihm im asiatischen Kriege hauptsächlich begleitet denken; viel weniger Bundesgenossen und nur ganz wenige Spartiaten mag er mit sich gehabt haben; am Ende seines Lebens hat er sich freilich selbst nach Ägypten verkauft.

So kommen denn diese Söldnerheere zu Stande als eine kriegerische Kraft, die von jeder Polis abgelöst ist; auch sie stellen eine Seite der allgemeinen Abwendung vom Staate dar; dieselbe Apolitie, welche den Philosophen zur souveränen Reflexion über die Staaten und den Staat überhaupt befähigt, tritt hier höchst furchtbar in Waffen auf; man kann sagen, die Philosophen seien der eine, die Söldner der andere Pol derselben. Neben dieser sowohl materiellen als intellektuellen kriegerischen Kraft, über die der Werber verfügen konnte, war das Bürgerheer so viel als nicht mehr da, und wenn der Utopist Plato mit Absicht auf Verwirklichung in diesen Zeiten noch meinte, es lasse sich in der Polis eine ausgeschiedene Kaste von Hütern (*φύλακες*) konstruieren, so ist dies eine Verirrung ähnlich der fixen Idee von nationaler Bewaffnung, woran Macchiavelli laboriert hat.

Vor allem kommt nun das Söldnerwesen Athens in Betracht. Für diesen Staat sammelte im sogenannten böotisch-korinthischen Kriege (394—387) Konon eine Schar, welche als das „Söldnerheer zu Korinth“ bezeichnet zu

werden pflegt. Dies ist die Truppe, die von Iphikrates, an den sie hernach übergang, zusammen mit Chabrias durch veränderte Bewaffnung und Organisation bedeutend gehoben wurde, so daß sie (allerdings noch mit einem Bürgerheer zusammen) die Lakedämonier schlagen konnte. Und nun sind von da an eben alle attischen Feldherrn dieser Zeit ganz wesentlich und weit vorherrschend Söldnerführer, gerade wie dies später die lakedämonischen Könige auch sind, und die Masse von taktischen und mechanischen Verbesserungen, neuen Waffengattungen, Strategemen¹ usw., die in Verbindung mit ihren Namen genannt wird, gehört nicht mehr in die Geschichte der griechischen Bürgerschaften und Bürgermilizen, sondern in die der Kriegswissenschaft überhaupt. Es ist aber höchst bedeutend, daß diese Griechen jetzt in der Welt des Krieges das geistig bewegliche Element zu einer Zeit darstellen, da vielleicht selbst Persien (geschweige denn, wenn man von dem einzigen Karthago absieht, die andern Ganz- und Halbbarbaren) von einer alten, rassemäßigen Kriegsweise gar nicht loskommen konnte. Mögen auch ihre herumziehenden Exerziermeister, die Hoplomachen, oft unpraktische und im Kriege unausführbare Künsteleien vorgeschlagen haben, so wurden doch sicher viele wirkliche Fortschritte erzielt. Zu den Kriegsmaschinen, die bereits Perikles gehabt hatte, kamen nun aus Sizilien die Katapulten, deren Anblick König Archidamos III. den Ausruf entlockt haben soll: „O Herakles! Es ist dahin mit der Tapferkeit des Mannes!“ Auch im Seekrieg waren die Griechen jetzt wohl jedenfalls manövrierfähiger als alle andern; mehrmals kommt z. B. die halbmondförmige Aufstellung der Flotte bei ihnen vor.

Fragen wir nun nach der Herkunft der Söldner, so bietet sich vor allem die früher erwähnte Stelle aus dem „Philippos“ des Isokrates (96), wo es heißt, „die Dinge in Hellas ständen so, daß es leichter wäre, aus den Heimatlosen als aus den in den Städten als Bürger Lebenden ein Heer zusammenzubringen, und ein solches

¹ [Kriegslisten.]

das Kommando führten, überall die Finanzen ruinierte, und wie die gleichwohl oft nicht bezahlten Soldaten sich durch Plünderungen aller Art bezahlt *machten*. Und nun wurden mit der Zeit in den Fällen, da Persien keine Subsidien gab und keine Tribute von Untertanen zu erheben waren, auch die Mittel der Geldbeschaffung abscheulich. Was in neuern Zeiten das denkbar Verächtlichste gewesen ist, das Aufwirtschaften von Aristokratengut und Kirchengut für Bedürfnisse des Augenblicks, hat damals seinen Vorgang.

Hier ist nun noch ein Blick auf die großen *Werbemächte* der damaligen Zeit: Karthago, Syrakus und Persien zu werfen. Nach seinen großen Siegen begehrte Karthago im Jahre 406 ganz Sizilien und verlegte sich deshalb, unter furchtbarem Mißbrauch seiner reinen Geldmacht, abgesehen vom Aufgebot seiner Bürger und seiner afrikanischen Bundesgenossen, auf Werbung im größten Maßstabe. Da es nun Iberer, Balearen, Campaner und andere unteritalische Barbaren, Sardinier usw. in Masse nach Sizilien werfen konnte, wäre für die sizilischen Griechen wohl absolut nur ebenfalls durch Werbung zu helfen gewesen. Aber dieses Verhältnisses bemächtigte sich nun Dionys, der sich daneben zwar noch eine regelmäßige Aushebung erlaubt zu haben scheint, dessen Tyrannis aber doch wesentlich *Werbertum* ist.

Von dem sizilischen Söldnertum, das, insofern es politisch ganz anders verwendet wird und, weil größtenteils aus Campanern und Halbbarbaren bestehend, spezifisch von dem griechischen verschieden ist, kommen wir auf die griechischen Söldner in persischen Diensten. Persien stand offen zu, daß es ohne griechische Werbung nicht bestehen könne; es brauchte sie, wie das kaiserliche Rom die Germanen, schon aus dem *einen* Grunde, weil die ägyptischen Gegenkönige deren auch hatten, und zwar finden wir solche in den Diensten des Großkönigs wie einzelner Satrapen. Einmal (380) muß Athen es sich gefallen lassen, den Chabrias abzurufen, der mit griechischen Söldnern Nektanebos, den Herrn des abtrünnigen Ägyp-

wurden; doch retteten sich noch 8000 davon in guter Ordnung nach Tripolis und fuhren von da nach Cypern und Ägypten. Um Dareios aber sammelten sich noch mehrmals Tausende hellenischer Söldner, deren Treue bewies, daß sie doch nicht bloß für den Sold kämpften. Bei Arbela bildeten sie seine Leibgarde, und noch auf der Flucht nach Ekbatana waren 2000 unter dem Phokier Patron und dem Ätoler Glaukos um ihn, und dieser Rest der 50 000 Hellenen, welche in seinen Diensten gestanden, blieb ihm auch noch gegen Bessos treu. Nachdem sie ihn nicht mehr hatten retten können, kapitulierten die letzten 1500 auf Gnade und Ungnade und wurden in Alexanders Heer eingestellt.

Wenn dann Alexander einmal die vollen Schatzkammern Persiens gewann, so konnte er eine Menschenwerbung anstellen, die es ihm möglich machte, wirklich die ganze damalige Welt zu erobern.

Werfen wir nun wieder einen Blick auf *Athen*. Diese Stadt expliziert ja alles am besten, und zwar nicht etwa weil wir für sie mit historischen Darstellungen gut versehen wären — die politische Geschichte muß man vielmehr aus Xenophon, Diodor und andern sehr zusammenerraten —, sondern weil wir aus den Rednern und für den Anfang auch aus Aristophanes eine Fülle von *moralischen* Tatsachen kennen. Diese aber sind so, daß wir ein von Älian erhaltenes Wort des Isokrates an die Spitze dieser Ausführung stellen könnten, wonach die Stadt zwar zu vorübergehendem Aufenthalte mehr als irgend eine andere in Hellas angenehm war, zu dauerndem Leben aber keine Sicherheit mehr bot und zwar wegen der Sykophanten und der Demagogen¹.

Wie war es hier nach Ägospotamoi gegangen? Es ist eine Tatsache, die man wußte, und Andokides sprach die unangenehme Wahrheit auch aus², daß *Sparta* bei der da-

¹ Var. Hist. XII, 52. Er vergleicht die Stadt mit den Hetären, mit denen man auch nur begehre einmal zusammen zu sein, nie aber, wenn man nicht wahnsinnig sei, zusammenzuleben.

² De pace 21.

maligen Katastrophe Athen die Fortexistenz sicherte, während man, wenn der Wille der spätern Verbündeten Athens, der Thebaner und Korinther, gesiegt hätte, die Einwohner in die Sklaverei verkauft und die Stadt würde öde gelegt haben. Freilich verschonte Sparta Athen nur, damit Theben nicht zu mächtig werde, gerade wie es anderseits nach Leuktra nicht vom Edelmut hergekommen ist, daß man von Athen aus den flehenden Lakedämoniern Iphikrates mit 12 000 Mann zu Hülfe sandte, sondern viel eher von der neidischen Besorgnis vor dem nahen Theben. Immerhin aber war die Fortexistenz Athens gesichert, und nach der kurzen Herrschaft der dreißig Tyrannen konnte auch der Staat mit vollständiger Herstellung der Demokratie in ihren alten Formen von neuem eingerichtet werden. Nur sah es mit der damals erteilten allgemeinen Amnestie sogleich zweifelhaft aus; was die Oligarchen, als sie die Niederlage der Stadt zur Konstruktion eines wehr-, schiff- und machtlosen Athens benützten, mit logischer Strenge vorausgesehen hatten, daß nämlich jedes demokratische Athen wieder auf die alten Pfade eines grausamen Streber- und Sykophantenesens einlenken werde, geschah trotz dem gegebenen Versprechen sofort und ganz unvermeidlich. Überall wurden nachträglich Klagen aufgerührt und geltend gemacht, und weil an allem etwas von der wüsten Erinnerung an jene schreckliche Zeit haftete, konnten sich die Sykophanten gleich nach der Restauration wieder auf ihre Beute werfen.

In der äußern Politik zehrte man noch an den Reminiscenzen von der Zeit des Perikles her. Dieser hatte die Athener einst durch eine politische und künstlerische Beschäftigung (oder Muße) zu einer ewigen Hegemonie über die übrigen Griechen heranbilden wollen, dabei aber die Demokratie mit allen Konsequenzen großgezogen. Dadurch waren in den übrigen Griechen, welche auch eitel waren, alle Dämonen wachgerufen worden, und die Folge war der peloponnesische Krieg gewesen. Alle Staaten hätten nun nach dessen Ende des Friedens dringend bedurft; aber da der Unfrieden im Innern der

tragen; auch im Asklepieion geht es ärmlich zu, indem der Priester daselbst offenbar auf die Kuchen und Feigen, die er vom heiligen Tisch stiehlt und in seinen Sack „weiht“, angewiesen ist; daß arme Leute die Speisen regelmäßig rauben, welche die Wohlhabenden allmonatlich an die Gräber der Ihrigen bringen, paßt doch wohl nur in eine Zeit des tiefsten Elends.

Jedenfalls waren im Personal der Bürgerschaft bedeutende Veränderungen vorgegangen. Waren im Staat die Banausen schon vor und während des peloponnesischen Krieges mächtig gewesen, so hatten nun nach der Restauration „aus Mangel an Männern“ viele Bürgeraufnahmen stattgefunden. Fremde wie Thessaler und Andrier waren so, bald nach 403 (wohl über die Zwischenstufe des Metökentums) in Menge zum attischen Bürgerrechte gelangt; dafür, daß dies durch den Tod vieler echten Athener während des peloponnesischen Krieges notwendig geworden war, haben wir die wichtige Aussage des Isokrates, der in der Friedensrede (86 ff.) alle die enormen Menschenverluste Athens seit der ägyptischen Expedition von 458 aufzählt und dann fortfährt: „Alljährlich errichtete man irgend ein Gesamtgrab, zu welchem dann unsere Nachbarn und andere Hellenen pilgerten, nicht um mitzutauern, sondern um sich unserer Verluste zu erfreuen. Dabei merkte man nicht, daß man diese Gräber mit Bürgern, die Phratrien und Bürgerlisten aber mit solchen anfüllte, die die Stadt nichts angingen... Denn die Familien der erlauchtesten Männer und die größten Häuser, welche die Tyrannenzeit und den persischen Krieg überlebt hatten, finden wir vertilgt. Es ist aber nicht die Stadt glücklich zu preisen, welche von allen Enden her aufs Geratewohl viele Bürger anhäuft, sondern diejenige, welche die Rasse der von Anbeginn an Angesiedelten am besten erhält.“

Die großen Widersprüche nun, welche in der Wahrung dieser Polis bestanden, haben wir im zweiten Abschnitte dieses Werkes kennen gelernt¹. Auf der einen Seite hat

¹ Band I, S. 225 ff.

man es mit einer höchst tyrannischen Regierung des Augenblicks durch die Ekklesie und tyrannische Machthaber zu tun, wobei der Staat immer recht hat und lauter Feinde sieht, Todesstrafen für jede Kleinigkeit verhängt und die Konfiskation als stehende Finanzquelle anwendet; daneben aber steht das liederlichste Funktionieren der staatlichen Organe, unter denen der Gesetzredaktor Nikomachos und seine Freunde, welchen der ganze athenische Staat nicht im Stande ist, Widerstand zu leisten, eine förmliche Illustration zu den Ekklesiakzusen sind¹. Die Gesetzmacherei steht in solchem Flor, daß nach dem Ausdruck des Isokrates², welcher in der Masse und Tüftelei der Gesetze einen Beweis für üble politische Zustände erblickt, mehr die Stoen mit Urkunden als die Gemüter mit Sinn für das Recht erfüllt sind; auch Gelegenheitsgesetze und Gesetze mit rückwirkender Kraft kommen in Menge zu Stande. Und das, obschon man im ganzen Staatswesen noch die umständlichsten formalen Kautelen hat, und z. B. bei neuen Gesetzen die Antragsteller den Gesetzesentwurf und daneben das alte Gesetz öffentlich auf dem Markte aufstellen müssen, damit jeder es prüfen und in der Volksversammlung seine Bedenken vorbringen könne, auch die Bürgerschaft Fürsprecher zur Verteidigung des Bisherigen ernennt usw. Legislation und Gerichtswesen hindern eben nicht, daß der Staat eine Schikane geworden ist und die Individuen böse und korrumpiert sind, und wie alles umgangen oder ihm auch direkt zuwidergehandelt wird, zeigen die Redner.

Je pathetischer der Staat sich gebärdet und je tyrannischer er im einzelnen Falle eingreift, desto größer ist der Frevelmut der Einzelnen und desto fester die Entschlossenheit durchzuschlüpfen. Die hier betätigte Kunst der vollkommenen Durchtriebenheit (was der Griechen das *panurgon* nennt), wobei die Leute um des Profites willen ihr Leben mit der größten Leichtigkeit in die Schanze schlugen, ist erstaunlich. Wie man z. B. bei

¹ Band I, S. 227. — ² Areop. 40 f.

Kontravention im Getreideverkehr den Tod wagte, haben wir früher (S. 114 ff.) gesehen. Die Steuern an den Staat, der dem Bürger durch seine Ausartung und seine Plackereien verleidet war, umging man, sobald man dazu den nötigen Einfluß hatte; z. B. wurde den 300 Reichsten, welche seit 357 in den für Ausrüstung der Trieren gebildeten Steuergesellschaften (Symmorien) die erste Klasse bildeten und bei der Rüstung einer Expedition das Geld vorzuschießen hatten, stark vorgeworfen, daß sie die Lasten unbillig auf die Minderbegüterten verteilten, und daß infolge davon die Ausrüstung meist langsam und mangelhaft von Statten zu gehen pflege. Daneben ließen sich beständig Klagen wegen Unterschleifs hören. Was die Beamten betrifft, so waren sie unter Umständen alle bestechlich, und man drängte sich eben deshalb zu diesen Verrichtungen, weil man bestochen werden konnte. Bei manchen mochte sich hier nicht bloß der Wille, mit dem Risiko zu profitieren, geltend machen, sondern das Bestimmende war für sie ein gewisser Wagemut und das Hochgefühl, einmal ein glücklicher Betrüger zu sein. Uns aber machen diese Zustände den Eindruck, die meisten Athener wären damals statt für die Betätigung in der Polis längst für ein polizeilich geschütztes, ruhig tätiges Privatleben reif gewesen.

Das allgemeine Phänomen des damaligen athenischen Lebens ist, daß man nach Rechten statt nach Pflichten und nach Genuß statt nach Arbeit verlangt, und hier treten nun die fatalen Konsequenzen der antibanausischen Gesinnung zu Tage. Da man das Beglückende der wirklich angestrengten Arbeit nicht empfand und außerhalb derselben leben wollte, mußte man auf anderm Wege suchen zu dem guten Leben zu gelangen und erlaubte sich dafür nun einfach alles. Oft wurde man dabei ein Lump und ein Verbrecher; Meineid, falsches Zeugnis, gemeiner Diebstahl und gewöhnlicher Mord aus Gewinnsucht waren an der Tagesordnung, und es bildete sich die odiose Gestalt des Parasiten. Es wäre die höchste Zeit gewesen, daß dem Gesindel der Müßiggang und die Genußsucht vom Staate verleidet worden wäre; aber der

Jammer war im Gegenteil, daß dieser absolut nicht im Stande war, jemand am hellen Tage gegen die verruchtesten Anfechtungen zu schützen, vielmehr nur das ganze Rüstzeug seiner Formen und Einrichtungen dem Angreifer zu Gebote stellte.

Teuflische Menschen hat es überall und zu allen Zeiten gegeben, und die Gewaltsamkeit des ganzen öffentlichen Zustandes in Athen ist nicht nach unserm Maßstab der Sekurität zu beurteilen. Das höchst Anstößige, weshalb das Athen der Redner uns mit solchem Abscheu erfüllt, liegt darin, daß Volksversammlung und Gerichte mit allen ihren offiziellen Formen sich zum Schauplatz und Werkzeug der ärgsten Schikanen und Verfolgungen hergeben. Wenn wir uns alle die käuflichen Redner, die Masse von nicht ausgeführten Beschlüssen, die Klatscher und Auspocher, die Sykophanten und falschen Zeugen, das Verwickeln von Unschuldigen in Kriminalprozesse, das Stillemachen des durch sein Recht Überlegenen durch Mord vor Augen stellen, so staunen wir über die enorme Frechheit, womit das Böse hier *öffentlich* auftritt. Dieser Zustand hat seine Parallele in dem der französischen terreur 1793/4; in Athen aber muß es permanent mehr im höchsten Grade verruchte und dabei tatfähige Menschen gegeben haben als proportional in irgend einer jetzigen Großstadt.

Und doch waren immerhin Volksversammlung und Gerichte wiederum Organe, durch welche auch ein Demosthenes zum Wort und zum Sieg gelangen konnte. Er fand endlich ein Verständnis, wie es nur bei der politischen Reife und geistigen Bildung der Athener möglich war. Und ferner: Auch das Bedenklichste tritt uns hier stets im Gewände der höchsten Bildung entgegen.

Zu der Zeit, da jedermann entschlossen war, auf irgend eine Weise zum Genusse zu kommen, ging nun aber auch der Staat auf das Genießen ein, und es begann das Regiment des Eubulos, welcher von 354 an anderthalb Jahrzehnte Athen verwaltet hat. Nicht nur sollten nun — was ja auch in früherer Zeit das Klügste gewesen wäre — die Kriege eingestellt werden, sondern alles sollte nur

ein Vergnügen und die Hauptsache im athenischen Leben die Feste und die damit verbundenen Geldverteilungen sein. So wurde denn das Festbudget das wichtigste im Staate, dem alle Überschüsse der andern Kassen zu Gute kommen sollten. Schließlich war, wie bekannt, sogar Todesstrafe darauf gesetzt, wenn jemand die Verwendung der betreffenden Summen zu einem andern Zweck als dem der Vergnüglichkeit beantragen sollte, und es dauerte lange, bis es Demosthenes gelang, dieses Spinnengewebe zu zerreißen. Welche Versunkenheit der Nation setzt eine solche Politik voraus! Aber freilich machte sie den Krieg unmöglich, und wie groß die Sehnsucht nach Frieden war, lehrt die kurz vor dem Amtsantritt des Eubulos verfaßte Friedensrede des Isokrates. Dieser möchte, von der Ansicht ausgehend, die verwünschte Herrschaft über andere habe Athen wie Sparta zu Grunde gerichtet, den Athenern jede Macht nach außen, jede Seeherrschaft und jeden Krieg ausreden und sie glauben machen, sie würden dann (trotz allem, was geschehen!) von aller Welt geliebt und respektiert werden. Und dabei malt er fast im Sinne eines Eubulos den herrlichen Zustand aus, da man, der Übersteuerungen und Trierarchien und Kriegsteilurgien ledig, ohne Gefahr Landbau, Schiffahrt und andere Gewerbe triebe, da die Stadt die doppelten Einnahmen hätte und voller Kaufleute, Fremder und Metöken wäre, und man bedürftige Athener und andere Hellenen an der thrakischen Küste ansiedeln könnte. Bei aller Pracht der Feste herrschte ein erbärmliches öffentliches Bauwesen, wobei man höchstens auf über-tünchte Zinnen, Wege- und Brunnenanlagen stolz sein konnte. Dafür fing nun der Privatbesitz und Privatluxus stärker und hoffärtiger hervorzutreten an; Demosthenes sagt, daß die jetzigen Reichen viel schöner wohnten, als einst Miltiades und Aristides, ja prächtiger als der Staat bauten¹. Es dürfte dies die Zeit gewesen sein, da im Leben der Vermögensunterschied größere Geltung zu bekommen begann.

¹ Dem. Olynth. III, 29 und adv. Aristocr. 208.

Bei allem aber hatte man das Gefühl, daß mit diesem Treiben die alte Herrlichkeit gewichen sei; die Stadt schien ein altes Mütterchen geworden zu sein, das sein Gerstensüppchen schlürft und Sandalen trägt¹. Und doch hätte man allen Grund gehabt, sich aus dem Genußleben aufzuraffen; denn man konnte sehr unliebsam an das liederliche Regiment erinnert werden. Draußen im saronischen Busen blühte der Seeraub, wie denn z. B. Diogenes auf der Fahrt von Athen nach Ägina von den Piraten eines (offenbar berühmten) Hauptmanns Skirpalos gefangen und nach Kreta gebracht wurde, und einem Alexander von Pherä konnte es einfallen, durch seine Raubschiffe den Piräus zu überraschen und die dortigen Wechslertische ausrauben zu lassen.

Unwiederbringlich war eben das alte, große Athen dahin. Vorbildlich für ganz Griechenland vollzog sich hier die große Verwandlung des Hellenentums aus einer politischen in eine Kulturpotenz und die Verwandlung des Bürgers in denjenigen Bildungsmenschen, welcher dann der Träger des Hellenismus werden sollte, und die Philosophie mit ihrer Staatsflucht gab das Exempel. Das geistige Primat aber war jetzt mehr als je bei Athen, da die ionischen Städte im Geistesleben nichts mehr bedeuteten und Korinth, Theben, Argos und Sparta ebensowenig. Eine Ausnahme macht auch jetzt nur die bildende Kunst, welche noch Ubiquität hat. In der Philosophie aber ist Athens führende Stellung eine selbstverständliche, und diejenigen philosophischen Menschen, die es im übrigen Griechenland gibt, müssen alle wenigstens auf Zeit dahin kommen. Und auch die bloße ungeheure Geltung der Redekunst würde für Athen entschieden haben. Von Isokrates sagt Dionys, daß er die begabtesten Leute, sowohl aus Athen als aus dem übrigen Hellas, geschult habe, von denen die einen Gerichtsredner, die andern namhaft in Staatsgeschäften, wieder andere Geschichtsschreiber „der Händel von Hellenen und Barbaren“ wurden; auch mußte die Stadt darauf beharren, zum

¹ Nach dem Ausdrucke des Demades. Curtius, Griech. Gesch. III, S. 730.

sie treffen werde; auch erzählt er, daß bei Festen und Prozessionen Personen in (geliehenen) goldenen Gewändern auftreten, die den Winter über Kleider haben, daß man es gar nicht sagen darf.

Über die allgemeine Korruption der Staatsleute, Redner usw., welche freilich nicht nur in Athen, sondern in ganz Griechenland herrschte, haben wir eine Hauptaussage in der dritten philippischen Rede des Demosthenes (36 ff.). Und nun mußte es kommen, daß das Volk, welches so charakterisiert werden konnte, sich auf einmal einer großen Existenzfrage gegenübergestellt sah und einem Philipp von Makedonien als Gegner.

Konstatieren wir nun vor allem den bedeutendsten kulturgeschichtlichen Zug, der uns bei diesem Kampfe in Athen entgegentritt: Er besteht darin, daß diese Stadt sich im Munde der Redner beständig von ihrem Dasein und ihrer ganzen politischen Bilanz Rechenschaft gibt. Wir können die olynthischen und philippischen Reden des Demosthenes der zeitgeschichtlichen Paränese bei den jüdischen Propheten an die Seite stellen; sie werfen allein schon Ströme von Licht auf das ganze damalige Dasein der Griechen; keine andere Stadt derselben bietet etwas im entferntesten Ähnliches. So mag denn Demosthenes sich hie und da irren und Äschines lügen und vertuschen; aber es existiert doch ein Ort, wo die Lage der Dinge laut konstatiert wird.

Ob Philipp von Anfang an auch nur im Ernste mit Athen Streit wollte, mag zweifelhaft sein, aber jedenfalls machte er die Athener nervös, und bei seinem Nähertreten ergab sich sofort eine Scheidung in neue Parteien. Hätte Athen eine absolute Regierung gehabt, so wäre wohl der Gedanke nicht ausgeschlossen gewesen, mit Makedonien ein Kompaniegeschäft zu machen; da es aber keine Geheimpolitik gab, und alles in der Volksversammlung verhandelt werden mußte, war dies unmöglich, und ohnehin war Philipp ein so kühner Mensch und erfüllte die Hellenen mit einem solchen Gefühl tiefer Unheimlichkeit, daß man nicht so leicht mit ihm in Allianz treten

seinen großen Plänen gegen Persien nachzugehen. Er hatte allerdings Korinther, Achäer und Thebaner verletzt, aber wenigstens direkt Athen noch gar nicht. Gleichwohl soll nun nach der dritten Philippika Athen als Schirmherrin der ganzen griechischen Nation auftreten; denn nur mit diesem Argument kann Demosthenes die Athener ins Feuer bringen. Es gehörte ein starker Glaube zu der Erwartung, daß, nachdem die griechischen Städte sich seit hundert Jahren in den Kriegen auf das entschuldigste traktiert und das Ausland sich längst hatten einmischen lassen, ein panhellenischer Patriotismus in letzter Stunde Wunder tun werde. Und trotz allem und obwohl er genau weiß, wie wenig das attische Bürgerheer taugt, treibt er das vergnügungssüchtige und verlotterte Volk zu einem Kriege, der ein Kampf um die Existenz werden mußte. Offenbar hoffte er auf ein Ereignis in Makedonien selbst, was er mit dem Worte andeutet, man habe es nur mit einem Manne zu tun. Aber Philipp starb noch nicht und wurde auch noch nicht ermordet. Jedenfalls war diese Politik furchtbar gewagt, und man tut gut daran, sich zu erinnern, daß nicht alle Gegner des Demosthenes gekaufte makedonische Parteigänger waren, und daß besonders Phokion von Anfang an gegen die ganze Treiberei war.

Beim Aufgebot zu dem entscheidenden Kampfe stellte sich, wie es heißt¹, die gesamte junge Mannschaft willig und brach rasch nach Böotien auf; doch brachten die Verbündeten immerhin neben ihren Bürgerscharen ein starkes Söldnerheer mit, und so kam es denn (338) zur Schlacht von Chäronea. Es wäre für Demosthenes ein Glück gewesen, wenn er hier hätte fallen können; statt dessen wurde er, wie Neuere sagen, „in die Flucht verwickelt“, oder, wie es bei Plutarch weniger mild heißt, er floh von seinem Posten und lief aufs schmachlichste davon, indem er die Waffen wegwarf². Philipp aber rezitierte am Abend des Sieges triumphierend den Anfang des Beschlusses der Kriegserklärung: „Demosthenes, Sohn des Demosthenes von Päania, hat den Antrag gestellt.“ Hier ist entschieden

¹ Diodor XVI, 85. — ² Plut. Dem. 20.

eine Lücke im Leben des Redners; denn was später folgt, hat nicht mehr zur Mehrung seines Ruhmes gedient.

In Athen herrschte auf die Nachricht von der Niederlage hin, bei der tausend Bürger gefallen waren, zunächst jäher Schreck. Dies erhellt unter anderem aus dem Antrag des Hyperides, Frauen und Kinder in den Piräus fortzuschaffen, die Sklaven zu Freien und die Metöken zu Bürgern zu erklären und die einer Atimie Verfallenen wieder in ihre Rechte einzusetzen. Derselbe wurde im ersten Moment angenommen, aber doch glücklicherweise nicht ausgeführt; denn dies hätte den reinen Terrorismus der Verzweiflung bedeutet. Nachdem indes noch im 4. Jahrhundert alle nicht aus rein bürgerlicher Ehe Entsprössenen aus der Bürgerschaft waren ausgemerzt worden, zeigt schon der bloße Antrag (um dessentwillen Hyperides dann später einen Prozeß zu bestehen hatte), wie tief man heruntergestimmt war. Philipp aber unterließ den gefürchteten Angriff auf Athen, ja er zeigte sich — wenn auch in ironischer Weise — höchst gnädig, schickte die Toten zur Bestattung nach Athen, gab die zweitausend attischen Gefangenen ohne Lösegeld frei und ließ den Athenern nicht nur Attika, sondern gab ihnen sogar noch von dem Besitze ihrer thebanischen Bundesgenossen den Grenzort Oropos, um den sie mit diesen lange gestritten hatten. Für dies alles mußten sie freilich eine Bundesgenossenschaft mit ihm eingehen, konnten aber ihre antimakedonischen Staatsmänner behalten, und der Demos nahm auch jetzt noch für Demosthenes gegen alle Anklagen Partei. Da man keine Reue zeigen wollte, betraute man ihn bekanntlich schon mit der Grabrede für die Gefallenen. Und nun, bei wiedergewonnener Fassung, hagelte es in Athen lauter Feldherrnprozesse.

Als dann (336) Philipp, nachdem er sich auf dem Bundestage zu Korinth zum Feldherrn der hellenischen Nation gegen Persien hatte ernennen lassen, am Hochzeitsfeste seiner Tochter zu Ägä ermordet worden war, herrschte in Athen wieder der größte Jubel. Man brachte Freudenopfer dar, und Demosthenes zeigte sich, obschon ihm erst vor wenigen Tagen eine Tochter gestorben war, be-

wußt, so wäre er lieber gleich in den Tod gegangen¹. So werden mit der Zeit die Politiker Athens wohl alle gedacht haben.

Nach Alexanders Tode (323) entstand eine neue Bewegung zur Vertreibung der Makedonier aus Hellas, für die sich jedenfalls viel mehr als für die vorhergehende sagen ließ. Demosthenes wurde heimberufen und glänzend empfangen; aber nach anfänglichen schönen Erfolgen verriet sich in diesem sogenannten lamischen Kriege die *innere* Schwäche der griechischen Poleis; als die makedonische Sache wieder siegreich war, wurde der Redner von neuem flüchtig und hat dann (322) das bekannte Ende auf Kalauria gefunden².

Nachdem bei der Betrachtung der athenischen Verhältnisse oft von dem athenischen Größenwahn die Rede sein mußte, müssen wir doch auch feststellen, daß nicht nur Athen, sondern ganz Griechenland aus dem 5. Jahrhundert her einen großen Maßstab der Dinge, eine Erinnerung an vergangenen Ruhm erbt hatte, welche nicht ruhig schlafen ließ. Eine solche Erbschaft hat ihr pro und contra. Jede Epoche im Leben eines Volkes kann ihre sehr besondere Pflicht und Aufgabe haben, an welcher man nicht irre gemacht werden darf durch das, was man in glänzender Jugend vollbracht hat. Allein dies bezieht sich höchstens auf Kulturaufgaben; moralisch dagegen dürfte man nie mehr sinken, und nun war Griechenland moralisch handgreiflich und offenkundig geringer geworden als im 5. Jahrhundert, und zwar nicht sowohl in der Privatmoral als in allem, was die Polis berührte. Hier hatte die höchste Idee des griechischen Lebens vor aller Augen Bankrott gemacht; die Abwendung der Denkenden und Gebildeten vom Staat, ihre Apolitie und ihr Kosmopolitismus waren offen zugestandene Dinge.

Wenn es nun hiemit anders werden sollte, so konnte dies nur geschehen durch eine ganz kolossale und vorbildliche

¹ Plut. Dem. 26. Solchen Leuten ist es freilich nie ganz ernst; sie predigen nur ändern. Auch Demosthenes ließ sich bald genug wieder mit der Politik ein. — ² [Er nahm Gift].

Anstrengung Einzelner, welche ein großes Beispiel gaben. Einstweilen aber nagte an ganz Griechenland der Vorwurf der Gesunkenheit und machte den Bessern schlaflose Nächte, und dabei ist nicht zu vergessen, daß es in Athen vermutlich noch weit besser stand als anderswo, und daß wir vom innern Leben weit der meisten übrigen Städte nur wenig und gar nichts Zusammenhängendes, meist nur Arges wissen. Indem nun den Leuten die einzelne Polis aus allen möglichen Gründen verleidete, fand, wenn auch nur bei Einzelnen und Wenigen, jene mächtige Anstrengung des individuellen Idealismus wirklich statt; mit dieser verband sich das inzwischen völlig gereifte Bewußtsein der Nation von dem, was sie im Vergleich mit allen andern Nationen war, und so erhob sich ein neuer Typus, den wir notdürftig als den des tugendhaften Panhellenen bezeichnen wollen. Dieser Typus weicht total von dem der berühmten athenischen Staatsmänner (eines Konon, Timotheos, Chabrias, Iphikrates, Phokion) ab, welche mit Ausnahme des Demosthenes *nur* Athener waren; er vertritt eine *Gesinnung*, welche durch die Reflexion hindurchgegangen und vielleicht wesentlich Erzeugnis der pythagoreischen und sokratischen Ethik ist. Während viele den Staat (und zwar den eigenen wie den fremden) völlig bei Seite lassen mochten, um entweder als Philosophen oder als Forscher und Reisende oder als bloße Genußmenschen zu existieren, werden durch diese Denkart Einzelne dazu bestimmt, sich dem Leben für die Nation im weiten Sinne zuzuwenden und vor allem Hellenen, d. h. politische Menschen, zu bleiben, auf welchem Boden es auch sei.

Hierher gehört schon einigermaßen *Xenophon*. Durch sein Kommando nach dem Verrate der Feldherrn kam er von selbst in die Lage, in seiner so sehr gemischten Armee der Repräsentant des Hellenischen zu werden. Nun tritt aber eine ganz merkwürdige Art von Männern in den Vordergrund in Gestalt der italischen Pythagoreer. Wie wir früher¹ gesehen haben, hatte der Bund des Pythagoras

¹ Band II, S. 371 f.

selbst nicht den Zweck gehabt, politische Herrschaft auszuüben, und wenn er sich nach den Krisen in Kroton und Metapont, wo Lokale und Menschen untergingen, noch irgendwie tatkräftig nach außen geltend gemacht hätte, müßte man aus dem 5. Jahrhundert etwas davon hören. Jetzt aber, nachdem diese Leute vielleicht lange ein stilles Herrnhuterdasein geführt haben, ohne daß man viel von ihnen wußte, ist von der Zeit des Sokrates an auf einmal wieder von ihnen die Rede, und zwar erscheinen sie nun auch politisch tätig. Dies ist die Reihe, zu der Philolaos von Tarent (oder Kroton) und Lysis von Tarent gehören, welche nach Theben gerieten, und ebenso Kleinias aus Tarent, der im lukanischen Heraklea, und Eurytos, der in Metapont lebte, sowie der etwas spätere große Tarentiner Archytas¹. Dabei ist gleichgültig, ob der Hokuspokus eines Geheimbundes irgendwann und vollends in dieser spätern Epoche wirklich existiert hat; wesentlicher verband jedenfalls die Einzelnen die Sinnesweise; sie wollten eine sittlich religiöse Reform des griechischen Lebens und konnten an deren Verwirklichung nur denken, wenn sie in den Städten politischen Einfluß hatten. Dies sind die Leute, welche immer wieder glaubten, man könnte vermittelt eines philosophisch-aristokratischen Bündnisses Sizilien noch einmal helfen und seine Poleis restaurieren. Sie sind es, die Plato mit so inständigen Briefen auffordern, der ersten Einladung des jüngern Dionys zu folgen, die ihn dann wieder auf des Dionys dringende Bitten zu seinem letzten Besuche vermögen, und auch, als er sich wieder mit ihm verfeindet hat, seine freie Entlassung durch eine fast drohende Gesandtschaft bewirken. Der Mann, auf welchem ihre Hoffnung ruht, ist Dion, in welchem pythagoreische Tradition und enge Freundschaft mit Plato zusammentreffen; Plato selbst aber ist, besonders in seiner Lehre von der Seele und vom Jenseits, auf das stärkste von der pythagoreischen Lehre bestimmt, die sich bei ihm mit der sokratischen Ethik verschmelzt. Das enge Verhältnis der beiden Männer tritt

¹ Vgl. S. 174.

am meisten während Dions Aufenthalt in Griechenland zu Tage, wo dieser Plato die Mittel zu einer glänzenden Choregie schenkt und seinerseits von dem Philosophen den Griechen auf alle Weise empfohlen wird¹. Bei diesen gab es allerdings in der öffentlichen Meinung bereits eine weichliche und wohlfeile Bewunderung eines solchen Strebens. Der Versuch aber, der nun erfolgte, in Syrakus eine dem Ideal entsprechende Verfassung herzustellen, war vollkommen aussichtslos.

Weit die vollständigste Gestalt dieser Art ist *Epaminondas*, bei dem nur ewig wird zu beklagen sein, daß es bei Plutarch über ihn keine Biographie gibt. Bei seinem Vater Polymnis war Lysis, der, wie wir gesehen haben, dem flüchtigen Philolaos nach Theben gefolgt war, Mitglied der Familie geworden, und im beständigen Umgang mit ihm bildete sich der Jüngling zu dem Manne aus, der dann in einem Spezialvolk als eine mit Willen panhellenische Idealgestalt mit den zwei Tendenzen der bürgerlichen Tugend und der Liebe zur Weisheit dasteht und dieser seiner Richtung durch das bekannte Wort Ausdruck gegeben hat, die Thebaner müßten, wenn sie die ersten in Hellas sein wollten, die Propyläen von Athen an den Aufgang zur Kadmea stellen. Nachdem ihm mit Gleichgesinnten, die er fand oder bildete, und unter denen ihm der nächste Pelopidas war, 379 die Befreiung Thebens von den Spartanern gelungen war, beherrschte seine jungböotische Partei bald ganz Böotien und erzwang auch das Mithalten der Widerstrebenden. Aber auf dem Kongreß in Sparta (371) redete er schon nicht mehr für Theben allein, sondern gemeinsam für ganz Griechenland, und nach dem Siege bei Leuktra bewies er sein Hellenentum durch die Tat, indem er nicht nur Messenien wieder herstellte und den arkadischen Gesamtstaat schuf, was alles nur durch einen solchen Panhellenen möglich war, sondern auch das feindliche Sparta bloß unschädlich zu machen gedachte, wie er denn überhaupt hellenische Städte nie zernichten wollte.

¹ Über Dion vgl. Band I, S. 193 ff. Ebenda S. 194 f. Platos sizilische Reisen.

Seine größte Wirkung übte Epaminondas, wo er es wohl nicht erwartet hätte, nämlich auf Timoleon von Korinth aus, von dem es klar bezeugt ist, daß er am meisten ihm nachgestrebt habe¹. In Sizilien lag freilich, als der Retter kam, die Sache von selbst so, daß man nur zwischen Hellenen und Barbaren (respektive den im karthagischen Interesse befindlichen Tyrannen), zwischen Rettung und Untergang der Nationalität wählen konnte. Und nun tauchte als Helfer dieser Mann mitten aus dem Elend von Korinth auf, und auf seinem Programm steht von Anfang an die Herstellung des sikeliotischen Hellenentums.

Diejenige Entbehrungsfähigkeit aller Art und Unterordnung der eigenen Willkür unter das Bessere, die wir bei unvergeßlichen Gestalten wie Epaminondas und Timoleon finden, war im ganzen nicht die Sache der Griechen, und es darf daher nicht befremden, daß solcher Männer nur wenige waren. Man soll aber bei solchen Tendenzen nicht fragen, wie viele sie verwirklicht haben, sondern, ob sie überhaupt verwirklicht worden sind, und das läßt sich bei den genannten nicht bestreiten. Auf solche Präzedenzien hin lag es aber auch einem Philipp und Alexander nahe, sich ebenfalls von einer panhellenischen Seite zu geben. Und daneben leuchtet als Gegensatz in dieses alles mit seiner Laterne Diogenes hinein, indem er nicht mehr den Bürger, ja vielleicht sogar nicht mehr den Hellenen, sondern den Menschen sucht.

Wie nun die Polis dem großen ethischen Menschen nicht mehr genügt, so genügt sie auch nicht mehr dem ruhm-begierigen Egoisten. In dieser Beziehung geht schon aus einer grellen Erfahrung, die Athen mit Iphikrates machte, hervor, wie kalt bereits manchen die gewöhnlichen städtischen Ehrenbezeugungen lassen mochten. Es mag allerdings besonders bitter gewesen sein, daß einer sogar sein Standbild dahinten ließ, um dem großen Geschäfte nachzugehen.

Dafür regt sich bei den verschiedensten Anlässen ein *Ruhmessinn*, der in den weiten Kreisen der Nation Auf-

¹ Plutarch Timoleon 36.

merksamkeit erregen will und sich oft in sehr merkwürdiger Art betätigt. Es konnten hiezu die großen Feste benützt werden, wie denn der ältere Dionys, der außer dem Maßstab für Gut und Böse auch den Takt für Gehöriges und Lächerliches muß verloren haben, von Syrakus aus die Griechen mit schlechten Tragödien heimsuchte, und, als endlich die Athener seine „Lösung Hektors“ an den Lenäen 367 mit einem ersten Preise gekrönt hatten, eine solche Genugtuung hatte, daß er sich darob bei einer Freudennacht betrank und davon starb. Besonders aber kommt hier die große Reklame in Betracht, die sich an Leichenbegängnisse knüpfte. Schon das Übermaß schmerzlicher Ehrenbezeugungen der Thessalier und anderer Verbündeten für den gefallenen Pelopidas (364)¹, wobei „alle bisher menschlicher Trefflichkeit erwiesene Anerkennung überboten wurde“, indem sich große Geleite aus alien Städten und Gauen wetteifernd dem Leichenzuge beigesellten, hatte offenbar nicht ganz auf dem echten Gefühle beruht, sondern war nervös ansteckend, ein Bedürfnis der Ruhmesanbetung gewesen; nun aber wurde die Bestattung des karischen Fürsten Mausolos (352) zur Sache eines bei weitem nicht bloß auf seine Hauptstadt Halikarnaß, sondern auf alle Hellenen berechneten Ruhmes. — Der Ausweg des verhärteten Individualismus gegenüber dem idealistischen Panhellenentum sind der Ruhm durch Verbrechen und die Sucht nach Vergötterung. Vor allem geht nun der vom echten Staatsbewußtsein verlassene Ruhmsinn nicht nur ins Abstrakt-Idealistische irre, wie dies etwa bei der Tötung des Iason von Pherä durch idealistische Tyrannennörder der Fall war, sondern ins absurd Zerstörerische. So gestand Herostrat, der (356) den Tempel von Ephesos anzündete, wenigstens auf der Folter seine Ruhmesabsicht (*mentis furorem*) ein, und Theopomp in den Historien schwatze seinen Namen aus, den die Ephesier zu verschweigen beschlossen hatten. Hatten sich früher sieben Städte darum gestritten, welche den Homer geboren

¹ Plutarch Pelopidas 33 f.

habe, so stritt man jetzt, durch was für einen Landsmann Epaminondas erlegt worden sei, ob durch einen Mantineer, oder einen Spartaner, oder den Athener Gryllos. Pausanias aber, der Mörder König Philipps, hatte vor der Tat den Sophisten Hermokrates gefragt, wie er am berühmtesten werden könnte, und die Antwort erhalten: wenn er denjenigen töte, der das Größte vollführt hätte. Auf diese Weise wurde der Mörder durch den ganzen Ruhm des Ermordeten umfaßt und getragen, und zugleich mochte sich auch der Haß gegen das Seltene und Einzige stillen.

Und nun die *Selbstvergötterung* derjenigen, die mit dem gewöhnlichen Ruhm nicht zufrieden waren. Im Grunde war zwar bei dem niedrigen Begriff von den Göttern und ihrer Macht das Kompliment, das man sich dabei machte, nicht übergroß; aber doch war es immerhin angenehm, zum Gotte zu avancieren, wenn es nämlich die Leute glaubten, und so erklärte sich jetzt, in der Zeit der allgemeinen Verlotterung, während früher die *Abstammung* von den Göttern eine Art Adelsdiplom gewesen war, der erste Beste selbst zum Gotte¹. Der frühste, der sich herzhaft in dieser Weise feiern ließ, war Lysander, welcher Opfer und Päane akzeptierte, seinen Lobdichter um sich hielt und auf Samos, als er daselbst die Demokratie niedergeworfen hatte, statt des Herafestes Lysandrien feiern ließ. Mit der Zeit aber fand er bald diesen, bald jenen Nachfolger. So verlangte der schreckliche Klearch von Heraklea die Anbetung und die Ehre, welche den olympischen Göttern gebührten, tat sich Gewänder an, wie sie sich an drapierten Götterbildern fanden, nannte sich, wenn er bescheiden sein wollte, den Sohn des Zeus und sein Kind Keraunos und ließ sich auf der Straße einen goldenen Adler vorantragen². Merkwürdigerweise wird nun aber auch von Heraklides Pontikos Ähnliches berichtet, dem Schüler des Plato und Aristoteles und vielseitigen Autor, der aus demselben Heraklea stammte und seine Vaterstadt irgendwie

¹ Vgl. Bd. I, S. 44 ff. — ² Justin, XVI, 5. Älian fr. 86.

von den Nachfolgern Klearchs hat befreien helfen. Derselbe soll den Wunsch gehabt haben, als Heros verehrt zu werden, und bestach die Pythia, den herakleotischen Gesandten, die wegen einer Hungersnot nach Delphi gegangen waren, auf *den* Fall Hülfe zu versprechen, daß man ihn bei Lebzeiten mit einem goldenen Kranze ehre und ihm nach seinem Tode heroische Ehren erweise. Dies bekam freilich allen Beteiligten schlecht. Heraklides bekam bei der Bekränzung im Theater einen Schlagfluß, und die Pythia wurde zu derselben Zeit im Adyton von Delphi von einer Schlange gebissen. Dem Tode nahe befahl dann Heraklides noch, seine Leiche verschwinden zu machen und statt seiner eine Schlange auf das Bett zu legen, damit es scheine, er wäre zu den Göttern gegangen; aber auch dieser Betrug wurde entdeckt¹, und so erwies es sich, daß Heraklides nichts als ein Tor gewesen sei. — Über alle diese Dinge muß man sich nicht zu sehr wundern. Die Leute der damaligen Zeit konnten so verrückt werden, weil man sich in der Polis nicht mehr auszeichnen konnte, wenn man nicht die Wege der Politiker geringen Schlags mitwandeln wollte, und weil ihnen die einfachen und bessern Ziele des Lebens unenthüllt blieben. — Endlich haben wir hier noch der merkwürdigen Gestalt der Phryne zu gedenken (gleichviel ob es historisch eine oder zwei gewesen sind). Als Hyperides sie vor dem Volksgericht gegen die von dem beleidigten Euthias erhobene Asebieklage verteidigte und dabei zu unterliegen fürchtete, zerriß er ihr Gewand und zeigte den Richtern ihren Busen, was diese mit heiliger Angst erfüllte und davon abhielt, die Priesterin und Botin Aphrodites zu töten. An Eleusinien und Poseidonien stieg sie angesichts der gesamten Hellenen nackt in die Flut, was um so bedeutender war, weil sie sich sonst sorgsam verhüllt hielt und kein öffentliches Bad besuchte. Darnach bildete Apelles seine Anadyomene; zu Praxiteles aber war das Verhältnis so, daß in dem Tempel ihres Heimatsortes Thespiä nicht nur dessen

¹ Diog. Laert. V, 6, 6 und die Variante bei Suidas, s. v. Heraklides.

Eros, den er ihr geschenkt, stand, sondern auch ihre eigene Statue *neben* einer ebenfalls von ihm geschaffenen Aphrodite. Nimmt man dazu, daß auch in Delphi eine goldene Statue der Phryne in einer Reihe mit den Königen Archidamos und Philipp stand, so erhält man den Eindruck, daß offenbar Phryne und Aphrodite den Leuten wirklich etwas durcheinander kamen, wenn auch Praxiteles sie noch auseinander hielt, und das in der nämlichen Zeit, da dem Aristoteles ein läppischer Asebieprozeß wegen angeblicher göttlicher Besingung des Hermeias von Atarneus angehängt werden konnte¹.

Nach den Tugendidealisten, den Ruchlosen und den Narren kommt nun endlich in Gestalt *Philipps von Makedonien* der große Realpolitiker. Wir haben oben² gesehen, wie er in früher Jugend durch seinen Schwager Ptolemäus, — welcher zugleich der Liebhaber seiner Mutter war —, dem Pelopidas als Geisel nach Theben mitgegeben wurde. Hier blieb er drei Jahre im Hause des Pammenes, der zum Kreise des Epaminondas gehörte; inzwischen wurde durch Ptolemäos sein älterer Bruder Alexander, und Ptolemäos wieder durch Perdikkas, den zweiten Sohn des Amyntas, aus der Welt geschafft; überhaupt war damals für Makedonien eine Zeit der entsetzlichsten Wirren, indem zu unaufhörlichen Thronstreitigkeiten noch Fehden mit allen Nachbarn kamen. Von Perdikkas wurde Philipp nach seiner Rückkehr mit einem kleinen Vasallat ausgestattet; aber nach einigen Jahren (359) kam der Bruder in einem furchtbaren Kampfe mit den Illyriern um, und so fiel dem Dreiundzwanzigjährigen das Königtum von Makedonien, freilich unter den schrecklichsten Umständen, zu. Wie er sich nun der verschiedenen Thronbewerber entledigte und die Illyrier durch seinen ersten großen Sieg über ihren König Bardylis gänzlich aus Makedonien vertrieb, ist eine Geschichte, die ihn schon in seinem ganzen Wesen zeigt. Nachdem er sein eigenes Volk erst mit der größten Mühe hatte kampfes-

¹ Athenäus XV, 51 f. — ² Vgl. S. 180.

fähig machen müssen, war dieser Illyriersieg militärisch vielleicht noch ein ganz anderes Heldenstück, als später Chäronea war. Die leichte Elastizität aber, womit er von Anfang an in genialem Kampf gegen die ihn umgebenden Gefahren auftritt, und die Entschlossenheit, immer mit seiner Person zu zahlen, beweisen, daß er in einer Sorte von Gewässern schwimmen gelernt hat, worin tausend andere untergegangen wären.

Woher er daneben freilich *sittliche* Bedenken hätte kennen lernen sollen, ist schwer einzusehen. Im Umgang mit den pythagoreisch gerichteten Thebanern mochte ihm allenfalls eine Ahnung von Besserem aufgegangen sein; aber die weitem Erfahrungen, die er machte, müssen diese bald überwogen haben; auch hat er die Griechen gewiß schon in Theben von ihren schwachen und schlechten Seiten kennen und sie und die Menschen überhaupt verachten gelernt, und angesichts der meisten von ihnen ist er gerade mit seiner Unbedenklichkeit ein echter Grieche. Ein solcher ist er aber auch durch seine vollendete geistige Regsamkeit, durch die Fähigkeit, alles zu erraten und die Menschen zu durchschauen; das Odysseische von ihnen hat er so gut als einer. Nur vom griechischen Politiker trennt ihn insofern eine tiefe Kluft, als er ein wirklicher König ist und auf den Royalismus seines Volkes zählen kann.

Seine Makedonier hätten an und für sich den Angriffskrieg nicht geliebt und ohne Philipp gerne ruhig gesessen und Hellenen und Perser sich selbst überlassen. Aber nun gewann die alte Sitte, daß die Söhne der Edeln als des Königs Knappen und Pagen am Hofe aufwuchsen, ihre volle Bedeutung. Wenn einzelne Geschlechter grollten, waren doch ihre Söhne des Königs Geiseln; zugleich aber genossen diese unter strenger Zucht eine Erziehung, die sie befähigte, dem König künftig als Hauptleute und Statthalter zu dienen. Aus ihnen ergänzte sich die königliche Leibgarde, welche von der kriegerischen Mannschaft des Herrenstandes gebildet wurde, und zwar nahmen den ersten Rang in derselben die ritterlichen Geschwader der ebenbürtigen „Freunde und Gefährten (*hetairoi*) des

Königs“ ein. Dieser waren vor Philipps letztem Zuge nach Hellas achthundert, und bei Alexanders Übergang nach Asien waren sie doppelt so stark; sie waren mit königlichen Lehen reich ausgestattet. Ihnen zunächst standen die Schildknappen (*hypaspistai*), eine auserlesene und ebenfalls schon durch ihre Geburt bevorzugte Fußtruppe. Die Masse des schweren Fußvolkes endlich bestand aus dem Aufgebote der einzelnen Stämme, und auch diese freigeborenen Söhne des Landes wurden mit dem Namen „Gefährten des Königs im Dienste zu Fuß“ (*pezhetairoi*) geehrt. An dem adligen Ausschusse des Heeres aber, dem sogenannten Agema, welches zugleich wie eine Art von Volksvertretung dem König gegenüber angesehen wurde, hatte dieser eine Stütze, dergleichen nie ein griechischer Tyrann besaß. Dies eben aber haben die Griechen, denen Philipp als ein Barbar, sein Reich als ein großes heterogenes und darum unhaltbares Mischwesen und sein Volk als ein Volk von Sklaven erschien, die längste Zeit nicht begreifen können. In ihrem Lande war die Treue der rarste Gegenstand. Wie hätten sie für eine Pietätssache wie den makedonischen Königsloyalismus Sinn haben können?

An Anstrengungen konnte Philipp seinen Makedoniern das Unglaubliche zumuten. In der Schlacht aber kam ihm die Taktik des Epaminondas, die er in Theben schon mochte kennen gelernt haben, trefflich zu statten. Er bildete sie weiter aus und entzündete durch den Ruf der Unbesieglichkeit, der sich an seine Phalanx hängte, bei seinem Volk jenes militärische Hochgefühl, das noch unter den römischen Kaisern nachzuklingen scheint. Auch hellenische Söldneroffiziere unterstützten ihn übrigens bei seinen Neuerungen im Kriegswesen, und überhaupt hielt er sich neben dem makedonischen Heere immer auch Soldtruppen und verwandte solche für diese oder jene Unternehmung etwa auch allein.

Im übrigen war in diesem Heere das eine und alles Philipp *selbst*. Beständig lebendig, auch wenn es ihm zeitweise diente, den Toten zu spielen, war er überall da, wo seine Anwesenheit not tat. Immerhin verwandte

er in seinem Dienste auch Feldherren; an solche war er aber streng in seinen Ansprüchen, er soll die Athener einmal ironisch glücklich gepriesen haben, weil sie jährlich zehn Strategen zu wählen vorfänden, während er in so vielen Jahren nur *einen*, den Parmenion, fand.

Von großen Griechen genügte ihm, nachdem sein Vorfahr Archelaos einst alle möglichen Zelebritäten nach Makedonien berufen hatte, der *eine* Aristoteles. Diesem vertraute er bekanntlich durch einen ganz besondern Entschluß die Bildung seines Sohnes an, beförderte aber auch seine Forschung, wie es keiner Polis eingefallen wäre, indem er ihm die Mittel sowohl für viele sonstige als auch besonders für die zoologischen Untersuchungen gewährte. Ob er zu ihm wirklich auch noch Isokrates bei sich zu haben wünschte, ist sehr fraglich.

Und nun stand neben ihm seine Gattin Olympias von Epirus, mit der er sich in seiner Jugend vermählt hatte, nachdem die beiden sich als Kinder bei den samothrakischen Weißen kennen gelernt hatten. Diese orgiastische und opferkundige Frau hatte ihre schrecklichen Seiten, und am Tode ihres Mannes ist sie wahrscheinlich mitschuldig gewesen; aber sie muß ein ganz außerordentliches Weib gewesen sein, fähig die Mutter des aller seltensten Menschen zu werden. Freilich hatte Philipp auch noch andere Verbindungen¹. Eben die Polygamie, welche eine Hauptursache der furchtbaren Tradition des Königsmordes im makedonischen Temenidenhause war, sollte auch ihm verhängnisvoll werden. Überhaupt mochte es an seinem Hofe oft wild hergehen. Aus Hellenen und Barbaren soll er sich eine schreckliche Gesellschaft gebildet haben, und besonders die Griechen, die er um sich hatte, waren, wie man meinte, ein zusammengelaufener Auswurf von Mördern, Räubern und Wüstlingen. Von seinem Herumtreiben an Gelagen, seiner Possenreißerei, seinem Tanzen und Schwärmen und seinen vielen Räuschen erzählte man sich alles mögliche. Diese Dinge täuschten den Blick der pathetisch gerichteten

¹ Bei Athenäus XIII, 5 werden außer Olympias noch sechs Frauen oder Kebsen und deren Kinder aufgezählt.

Griechen. Allerdings mochte er manchen Schurken um sich haben; er duldete aber eben nur diejenigen, die er für seine Zwecke brauchte, und wußte sich der schlimmsten Elemente weislich zu entledigen. Was aber das wüste Treiben betrifft, so mag stark ins Gewicht fallen, daß Theopomp, der diese Schattenseiten gut kannte und auch wohl in übertreibender Weise schilderte, gleichwohl zu dem Gesamturteil gekommen ist, Europa habe überhaupt noch nie einen solchen Mann hervorgebracht¹. Dieser rastlos tätige König, der sich nie schonte und auf die Menschen außerordentlich, ja dämonisch wirkte, dürfte vieles nur obenhin mitgemacht haben, um die andern desto besser ausforschen zu können.

Wenn wir nun nach Philipps vermutlichem politischem Programme fragen, so ist wohl gewiß, daß er eine mächtige hellenische Kraft zusammenbringen und damit den Kampf gegen das morsche Perserreich aufnehmen wollte. Zu diesem Zwecke alle hellenischen Poleis einzeln zu unterwerfen, war, wie er wohl wußte, unmöglich; er hätte damit sein Leben zubringen müssen; auch hatte er keineswegs die Unterwerfung von ganz Griechenland nötig, sondern nur die der Länder etwa bis Böotien und die Ohnmacht des übrigen Hellas und des Peloponnes, die durch Bezahlung von Parteien und durch eine Anzahl von Besatzungen in Ruhe gehalten werden mochten. Hatte man einmal die persischen Schätze, so wäre denkbar gewesen, daß durch Söldnerwerbung die Eroberung auch des äußersten Westens möglich geworden wäre; indes so weit dachte der praktische Philipp kaum. Schon für die nähern Zwecke mochte er sich die Schwierigkeiten nicht zu klein ausmalen; denn er täuschte wohl andere, aber — zum Unterschiede von den Griechen — niemals sich selbst. Nun folgt also jene merkwürdige Laufbahn gegenüber den von ihm vollkommen durchschauten Hellenen: Nachdem er durch den Sieg über die Illyrier die erste große Grundlage für seine Macht gelegt hat, gewinnt er zunächst durch die Eroberung von

¹ Polyb. VIII, 11.

Amphipolis die Herrschaft über die wichtige Strymon-gegend mit ihren Goldbergwerken, eröffnet sodann Makedonien nach der See, indem er die mit Athen verbündeten Küstenstädte wegnimmt, benützt den heiligen Krieg, um sich als „Retter“ Thessaliens vor den pheräischen Tyrannen und deren phokischen Helfern zum Führer und Leiter Griechenlands aufzuwerfen, macht dann, um im Norden den stärksten Widerstand zu brechen, das sehr mächtige Olynth und seine Bundesgenossenstädte auf der Chalkidike dem Boden eben, greift auf den böotischen Hülfesruf von neuem in den heiligen Krieg ein, bewilligt Phaläkos mit seinen Söldnern freien Abzug, bestraft die Phokier, wird Amphiktyone, tritt daneben, indem er die übrigen Peloponnesier vor Sparta beschützt, in Thebens Fußstapfen und arbeitet zwischen hinein immer wieder in Illyrien und Thrakien an der Erweiterung seiner Macht über die nördlichen Stämme. Dabei ist sein beständiger Grundsatz: Alle gewinnen, die Guten brauchen, die Bösen mißbrauchen¹; diesen befolgt er mit staunenswerter Virtuosität, so daß ihm die meisten nicht widerstehen können. Vor allem kauft er sich überall Personen und Parteien. Daß die Rednerbühne eine goldene Ernte sei², war ein Satz, der in Griechenland schon lange Geltung hatte. Man brauchte Geld, um anständig zu leben, und daß man sich bezahlt machte, so gut man konnte, galt als eine verzeihliche Nervenschwäche. Daß nun aber das Geld von draußen ebenso angenehm klingen konnte wie das, welches man sonst gewann, leuchtete doch vielen nicht ein, und nun fing, besonders nach der Einnahme Olynths, das selbst durch den Verrat zweier Führer der Bürgerschaft gefallen war, makedonisches Gold überall bei den einflußreichen Persönlichkeiten seinen Weg zu finden an; wer in den Städten davon nahm, hieß Philipps Gastfreund und Vertrauter, und bei Festen wie dem, da er für diesen Erfolg dem olympischen Zeus dankte, übte er eine allgemeine Blendung aus, die ihm solche in Masse zuführte.

¹ Plutarch, apophth. reg. Phil. 17. — ² Vgl. Band I, S. 258.

Sehr genau beobachtet *Demosthenes* Philipps unheimliches Hereinragen in die griechischen Verhältnisse und hat es meisterhaft und bis auf den heutigen Tag erschütternd dargestellt. Aber bei aller dieser Einsicht weiß *Demosthenes* noch immer nicht, was für ein König und Kriegsherr Philipp ist; er kann ihn offenbar nicht von den Tyrannen unterscheiden und nennt ihn auch beiläufig so. Und dazu kommt der Generalirrtum, daß eine auf tiefen Egoismus, Lüge und Gewalttat gebaute Herrschaft nicht solid sein könne, als ob in der Regel die Mächte der Erde auf etwas anderes gebaut würden. Demokratien freilich mögen mit dieser Manier zu Grunde gehen; wenn aber eine Großmacht soll geschaffen werden, so geschieht dies in der Regel nicht bei schönem Wetter, sondern geht unter entsetzlichem Gewitter vor sich.

Und nun ist es allerdings an dem, daß Philipp alle Eide brach, alle Verträge mit Füßen trat und jeden Verrat kaufte. Will man ihm aber irgendwie gerecht werden, so muß man bedenken, daß auch die Griechen damals die größten Eidbrecher waren und sich nicht hätten einbilden dürfen, ein Privilegium hiefür zu haben. Auch, daß jeder Mensch seinen Preis habe, um den er könne gewonnen werden, war eine *Maxime*, die Philipp eben nur aussprechen konnte, weil die Griechen so überaus käuflich waren; allein ist er da jedenfalls nicht schuldig. Aber allerdings lernten die Griechen durch ihn eine Diplomatie kennen, die ihnen entsetzlich war. Mit ihren beständig redenden, *Psephismen* fassenden und alles Interesse verpuffenden Volksversammlungen waren sie gegenüber einem solchen Praktiker vollkommen hilflos. — Und nun hatte er bei seinem Siege das große Glück, die beiden größten *Poleis* nicht etwa nur durch Schlaueit und Ausnützung ihrer Lauheit zu überwinden, sondern nachdem sie ihren letzten Enthusiasmus umsonst aufgewandt hatten. Jetzt konnte Theben zu einer böotischen Landstadt degradiert, Sparta tief gedemütigt, Athen durch Freundlichkeit gewonnen und Philipp auf der Tagsatzung von Korinth zum Heerführer der Hellenen gegen Persien

erhoben werden, für welchen Perserkrieg den eigentlichen Titel die Vergeltung der Tempelverwüstung des *Xerxes* abgeben mußte, trotzdem das griechische Pathos damals gerade nicht von dem Gegensatz gegen Persien zehrte. Die Hellenen wurden durch makedonische Besatzungen zu Theben, Chalkis, Korinth und Ambrakia in Gehorsam gehalten, und schon standen makedonische Truppen auf kleinasiatischem Boden, als Philipps Ermordung zu Ägä dem Unternehmen scheinbar ein Ende bereitete.

Mit Philipp war Hellas in die Botmäßigkeit eines solchen gekommen, der anders verfuhr als alle bisher bekannten Tyrannen, ja als alle Hellenen überhaupt: zernichtend, wo es ihm diente, sonst aber fähig, die vorhandenen Kräfte nicht zu fürchten, sondern in seinen Dienst zu nehmen. Neben ihm sinken langweilige Zelebritäten wie *Agesilaos* ins Dunkel; dafür regt sich auf einmal eine merkwürdige Sympathie gebildeter Griechen für das Monarchische; von dem äußern Griechenland, das sich an seinem Hofe bildete, gibt bereits *Isokrates* im „*Philippos*“ (19) zu, daß es aus nicht unbekanntem und nicht unverständigen Männern bestanden habe, und daß deren Umgang ihm bei Erweiterung seiner Herrschaft sehr nützlich gewesen sei. Man griff es mit Händen, daß dieser Mensch vollkommen der Schöpfer seines eigenen Glückes war, indem er, aus tiefster Gefahr emporgekommen, seinen Staat neu organisiert, sein Heer geschaffen und ein Reich gegründet hatte, wie das makedonische nun war; aber freilich mit der hellenischen *Polis* im alten Sinn hatte es nun ein Ende.

Indem wir nun zur Betrachtung des damaligen griechischen *Privatlebens* übergehen, beginnen wir mit einem Phänomen, das uns schon früher mehrfach beschäftigt hat, der *Abwendung vom Staate*. Es gab eine alte theoretische Überzeugung, daß es „unschicklich“ sei, wenn man außerhalb seiner Heimat lebe, und die Gesetzgebung und Praxis tyrannischer *Poleis* tat gewiß das Übrige, damit man das zwangsweise Bleiben gerne antiquarisch beschönigte. Mit der Zeit fiel es dann allerdings auf, daß schon

Simonides nach Sizilien gegangen, Äschylos ebendort und Euripides in Makedonien gestorben war, Herodot in Thurii gelebt hatte. Aber geschehen war es eben, und nun mochte das Flüchten außer Landes von dem Zwangsstaate, so lange derselbe dauerte, immerhin, wie in den Jahren 1793 und 1794 die Emigration, als ein Verbrechen geahndet, und wenn es vollends als eine Flucht vor dem Kriegsdienst eingeklagt werden konnte, in wilder Rede, wie der des Lykurg gegen Leokrates, als todeswürdig bezeichnet werden, die Staatsflucht ließ sich dadurch nicht aufhalten, und schlimm war für die Polis, daß auch die Bedeutendsten, welche dablieben, doch ihrem Pathos, wovon sie zu leben vermeinte, so gründlich aus dem Wege gingen. Um von ihr nicht verschlungen zu werden, was das Los derjenigen war, die recht „tugendhaft“ geworden waren und dabei *im* Staate leben wollten, blieben allerdings die Klügern daheim und ließen über sich ergehen, was da kam; aber sie verfügte, gerade *weil* sie ihre Macht über alle Begriffe hinaufgeschraubt hatte, über den innern Menschen nicht mehr; die Phantasie der Leute entwich ihr und weilte bei Philosophie, Lebensgenuß und wo immer sonst.

So tritt uns nun in der Gestalt des Isokrates die leibhafte Eloquenz als Privatbeschäftigung entgegen. Unter den drei Ruhmestiteln, die er hinterlassen haben soll, soll auch der der höchsten Sophrosyne gewesen sein, „weil er sich vom Staate fern gehalten und dabei beharrt habe, mit den bürgerlichen Angelegenheiten nichts zu tun zu haben“. Sein freiwilliger Tod bei der Kunde von Chäronea erschien daneben freilich als der höchste Beweis von Freiheit¹. Besonders aber tritt uns die Abwendung vom Staate in Verbindung mit der negativen und (in den Utopien) positiven Kritik desselben bei den *Philosophen* entgegen. Wir haben bei Betrachtung der freien Persönlichkeit gesehen, wie die Freiheit zum Teil gerade darin besteht, daß man sich um seine Polis nicht kümmert²; ist man dazu gar noch arm, so kümmert sie sich auch

¹ Paus. I, 18, 8. — ² Vgl. Band II, S. 406 f.

nicht um einen. Diesen Weg geht einer nach dem andern. Was Plato betrifft, so haben wir von ihm jenen denkwürdigen Satz über den Philosophen, der die Straße zur Agora und Pnyx nicht kennt¹, Antisthenes und Diogenes stellen sich ganz und gar als Kosmopoliten dar; besonders kommt hier auch Aristipp und die Sekte der Hedoniker in Betracht; der abgeschmackte philiströse Egoismus erklärt aus ihrem Munde, daß der Philosoph überall ein Fremder sei. Und nicht minder schlägt das (an und für sich auf vieles Reisen angewiesene) sammelnde Wissen diese Richtung ein. Demokrit, Hippokrates und Eudoxos und von den Historikern Ephoros und Theopomp finden sich hier zusammen; der große Aristoteles ließ das aktive Athen ganz bei Seite, gelangte aber durch seine theoretische Betrachtung des Staates zur Anerkennung mehrerer berechtigter Staatsgestalten und steht so nicht bloß außerhalb des konkreten Staates, sondern über demselben²; bei Epikur endlich, der sich mit seiner Aufforderung, im Verborgenen zu leben, nicht nur dem Staat, sondern auch der Notorietät entzieht, ist Staatsverachtung und Menschenverachtung beisammen, vielleicht auch Sorge vor der Bosheit der Menschen und ihrer geringen Neigung und Fähigkeit, andere (und namentlich Ausgezeichnetere) glücklich zu machen oder auch nur deren Glück zu dulden.

Eine besondere Form, die die Abwendung vom Staat in dem demokratischen Athen annimmt, ist das Preisen des in alter Zeit Eingerichteten und seither stationär Gebliebenen, der demokratischen Entwicklung Entzogenen, vor allem Ägyptens, wozu noch die große Begeisterung aller Oligarchen für Sparta kommt, in welchem man dann eine Nachbildung Ägyptens sah. Diese Philägyptie findet sich nicht nur bei Plato, der dafür bekannt ist, sondern auch Isokrates redet bei Gelegenheit so. Man wird an die Vorliebe einiger Aufklärer des 18. Jahrhunderts für China erinnert.

¹ Band II, S. 245 ff. — ² Vgl. Band I, S. 270.

Auch eines andern Ideals war man nunmehr müde geworden, nämlich des *agonalen*. Hatte man schon im 5. Jahrhundert den Agon des gegenseitigen sich im Staate Überbietens kennen gelernt und sich damit auf ganz andere Weise als früher zugesetzt, so machten sich jetzt andere das Agonale zurückdrängende Mächte noch in höherem Maße geltend. Schon der Mißkredit der ganzen Spartanerei seit Leuktra mochte etwas zum Sinken alles gymnastisch Agonalen beitragen. Vor allem machten sich aber jetzt die wirklichen Militärs nichts mehr aus den Athleten. Epaminondas verlangte, der Leib des Hopliten solle nicht sowohl athletisch als soldatisch geübt sein. Und auch die Philosophen gaben nichts auf sie. Eine direkte Verleugnung des Agonalen liegt in der Lehre aller Hedoniker, von Aristipp abwärts bis Epikur; mit dem angenehmen Leben ist das „Immer der erste sein wollen“ a priori unverträglich. Aber auch Diogenes war den Kraftmenschen sehr aufsässig. Während er den Söhnen des Xenias, seinen Zöglingen, eine gute gymnastische Erziehung gab, verfolgte er die Berufsathleten mit seinem Witz auf alle Weise.

Was im 5. Jahrhundert der Haupt-Agon gewesen war, nämlich die wetteifernde Geltendmachung im Staat, war damals den Leuten allerdings vielfach auch schon verleidet; die Ruhmsucht hatte ihre schrecklichern Auswege gefunden, von denen wir bereits gesprochen haben; das Gebiet des Wetteifers aber war jetzt am ehesten der Witz, durch den eine Menge von Individuen bekannt wurden. Im übrigen nehmen jetzt Berühmtheiten im Schlemmen und dergleichen überhand, d. h. in dem denkbar antiagonalsten Treiben, wofern man nicht den Wetteifer ins Schlemmen selbst verlegte¹. Und ferner war auch der Reichtum schon sehr der Hauptmaßstab für die Persönlichkeiten: Ein junger Ionier tritt in Athen mit goldbesäumtem Purpurgewand einher; man fragt ihn nach seiner Heimat und er antwortet: „Ich bin reich.“

¹ Man vergleiche die Aufzählungen in verschiedenen Richtungen im 10. Buche des Athenäus.

In der *Poesie* haben alle Gattungen ihre großen Leistungen hinter sich, und der zeitgenössischen Produktion in den idealen Gattungen muß ein merkwürdiger Unglaube gefolgt sein, so daß sie es, wie bedeutend sie auch an sich gewesen wäre, doch zu keinem Ruhme gebracht haben würde. Das Epos ist dahin; zwar lebte noch zu der Zeit Lysanders Antimachos; aber nach den Fragmenten zu urteilen, war seine Thebais schon so künstlich antiquarisch gemacht, wie die Argonautika des Apollonios. Auch die Elegie stirbt weg oder schrumpft zum Epigramm ein; die höhere Lyrik ist mit Pindar gestorben; mit dem attischen Tragödiwesen, welches das ganze Jahrhundert hindurch in regelmäßigem Gange fort dauerte, steht es so, daß sich davon sozusagen nichts erhalten hat, und einigermaßen berühmt werden nur die Einzelschauspieler. Die Poesie erlag eben der Politik und der Philosophie; der erste beste Schwätzer verdunkelte jeden Dichter und anderseits wurden die Menschen, welche die Träger der Dichtung hätten sein können, durch die Demokratie verschüchtert und ausgerottet. Auch das alte Publikum war verschwunden, jenes vornehme Griechenland, das einst an den großen Agonalstätten gegläntzt hatte, und für das Epinikien, Hymenäen und Threnoi gedichtet worden waren, und das Symposion war sozial vergiftet. Stille Poesie aber gab es noch nicht, oder, wo sie war, blieb sie im Dunkel. Dafür lebt damals, was zum Vergnügen dient, nämlich vor allem die mittlere und neuere Komödie und der große Musikbetrieb mit all dem Virtuositentum, dessen Stätte der neuere Dithyrambus ist, und mit den vielen Chören beim Kultus, wofür die politische Brand-schatzung der Reichen noch immer die Mittel bietet. Wie aber statt des gestorbenen Staates eine Politik als Wissenschaft ersteht, so erhält man mit der Abwendung von der Praxis der Poesie in der damaligen Zeit doch wenigstens die Theorie: Aristoteles schafft seine Poetik.

Die allein unangegriffene Kraft im Leben des 4. Jahrhunderts war die bildende Kunst. Weil sie das ungeheure Glück hatte, für banausisch zu gelten, hatte sie nur

wahrhaft Berufene für sich. Ihr konnte die Rhetorik und Philosophie nicht beikommen, sie nicht in ihr Gerede auflösen, und Platos fromme Wünsche, es möchte weniger des Bildwerks auf Erden geben und mehr im ägyptischen Stil, blieben unerfüllt. Die Kunst hatte das Glück, den großen Maßstab des Wollens aus dem 5. Jahrhundert völlig beibehalten zu können und ein ebenso hohes Vollbringen unter Behauptung der vollen Naivität darauf zu wenden. Sie war nicht wie das Drama von einem einmaligen Gelingen durch Kampfrichterspruch abhängig oder gar durch gemeine Theatrokratie; sie hatte keine Parodie neben sich gehabt, wie Euripides den Aristophanes; sie war nicht verflochten worden in den allgemeinen Auflösungsprozeß vom Ende des 5. Jahrhunderts. Mit völlig ungeschwächten Kräften trat sie in die neuere Zeit hinüber und entfaltete jetzt erst die volle hellenische Herrlichkeit; jetzt erst trägt sie völlig süße Früchte. Und dabei ist sie unabhängig von allem politischen Elend, unempfindlich für Leuktra, Mantinea und Chäroneia, und schon mag ihr auch der beginnende Privatluxus hie und da freundlich entgegenkommen. — Die Künstler sind nun aber auch die letzten, welche die Götter neu geschaut und ihnen die definitive Kunstform gegeben haben. Der mehr subjektive Geist dieser Zeit trifft das tiefere Pathos, den erregtern Gemütsausdruck; es kommen die Götter der Begeisterung, der Sehnsucht und Wehmut, es kommt das Träumerische, es kommt der höchste Reiz und Schmelz der Form, aus welcher wunderbare innere Eigenschaften zu leuchten beginnen.

Was das *gesellschaftliche Leben* betrifft, so macht sich im 4. Jahrhundert der Ton der Geistreichigkeit und Heiterkeit über alles Maß hinaus geltend. Die Griechen hatten von jeher an dergleichen Freude gehabt, ja es wurde ganzen Bevölkerungen nachgesagt, daß sie das Lachen nicht halten könnten¹; jetzt wurde dasselbe

¹ Vgl. die Athenäus VI, 79 von den Tiryinthiern mitgeteilte Geschichte. Ebenda eine Überlieferung, wonach die Leute von Phästos auf Kreta besonders witzig gewesen wären.

förmlich nervös, und in der *Sucht* nach Heiterkeit, der positiven Verschwörung gegen den Ernst, die übrigens noch lange keinen Optimismus der Weltanschauung involviert, zeigt sich eine deutliche Veränderung gegen früher¹. Dieses Behagen am Gelächter und Spott jeder Gattung, das seine Parallelen in der Hedonik Aristipps und im Vorwalten der mittlern und neuern Komödie vor aller andern Poesie hat, spricht besonders aus den *Sammlungen von Witz*, die in dieser Zeit angelegt zu werden beginnen, und von denen Athenäus uns manches mitteilt. Uns erscheint daraus nicht alles witzig; man nahm offenbar auch mit magerer Ware vorlieb; doch ist nicht zu vergessen, daß der Grieche auch als Witz mitnahm, was eben nur sehr einfach und treffend gesagt war; daß es doch wirkte, zeigt vielleicht, wie neu der Witz überhaupt noch war. In Athen war ein klassischer Ort für die Witzemacher der Heraklestempel im Demos Diomeia, nahe beim Kynosarges. Hier kamen ihrer sechzig zusammen, und wenn ein Bonmot in der ganzen Stadt herumlief, hieß es nur: „Die Sechzig haben es gesagt.“ Für diese sandte Philipp von Makedonien ein Talent und beauftragte gewisse Leute, das, was dort gesagt wurde, für ihn aufzuschreiben und ihm zu senden, ähnlich wie im 18. Jahrhundert fremde Fürsten ihre Rapporteurs in Pariser Salons hielten. Ob auch agents provocateurs Philipps darunter waren, wissen wir nicht; jedenfalls aber wollte er die Griechen auch von dieser Seite kennen und ein Grieche sein, wie dies in anderer Weise und im Geist einer andern Zeit durch politische Sympathie und Teilnahme an den Agonen sein Vorfahr Alexandros Philhellen gewesen war.

Eine wahre Pest für das Symposion müssen die unaufhörlichen Rätselfragen gewesen sein, die man sich beim Gelage aufgab, mit Trinkstrafen für den, der sie nicht lösen konnte. Es ist dies wahrscheinlich schon eine uralte Sitte, die aber in dieser Zeit in ganz besondern Schwung kam und äußerst populär war; sonst würden

¹ Über diese Heiterkeit vgl. Nietzsche *Geburt der Tragödie*.

erstermal wieder einen Aal aus dem kopaischen See in seine Gewalt bekommt, sehr ausführlich gegeben und von der besten Komik¹, und auch das Schlaraffenland bei seinen Zeitgenossen Telekleides und Pherekrates lautet schon sehr gefräßig. Neu und nur bei der völligen Abwendung vom Staat und vom agonalen Wesen erklärlich ist dagegen, daß nun der genußsüchtige Privatphilister in einer eigenen philosophischen Sekte als Hedoniker auftreten, zum Unterschiede von den Zynikern sein Programm entwickeln und seine bis heute gültige Moral theoretisch und praktisch an den Tag legen kann, neu ist, daß Genüßlinge wie der üppige Polyarchos mit solcher Weisheit umherreisen und sie Männern wie Archytas und dessen Genossen vortragen können, neu aber besonders auch, daß das Prassen in den Vordergrund der Poesie tritt und daß die ganze attische Komödie daraus ein Hauptsubstrat entnehmen kann. Wir haben früher² gesehen, wie die mittlere Komödie in dieser Beziehung an den Sikelioten Epicharm anknüpfen konnte, von dessen Fragmenten wohl drei Viertel aus Feinschmecker-geschichten bestehen. Das theoretische und didaktische Accompagnement dazu aber gaben die Eßdichter mit ihren poetischen Kochbüchern³, die ihren Ursprung gleichfalls in Sizilien haben, wie überhaupt die „sizilischen Tische“ sprichwörtlich waren.

Vor allem ist das Symposion im Privathaus jetzt nicht mehr alles, sondern man mied jetzt auch die öffentliche Wirtschaft (*καπηλείον*) nicht mehr, und besonders das geringere Volk muß solche stark frequentiert haben, vielleicht, weil das gute Essen in der Garküche besser gedieh als zu Hause. Als Diogenes, in einer solchen frühstückend, den vorübergehenden Demosthenes herbeirief und dieser nicht kommen wollte, fragte er ihn: „Schämst du dich? Dein Herr (der Demos) tritt alle Tage herein⁴.“ So hübsch es gegeben ist, klingt es im Grunde doch sehr traurig, wenn z. B. bei Antiphanes eine Person nach Darlegung aller Gefahren, die dem Menschen von der

¹ Acharner 885. — ² Vgl. Band II, S. 339f.

³ Vgl. Band II, S. 201f. — ⁴ Aelian Var. Hist. IX, 19.

sie geben sich gerne als wissenschaftlich, erlauben sich Prahlereien literarischer und philosophischer Art, und es ziert sie, wenn sie sich auf das Opfern verstehen. Und das dauert dann bis in die Diadochenzeit hinein, da einer sich rühmt, daß er dem König Nikomedes zuerst zwölf Tagereisen weit ins Binnenland Sardellen geliefert habe, die er aus Rüben zuschnitt und mit der gehörigen Sauce zubereitete; denn „in nichts unterscheidet sich der Koch vom Dichter, liegt doch für beide die Kunst im Genie¹“. Man ist bei der Lektüre des Athenäus froh, wenn es etwa einmal heißt: „Genug von den Köchen.“

Ein Spezifikum dieser Zeit ist der *Parasit*, dessen in tausend Farben spielendes Wesen von Ribbeck² eine so hübsche Beleuchtung erfahren hat. Wie die ganze Feinschmeckerei bei den Sikelioten schon hundert Jahre früher entwickelt und von ihnen her der ewige große Opferdampf nach Athen gequalmt war, so treffen wir dort auch diese Gestalt zuerst, und schon Epicharm in seiner Elpis hat das Bild derselben treu gezeichnet³. Auch in Athen war die Sache schon im 5. Jahrhundert vorhanden, nur hießen diese Leute damals *Kólakes* (Schmeichler)⁴. An einer Stelle aus dem Stücke des Eupolis, das diesen Namen führte, und das auf den reichen Verschwender Kallias gemünzt war, schildern sie sich bereits, wie sie sich an einen reichen Einfältigen mit dickem Lob herandrängen, um bei ihm zu schmarnetzen, dabei aber viele zierliche Dinge sagen müssen, wenn sie nicht vor die Türe gesetzt sein wollen. In einem Zeitalter hoher

¹ Athen. I, 15. — ² Kolax, eine ethologische Studie. Leipzig 1885.

³ Athen. VI, 28. Sein Parasit sagt: Ich speise, mit wem ich will, er braucht mich bloß zu rufen, und auch bei dem, der mich nicht will, er braucht mich nicht zu rufen. Da bin ich ein charmanter Mann und errege viel Gelächter und lobe den Gastgeber. Und wenn einer ihm widersprechen will, schimpfe und schelte ich. Hierauf esse und trinke ich tüchtig und gehe fort. Kein Sklave trägt mir eine Leuchte vor. Ich schleiche, in den Pfützen ausgleitend, allein durch das Dunkel usw.

⁴ Der Name Parasit selbst wurde ursprünglich für den Teilnehmer an einer ganz ehrwürdigen Opfergenossenschaft gebraucht.

sozialer Bildung taucht eben hier ein ganz besonderes Wesen auf, nur erklärlich durch das Zusammentreffen tiefen Hasses gegen die Arbeit mit großer Biegsamkeit und Gewandtheit und großem Bedürfnis des Wohllebens. In ihm ist der genußsüchtige Grieche um den Preis der Ehrlosigkeit antibanaisch; er ist aber ein unvermeidliches Komplement der antibanaischen Welt, und im Grunde ist der Protektor die noch widrigere Figur mit seinem unbedingten Bedürfnis nach Geselligkeit, Zeitvertreib und Schmeichelreden, wozu noch der Wunsch kommt, jemand zu haben, der den Rücken für seine Laune herhält.

In den kräftigen politischen Zeiten hätte nun schon das echte Symposion eine solche Wucherpflanze nicht geduldet; diese wächst auf dem Boden einer korrumpierten, wenn auch noch geistreichen Geselligkeit, da man auf das Privatleben reduziert und das Symposion durch die Genußsucht völlig ausgeartet ist, ja man kann sagen, daß das Symposion, so weit es sie regelmäßig duldet, als Form der Geselligkeit gerichtet sei. Der Parasit macht vor allem mit und insinuiert sich damit, daß er seine Liebe aufs wärmste beteuert, zu allem ja sagt, was man von ihm wünscht, nie einen andern Geschmack als der Herr hat und ihn in einer Weise, welche die heutige Welt nicht mehr prästieren könnte, obligatorisch bewundert. Zu diesem Zwecke hält man ihn; denn man kann ja an Ruhm und Ehre nicht genug bekommen. Je nachdem behandelt man ihn aber so herzlos als möglich, wirft ihm die größten Knochen an den Kopf, daß er Wunden davonträgt, ohne daß er böse werden darf — denn „man soll nicht Parasit sein, wenn man empfindlich ist¹“ — und bedient sich seiner als eines Hauptfressenden andern gegenüber, ja eines Hausknechts, der angetrunkene Gäste zum Hause hinauswerfen muß, und da er keinerlei Stolz an den Tag legen darf, kann er sich nicht weigern, etwa auch ein Verbrechen für seinen Herrn zu begehen, falsches Zeugnis abzulegen und dergleichen.

¹ Diphilos bei Athen. VI, 51.

erinnen wollen nicht nur die Heiligkeit des Ehebettes streng erhalten wissen, sondern sie wollen den Mann beglücken, sie verlangen einfaches Leben, einfache Tracht, Enthaltung von den lärmenden Gottesdiensten, Beschränkung auf die volkstümlichen Opfer an die Stadtgottheit, und im übrigen Eingezogenheit und reinen Wandel, kurz sie stellen sich in jeder Beziehung als Frauen besserer Art dar.

Sehr übel kontrastiert nun aber mit diesen edlern Zügen die sonstige *Üppigkeit der Zeit*. Aus der *Männerliebe* verschwindet allmählich die ethische Prätension. Von Sparta abgesehen, wo wir sie besonders bei Agesilaos und dann etwa noch bei Spät-Spartanern finden, dürfte der letzte Fall, da sie sich für ideal gibt, der der heiligen Schar von Theben sein, die bei Chäronea im Tode noch Philipps Bewunderung erregte. Alexanders Verhältnis zu Hephästion ist dann schon das von zwei Gleichen, nicht das des Liebenden zum Geliebten. Im übrigen aber überwog auf diesem Gebiete das Sinnliche.

Und nun gar das *Hetärenleben*. Neu ist dasselbe an sich so wenig als der übrige Sinnengenuß, wohl aber geht selbst über das 5. Jahrhundert hinaus, daß die Hetäre eine so große Stelle in der öffentlichen Aufmerksamkeit einnimmt, wie dies jetzt der Fall ist, und daß die Komödie so starken Gebrauch von ihr machen kann. Wir haben es mit einem offenbar enormen Interesse zu tun, welches wiederum stark von der Abwesenheit der höhern Ziele des Lebens zeugt. Die Dichter beschäftigen sich mit den Hetären auf Schritt und Tritt, und zwar sowohl mit den unfreien, die von einem Kuppler verliehen oder verkauft werden, nachdem sie die entsprechende Erziehung erhalten haben, als mit den freien, die ein großes Haus machen. Oft tun sie es in ungünstigem Sinne, indem sie sie ihrer Raubsucht und Ausbeutekunst wegen mit den Ungetümen des Mythos vergleichen. Gerne höhnt man sie auch wegen der Schminke und der übrigen Toilettenkünste¹, womit sie körperliche Mängel zu verdecken

¹ Z. B. Eubulos bei Athen. XIII, 6 und Alexis ebenda 25.

bestrebt sind. Dann aber kennen die männlichen Dichter von ihnen doch auch wieder Züge des gemütlichen und lebenswürdigen Wesens; sie erscheinen als reizende Trösterinnen bei übeln Stimmungen ihrer Freunde und machen dem Namen Hetäre (Freundin) in Wahrheit Ehre; wenn man in einem Fragment des Eubulos das Wort liest: „Wie niedlich sie zu essen wußte“, erinnert man sich unwillkürlich daran, wie sich dieselbe Empfindung in Goethes Philine ausspricht. — Es war nun eben die Zeit der großen Hetären, welche vor allem in Griechenland nicht in einem Harem verschwanden, sondern öffentliche Charaktere blieben. Namen werden uns in Menge genannt. Athenäus bringt an einer Stelle¹ fünf Autoren vor, welche über die Hetären in Athen Bücher geschrieben; und darunter sind hervorragende Gelehrte wie Apollodor und Aristophanes von Byzanz. Aus diesen Quellen stammen die vielen Hetärenwitze, die uns überliefert werden. Dieselben sind zum Teil nicht unfein²; denn es gab einige Hetären, welche Bildung hatten; eine gewisse Gnathäna schrieb sogar ein Tafelgesetz (*νόμος συσσιτικός*) als Parodie auf die philosophischen Schriften dieser Art.

Nach einer Hauptstelle bei Pseudo-Demosthenes³ hatte man die Hetären des Vergnügens wegen, Keksweiber unfreien Standes (*παλλακαί*) für den täglichen Gebrauch, die Ehefrauen, um rechtmäßige Kinder zu erzeugen und um zuverlässige Verwalterinnen des Hauswesens an ihnen zu haben. Wurde eine Hetäre Mutter, so setzte sie gewiß oft das Kind aus, besonders wenn es ein Mädchen war. — Wer aber die ganze Roheit und Gemeinheit des wirklichen Kuppler- und Hetärenwesens kennen lernen will, der findet ein Bild, wie es nicht abschreckender gedacht werden kann, in der fälschlich dem Demosthenes zugeschriebenen Rede gegen Neära.

¹ Athen. XIII. 21.

² Glykera sagt z. B. zu dem Philosophen Stilpon mit Anspielung auf die Nachrede des *διαφθείρειν τοὺς νέους* [daß sie die Jugend verdürben]: Für die Unglücklichen macht es keinen Unterschied, ob sie mit der Hetäre oder dem Philosophen leben.

³ In Neaer. 122.

lehrt die Hauptklage des Demosthenes. Auch wurde an dessen Gegner Meidias getadelt, daß er außer seinem Hause in Athen noch einen palastähnlichen Bau in Eleusis aufführte, daß er bei Mysterien und andern Anlässen mit einem prächtigen, aus Sikyon bezogenen weißen Gespann auffuhr, daß er selber nach Weiberart auf einem silberbeschlagenen euböischen Lehnsattel ritt, zahlreiche Diener, glänzende Gewänder und Prachtgefäße hatte. Wir müssen sagen: wenn *dies* Exzesse waren, so stand es mit dem damaligen attischen Luxus der notorisch Reichen nicht sehr gefährlich. Das Volk aber betrachtete offenbar den Privatluxus als einen Raub an ihm selbst.

Wie es in Athen war, wird es wohl in allen größern Städten gewesen sein: das Geld war schon sehr der Hauptmaßstab der Dinge. Indes war es doch nicht der einzige Maßstab, und so behauptete sich zunächst bei vielen antibanausische Gesinnung genug, um das *Armbleiben* dem Erwerb vorzuziehen. An diesem klebte eben immer noch teilweise ein Makel, auch wenn er, wie dies bei den Trapeziten, den Vermittlern des Geldverkehrs, der Fall war, viel einbrachte, und außerdem hatte der Reichtum, sobald er anerkannt war, seine Lasten und Gefahren, wie vielleicht außer in den Ländern des Islam in keinem Zeitraum höherer Kultur. Auch fiel, im Vergleich zu unserer Welt, ein Motiv des Reichwerdenmüssens noch immer weg: die soziale Distinktion hing nicht am Reichtum, sondern an der geistigen und leiblichen Gymnastik; auch die Frauen drängten die Männer nicht zum Reichwerden. Einen schönen Preis der ehrbaren und fähigen Armut enthält die Selbstverteidigung der Penia im Plutos des Aristophanes (507 ff.), welcher überhaupt für den Anfang des Jahrhunderts eine Hauptaussage über die sozialen Verhältnisse ist; die Armut weist daselbst nach, wie sie die Mutter aller Künste und Fortschritte sei und sich sehr wohl von der Bettelhaftigkeit unterscheidet. Wenn man auf das Genießen — wozu freilich das Leben sehr einlud — verzichtete und nicht Parasit wurde, konnte man bei sehr geringem Besitz als geistvoller Mann etwas bedeuten,

und so lernen wir denn eine sublimen Gesellschaft unabhängiger Persönlichkeiten kennen, welche arm bleiben wollten. Hierher gehören, wie früher dargelegt wurde¹, die Philosophen größtenteils, vor allem die Zyniker und die Pythagoreer, aber auch der Musiker Philoxenos soll sein reiches Hauswesen mit dem Worte verlassen haben:

„Diese Güter sollen nicht mit mir fertig werden, sondern ich mit ihrer Besorgung.“ Diese Leute lebten mit einem Minimum, was ihnen durch das Klima erleichtert wurde, und hatten dabei den Willen, etwas Großes zu leisten, ähnlich wie es in unserer, ein solches Leben viel mehr erschwerenden Zeit der Conte Borghesi auf San Marino durchgesetzt hat, der dreißig Jahre fast von nichts lebte und daneben die bedeutendsten Werke schuf².

Und daneben treten auch einige hervor, welche angebotenen Reichtum abzuweisen im Stande sind, wie dies im 5. Jahrhundert Aristides und Ephialtes getan hatten. Sprichwörtlich hiefür sind die beiden großen Thebaner. Epaminondas, bei dem wir uns daran erinnern dürfen, daß er der pythagoreischen Tradition folgte, refüsierte dem Iason von Pherä 50 Goldstücke, entlehnte beim Einfall in den Peloponnes 50 Drachmen, und als sein Schildträger von einem Gefangenen Geld annahm, sagte er: „Gib mir den Schild und kaufe dir einen Kramladen und lebe darin; denn du wirst keine Gefahr mehr bestehen wollen, wenn du ein reicher Mann geworden bist³.“ Er selbst soll später 30 000 Drachmen des Perserkönigs zurückgewiesen haben. Für Athen aber bietet das große Beispiel solcher Unabhängigkeit *Phokion*. Derselbe ist, wie er uns bei Plutarch geschildert wird, die lebendige Kritik alles in seiner Stadt und zu seiner Zeit Geschehenden. Es erscheint uns zwar etwas perikleisch forciert, wenn wir lesen, daß kein Athener ihn je lachen oder weinen noch in einem öffentlichen Bade baden noch

¹ Vgl. Band II, S. 406 ff.

² [Graf Bartolommeo Borghesi, 1781—1860, veröffentlichte bedeutende Arbeiten zur römischen Inschriften- und Münzkunde].

³ Plut. reg. apophth. Epam. 21. — [Eine Drachme = etwa 80 Pfennig].

mit der Hand außerhalb des Überwurfs gestikulieren sah; aber sehr ehrenwert ist doch seine innere Unabhängigkeit von der jedesmaligen Tendenz und Unternehmung der Athener. Wie er als Privatmann den Mut hat, sich einer Opferkollekte zu entziehen, indem er auf seine noch unbezahlten Gläubiger hinweist, so läßt er sich auch in politischen Dingen von seinen Mitbürgern nicht mitreißen. Er sagt ihnen, da sie bei einem Grenzhandel mit den Böotiern dreinschlagen wollen, sie möchten doch lieber mit Reden, worin sie stärker, als mit Waffen, worin sie schwächer seien, kämpfen; er mahnt angesichts der schlechten kriegerischen Aussichten vor Chäronea vom Kriege ab und mit ebenso wenig Erfolg hernach vom lamischen Kriege, er will sich auch später zu keiner Fürbitte um Wegnahme der makedonischen Besatzung hergeben, wohl indem er findet, Athen habe jetzt den Zustand, bei dem zu leben sei; es hat wirklich innere Wahrheit, wenn erzählt wird, als einst ein Orakel verlesen wurde, wonach bei einmütigem Wollen aller Athener *ein* Mann anders als die ganze Stadt denken würde, habe er gesagt: „Man mache sich keine Mühe, *ich* bin gemeint.“ Und dieser nämliche Mann wies Alexanders Geschenk von hundert Talenten zurück und erwiderte den Gesandten, die ihm sagten, er sei der einzige Mensch, den der König für edeltrefflich halte: „So soll er mich denn so bleiben lassen¹.“ Und ebenso wies er den mit seinen Schätzen nach Athen gekommenen Harpalos barsch ab, dem es dann freilich gelang, sich an seinen Eidam festzunesteln, und nahm auch später so wenig für seinen Sohn als für sich das nochmals angebotene makedonische Geld an. Als freilich bei dem Kampfe der unter sich konkurrierenden makedonischen Machthaber Polysperchon Sieger blieb und die Demokratie herstellte, mußte Phokion dem Hasse der wieder über den Staat gekommenen Demagogen und Sykophanten

¹ Plut. Phok. 18. Als sie ihm dann in sein Haus nachfolgten, sollen sie seine Frau haben Brot kneten sehen, ihn selbst aber Wasser aus dem Brunnen ziehen, um sich die Füße zu waschen; wahrscheinlich hatte er keinen Sklaven.

V.

DER HELLENISTISCHE MENSCH

Während in Hellas gegenüber dem Leben im Staate das Privatleben in den Vordergrund tritt, nimmt eine Gewaltsnatur (*μεγάλη φύσις*) im riesigen Sinne, welt-historisch im höchsten Grade, das Schicksal von Griechen-land, Orient und aller Nachwelt auf ihre Schultern, ein Mann, der dazu berufen ist, die Welt zu hellenisieren, selbst über seinen individuellen Willen hinaus: *Alexander der Große*.

Seit der Heimkehr der Zehntausend Xenophons hatte man in Hellas im allgemeinen Kunde von der relativen Leichtigkeit der in Asien winkenden Beute. Die Ver-ruchtheit des mit griechischer Intelligenz verbündeten jüngern Kyros, dazu der bekannte Zustand des Achäme-nidenhofes unter dem Eunuchen Bagoas¹ mußte den Leuten die Augen darüber öffnen, daß die größte der alten Weltmonarchien, die über lauter Trümmern von alten Königsburgen und Tempeln errichtet war, im Ver-fall begriffen sei. Die Außenlande befanden sich durch den Abfall ihrer Bewohner in einem Zustand beständiger Zerfaserung; auch im Innern fürchtete man sich vor unbotmäßigen Satrapen und Provinzen, gegen Griechen-land hielt man sich vermitteltst der Bestechung griechi-scher Staaten und der Söldnerwerbung, dazu kam die Aushöhlung der Ormuzd-Religion und der alten Sitte, von welcher der Epilog zur Kyrupädie eine Vorstellung gibt.

Hätte sich nun aber das Reich ohne Zutun der Griechen aufgelöst, so wäre das vermutliche Schicksal der Einzel-

¹ Vgl. oben S. 201.

völker gewesen, daß sie sich in ihre ausgelebten, aber halsstarrig festgehaltenen Spezialkulturen gehüllt hätten. Palästina z. B. würde sich wohl als aramäisch redender Erdenwinkel, den Heiden ewig unverständlich, abgesperrt haben; was aus einem dauernd von der übrigen Welt getrennten Ägypten geworden wäre, können wir uns kaum denken; den Orient im großen würden wohl (wie später die Parther) irgend welche turanische Völker oder gar die Mongolen, die Alexander dann so wohlweislich absperrete, als rohe Ausfresser verzehrt und die frühere persische Kultur heruntergebracht haben; die Römer hätten sich schwerlich weit damit eingelassen. Und was wäre ohne Alexander aus den Griechen selbst geworden? Wir würden wahrscheinlich wenig von ihnen wissen und dies Wenige nicht zu wissen begehren. Unter sich verstanden sie fast nur noch, einander zu mißhandeln, und ihre Faktionskämpfe von Staat gegen Staat sowie inner-halb der Staaten riefen fast unvermeidlich und perman-ent irgend ein Ausland zur Intervention herbei, wäh-rend ihre kolonialen Außenposten fast überall durch bar-barische Völker bewältigt wurden oder schrecklichen Experimenten, wie denen der sizilischen Tyrannen, an-heimfielen. Ohne ein starkes Makedonien und die Existenz anderer hellenistischer Königreiche wäre die Nation wohl schlimmern Herren anheimgefallen, vielleicht ihren eigenen, roh gebliebenen Ätolern oder nordischen Bar-baren wie den Illyriern, Triballern usw.; oder es hätte gar statt Roms Karthago, das, wenn es Geld hatte, im Handkehrum ein Heer von dreißig Myriaden werben konnte, Korinth zerstört.

Aber die Griechen hatten ihre Bildung, welche allein fähig war, die ganze übrige Welt zu begreifen und aus-zudeuten, und ihr Geist hatte jene höchste Mitteilbarkeit in Poesie, Kunst und Philosophie. Dieser Bildung und ihren beweglichen Trägern konnte nur eine große Helle-nisierung der Welt den Weg zu den andern Nationen bahnen, und diese war nur durch einen großen Eroberer zu bewirken.

Da erbietet sich Makedonien, diese griechische Nation zu

Glanz, Sieg und Rache hinauszuführen. Mit Griechentum eben zu dem Grade erfüllt, daß sie den Griechen nicht als etwas ganz Heterogenes erscheinen kann¹, bringt diese Macht die Vorteile ihres Militärkönigtums mit sich und damit ein Kriegswesen, das ihr alle politischen Institutionen, ja die Nationalität selbst ersetzt. Sie genießt, wenn sie will, bereits die Heeresfolge von Thrakien, Thessalien und Epirus, verlangt aber einstweilen unter Philipp von den Griechen südlich Böotiens, wie wir gesehen haben, keine Unterwerfung, sondern begnügt sich mit deren Ohnmacht, worin sie die Bürgschaft findet, daß ihre Herrschaft im Norden nicht gestört wird, und geht nun, obwohl die eigentliche Feindschaft gegen Persien im damaligen Griechenland im Erlöschen und der Kampf kein nationales Ideal mehr ist, in der längst bekannten Art vor, die Anführerschaft über die Griechen dadurch zu suchen, daß sie die Bekämpfung Persiens verspricht.

Und nun geht in dem Moment, da der Perserkrieg beginnen soll, die Führung durch Philipps Ermordung (336) auf Alexander über. Dieser ist dem Vater ähnlich und doch wieder unendlich unähnlich, ohne dessen berechnende, kalte Intrige und völlig ohne dessen possenhaften Zug, vielmehr eine hochpathetische Natur, durch seine Mutter aber, die geheimnisvolle und entsetzliche Äakidin Olympias, der ihr superstitiöses und orgiastisches Treiben, ihre Wirtschaft mit Schlangen usw. den Ausdruck einer verwegenen Kraft und schrecklichen Leidenschaftlichkeit gibt, scheint er mit einer furchtbaren Naturmacht zusammenzuhängen². Und zu diesem Vater und

¹ Philipps Verhalten gegen Griechenland war noch lange nicht das Napoleons zum Rheinbund; die Makedonier waren doch teilweise schon Mitgriechen.

² Als Alexander ihr schreibt, sie möchte ihm einen Koch kaufen, der sich auch auf das Opfern verstehe, antwortet sie: Empfange von deiner Mutter den Koch Pelignas (vielleicht einen italischen Sklaven aus dem Pelignerland); denn dieser weiß von allen Opfern deines väterlichen Stammes, wie sie begangen werden, und auch auf die orgiastischen und bakchischen Opfer und alle Bittopfer, die Olympias darbringt, versteht er sich. Versäume es nicht, empfangen ihn und schreibe mir schleunigst zurück. Athen. XIV, 78.

dieser Mutter kommt der Lehrer Aristoteles. Man hat allerlei Sagen und Konjekturen darüber, wie weit die Belehrung gegangen sei¹, aber wer will wissen, wie *dieser* Lehrer und *dieser* Schüler mit einander verkehrt haben? Daß Alexander eine schwer zu bestimmende, aber wissenschaftliche und lernbegierige Natur war, wollen wir gerne glauben. Es ist das weltgeschichtlich Bedeutendste, was dieser Aristoteles getan hat, daß er Einfluß auf ihn gewann und ihn erzog.

An Geschäften und Krieg wie auch an den furchtbaren Hofwirren nahm Alexander früh teil. Bei Chäroneia sauste er zuerst in die heilige Schar hinein; dagegen war er wohl unbeteiligt am Tode des Vaters und erfuhr die Teilnehmer selber erst allmählich; die Sache reichte möglicherweise tief ins militärische Gefolge hinein, so daß das Erforschen für ihn gar nicht wünschbar war. Auf sichere Kunde von der Teilnahme der Olympias geriet er wahrscheinlich, wollte aber diese, die er für eine große Persönlichkeit scheint gehalten zu haben, auf keine Weise kompromittieren; er selbst ist in der blutigen und düstern Tradition des makedonischen Königshauses nahezu die lichteste und freundlichste Gestalt.

Aus der Krisis, die auf Philipps Tod gegenüber Barbaren und Hellenen folgte, rettete ihn nur Kühnheit. Er züchtigte zunächst die nördlichen Völker, die sich gegen ihn erhoben hatten, und dann mußte Theben, das leider unter den Auspizien des Demosthenes bei aller Hülflosigkeit mit dem leichtsinnigsten Trotz gegen ihn aufgestanden war und die makedonische Besatzung niedergemacht hatte, mit seinem Untergange büßen. Daraufhin konnte er den Heereszug gegen Persien antreten; das Erbe, das ihm Philipp dafür hinterlassen hatte, waren drei Millionen Schulden, der makedonische Heerbann, die Freunde und Gefährten, die Phalanx und der griechische Zuzug je nachdem; denn Hellas war und blieb meuterisch; Sparta hatte sofort erklärt, es sei nicht seine Art, ändern zu

¹ Nach Plutarch Alex. 7 nahm Alexander auch an den schwereren philosophischen Kursen teil und hatte von ihm (ähnlich wie Peter der Große) die Liebhaberei für die ärztliche Kunst.

folgen, sondern andere zu führen. Auch von den andern war eine Erhebung bei jedem falschen Gerücht zu erwarten; es war im Grunde eine kuriose Hegemonie.

Aber Alexander geht über alles Berechnenwollen hinaus; von gesicherter Basis, allmählichem Ausrunden, genau inne gehaltener Proportion von Haupt- und Nebenaufgaben ist bei ihm nicht die Rede, und so ist er selbst militärisch und politisch nicht genau auszurechnen; es ist oft wie eine Laufbahn im Traum; er glaubte, die Fähigkeit zum Siege (*τὸ κρατοῦν*) sei an sich göttlicher Art. Im großen ist er wie eine Art Abenteurer, vor allem aber ein *Entdecker*, der nicht weit genug in der Welt herumfahren kann und hernach mit dem größten Schmerz auf das Gangesland verzichtet; in den einzelnen strategischen Maßregeln dagegen ist er zweckmäßig und wahrscheinlich oft genial; und doch geht im Moment der Aktion der löwenkühne Soldat mit dem Feldherrn durch; so schon in der mit Raserei unternommenen Schlacht am Granikos, wo er die Mitte des Reitergetümmels aufsucht. Wenn irgendwo in der Geschichte, so hat man bei der Betrachtung dieses inkommensurabeln Menschen das Gefühl: hier führt eine allmächtige Hand. Die weltgeschichtliche Veranstaltung, die ihn hinausgeführt hat, ist zu riesig, als daß wir uns dessen erwehren könnten.

Allerdings muß nun auch am persischen Hofe ein Schlendrian und eine Besinnungslosigkeit geherrscht haben, die keinen Namen mehr haben. Hier rächte es sich, daß der Staat Jahre lang unter der Ägide eines Mörders gestanden hatte, dessen Interesse es war, keinen fähigen Achämeniden aufkommen zu lassen. Nachdem bereits Philipp den Krieg in Kleinasien eröffnet hatte, brauchte man noch zwei Jahre zur Rüstung und schlug dann — gegen Memnons Rat — im unrichtigen Augenblick los. Durch die erste große Niederlage ging Kleinasien bis zum Taurus verloren, und Alexander, der hier über seine gefährlichsten Feinde, die griechischen Söldner gesiegt hatte, bekam Zeit, sich einer Landschaft nach der andern zu bemächtigen. Ob er damals in Gordion den berühmten Knoten wirklich durchhauen hat, mag fraglich blei-

ben. Arrian weiß es nicht; uns scheint: er hat ihn weder gelöst noch durchhauen, aber eine Miene gemacht, als wäre dies geschehen, und wer diese Miene machen kann, bezwingt die Welt. Es folgt (333) der Sieg über Dareios selbst bei Issos. Nunmehr fühlt Alexander sich schon völlig als Herr des Perserreiches. „Schreibe nicht mehr an mich als deinesgleichen“, schreibt er dem geschlagenen Könige¹, „sondern als an den König von Asien und Herrn alles des Deinen und dann sage, was du wünschest. Bestreitest du mir aber noch ferner die Herrschaft, so fliehe nicht; ich ziehe gegen dich, wo du auch seiest.“ Seiner Menschlichkeit gegen die gefangenen Frauen liegt vielleicht vor allem das Bewußtsein zu Grunde, daß an diesen für den Orientalen ein Reichsrecht hängt, und ohnehin erbt ja im Orient der Sieger den Harem des Besiegten. Überhaupt aber ist in Alexander keine Ranküne der Grausamkeit; wie schon sein Vater, schont er gerne das Menschenleben und will später auch die griechischen Söldner, als sie schubweise in seine Hände fallen, am Leben erhalten. Sprechend symbolisch ist aber, daß er in das wundervolle Schmuckkästchen, das mit dem Prachtzelt des Dareios in seine Hände gefallen ist, die Handschrift der Ilias legt; es ist ganz buchstäblich so gegangen: hellenischer Geist sollte in orientalischen Reichtum hineingefaßt werden.

Die Belagerung von Tyrus, die nun erfolgte, war kein eitler Starrsinn, sondern im höchsten Grade gerechtfertigt². Alexander hatte den Rücken nur frei, wenn es keine persische Seemacht mehr gab, die ganze phönikisch-persische Flotte *ihm* diente und jede Besorgnis wegen Hellas schwand. Daß er die eroberte Stadt, wie auch hernach Gaza, von den alten Bewohnern völlig leerte, beweist, wie wichtig es ihm war, keine auf die persischen

¹ Arrian II, 14, 9.

² Grote [Griechische Geschichte], der für die kolossale historische Notwendigkeit Alexanders kein Gefühl hat und ihn haßt, weil er den griechischen Poleis unbequem war, kritzelt, er würde die phönikische Flotte auch ohne die Eroberung von Tyrus bekommen haben. Hierüber wollen wir doch lieber Alexander entscheiden lassen.

Interessen eingerichtete Bewohnerschaft zurückzulassen. Und nun konnte er, nachdem sich ihm schon während der Belagerung von Tyrus die übrigen Phönikier und die Kyprier angeschlossen hatten, gegen Ägypten rücken. Wir möchten gerne wissen, ob ihm die dortigen Griechen irgendwie entgegenkamen, als er in Unterägypten die große Stadt gründete, die seinen Namen heute noch trägt. Für diese gibt er nicht bloß die Straßenzüge an, sondern bestimmt auch, wie viele Tempel und welchen Göttern man sie bauen solle, und indem er dabei nicht bloß die hellenischen Götter, sondern auch die ägyptische Isis bedenkt, weiht er — wohl ohne sich der Tragweite dieser Sache ganz bewußt zu sein — die große neue Tendenz der Theokrasie¹ ein. Der darauf erfolgte Zug nach dem Ammonium mag seinen Grund teilweise darin gehabt haben, daß er in gutem altem Aberglauben daselbst wirkliche Auskunft, zumal über den Hergang bei Philipps Ermordung, erwartete². Hauptsächlich aber wollte er an diesem seit Lysander doch offenbar käuflichen Lügenwinkel die Erklärung erhalten, daß er der Sohn des Zeus Ammon sei. Es bewog ihn hiezu das Bedürfnis, eine Autorität zu besitzen, welche keine Widerrede gestattete; war er ein Göttersohn, so konnten auch die Griechen zu derjenigen bedingungslosen Verehrung und Anbetung (*προσκύνησις*) gebracht werden, woran die Orientalen so leidlich gewöhnt waren. Daß er von jenen Staatsbeschlüsse über seine Göttlichkeit verlangte, gehört zu den Dingen, die man sich im damaligen Griechenland erlaubte³; die Griechen, die gegenüber dieser Prä-

¹ [Göttermischung].

² Bei Arrian VI, 19, 4 lautet es so, als hätte er von Ammon unter anderem Vorschriften über seine Opfer an andere Götter erhalten.

³ Die Spartaner beschlossen bekanntlich: „Weil Alexander ein Gott sein will, so soll er ein Gott sein“; die Athener dagegen strafteten den Antragsteller Demades, und zwar wegen Asebie, um 100 Talente. Älian Var. Hist. II, 19. V, 12. Wie viel ist wohl an der Angabe des Ehippos bei Athen. XII, 53, daß er bei Gelagen bald als Ammon, bald als Artemis, Hermes usw. kostümiert erschien? — In späterer Zeit scheint er sich aus der Vaterschaft des Ammon nicht mehr so viel gemacht zu haben,

Tat dürfte aber eher den Sinn gehabt haben, daß nunmehr ganz Asien sehen sollte, Persis sei nicht mehr das herrschende Land im Reiche; dies wäre echte, für alle Völker lesbare Frakturschrift eines Alexander gewesen. Jetzt konnte man mit Äschylos in den Persern sagen:

Das asische Land, o König und Herr,
Ist furchtbar, furchtbar zu Falle gebracht.

Nach dem Tode des Dareios waren nun freilich die Makedonier voll Hoffnung, daß der Krieg zu Ende sei; aber Alexander beredete sie zum Weiterziehen; er mußte auch den Satrapen ein Ende machen und sich dabei völlig als Erben und Rächer des letzten Achämeniden gebärden. Und hier tritt seine Größe glänzend zu Tage. Vielleicht jeder andere hätte die steinigten Länder des Ostens auf sich beruhen lassen, er dagegen *macht fertig* in (nach hellenischem Maßstab) ruhmlosen und furchtbaren dreijährigen Kämpfen um Felsburgen im Schnee, damit nicht sein Reich dereinst von hier aus wieder überzogen werde¹; freilich erwirbt er dabei auch Roxane, die Perle des Orients. Daß der große Gründer nicht auch noch zugleich organisieren kann, daß alle Einrichtungen höchst provisorisch und flüchtig sind, und daß auch er, wie bisher die Achämeniden, das Reich satrapienweise vergibt, und zwar nicht nur an Makedonier, sondern auch an Perser, die er kaum kennt, kann nicht Wunder nehmen. Er ist eben Regent von Asien, so gut es unter solchen Umständen geht; aber er ist noch mehr der größte bisher auf Erden erschienene Feldherr und noch mehr Soldat als Feldherr², am Ende aber doch am allermeisten Entdecker. Was er sehen will, muß er erobern³; das Beherrschen kommt erst hernach und das Genießen überhaupt nie.

Während dieser Kämpfe in Hyrkanien, Baktrien und

¹ Dies zum Unterschiede z. B. von den Arabern in Spanien, die den Norden des Landes nicht erobern mochten und dann von da aus besiegt wurden.

² Vgl. hierüber die Arrian VI, 15, 4 angeführten tadelnden Reden seiner Freunde.

³ Deshalb haben es der Zyniker in Korinth und die Fakire in Indien so leicht, sich ihm gegenüber zu behaupten.

Sogdiana¹ hat er die ersten schweren Konflikte mit seinen Makedoniern. Hiebei geben wir darauf nicht viel, daß man ihm nachsagte, er habe sich im Trinken nach der barbarischen Seite hin verändert²; denn furchtbar getrunken wurde schon an Philipps Hofe, und mit der im Rausche begangenen Ermordung des Kleitos kam doch wenigstens tiefer Jammer über ihn; überhaupt können bei seiner enormen Tätigkeit solche Exzesse nur seltene Ausnahmen gewesen sein. Dagegen müssen seine allerdings schwer billig zu beurteilende Orientalisierung in Tracht und Sitte und seine neuen persischen Kontingente starke Unzufriedenheit erregt haben, und die Folge waren die verschiedenen Verschwörungen. Über die des Philotas muß eine allgemeine Überzeugung bestanden haben. Die Untersuchung wurde „vor den Makedoniern“ geführt, welche den Verurteilten denn auch mit ihren Wurfspießen tot warfen. Das Heer war also richterliche Behörde und Exekutant und der König so loyal, als ein Heerführer im fremden Lande nur irgend verfahren konnte, wie auch sein Benehmen gegen die Freigesprochenen beweist. Den Vater Parmenion hielt er entweder wirklich für einen Mitwisser, oder er durfte ihn doch nach dem Tode des Sohnes nicht mit Sicherheit am Leben lassen. Was aber die Berichte betrifft, die wir über diese Dinge haben, so mochten die Adjutanten, welche die Gewährsmänner Arrians sind, darüber aus Gründen kurz sein, waren doch schon an Philipps Hofe so wüste Dinge vorgegangen, daß vielleicht, Hephästion ausgenommen, niemand ganz saubere Antezedentien hatte. — Die spätere Verschwörung der Pagen wurde zwar durch Foltergeständnisse ermittelt, hernach aber freiwillig bestätigt. Bei Kallisthenes, den sie als Mitwisser angaben, ist es vor allem erstaunlich, daß Alexander ihn so lange um sich haben konnte. Derselbe meinte, der König und seine Taten ständen *unter* ihm und seiner Schrift; er komme nicht, um bei diesem Ruhm zu holen, sondern um ihn berühmt zu machen, und der Anteil am göttlichen Wesen

¹ [Alburs-Gebirge nördlich von Teheran, Nord-Afghanistan und Usbekistan]. — ² Arrian IV, 8 2.

hange für Alexander nicht von den Lügen der Olympias über seine Erzeugung ab, sondern von dem, was er, Kallisthenes, schriftlich unter die Menschen bringe. Wer so petulant ist, kann durch sein bloßes Schwatzen die Beute von Verschwörern werden, die ihn mit sich nehmen.

Nun will Alexander aber noch weiter, so weit als überhaupt noch „eine feindlich gesinnte Macht übrig ist“, ein Grundsatz, nach welchem er eigentlich bis ans Ende der Welt hätte weiter kämpfen müssen. Er kommt so zum Indus und geht über einen der Ströme des Pendschab nach dem andern; denn er hat gehört, daß „jenseits des Hyphasis glückliche und tapfere Völker wohnen, mit vielen Elefanten¹“. Wie er sich bei diesem indischen Zuge das ganze bisher Eroberte eine Zeitlang wie einen vergangenen Traum aus dem Sinne schlagen kann, ist ganz unerhört; aber der große Abenteurer, der hier im Gefühl seiner Kraft schwelgt, wäre gewiß nicht über alle diese Flüsse gegangen, wenn er nicht sehr viel weiter gewollt hätte. Freilich werden nun am Hyphasis seine Krieger schwierig, und nun hat es etwas förmlich Rührendes, wenn man ihn bei Arrian in der ihren Grundzügen nach gewiß echten Rede² zu seinen Makedoniern sagen hört: „Ich will euch zeigen, daß hyrkanisches (kaspisches), indisches und persisches Meer zusammenhängen, und vom persischen aus wird Libyen bis zu den Säulen des Herakles durch unsere Flotte umfahren werden und wird von diesen Säulen an ganz unser werden und ebenso ganz Asien, und die Grenzen dieser Herrschaft sind dann dieselben mit den Grenzen der Welt.“ Die Soldaten hatten natürlich das Entdeckungsfieber nicht, das der Schüler des Aristoteles hier bei ihnen voraussetzt, und zwangen ihn zur Umkehr, worauf er den zwölf Göttern Altäre errichtet, einen prachtvollen Agon abhält und nach Süden abzieht. Noch am untern Indus

¹ Arrian V, 25, 1.

² Ebenda 26, 2. — Offenbar geht er von der Voraussetzung aus, daß Asien viel kleiner sei, als es ist und hält den Rest der Aufgabe für etwas Mäßiges.

hat er dann schreckliche Kämpfe zu bestehen gehabt. Damals sprang er beim Sturme auf die Stadt der Maller¹ als der erste über die Mauer auf die Gefahr hin, nicht mehr aufzustehen, und die Wunden, die er sich dort holte, waren so schwer, daß man ihn verloren gab. Die Motivierung, „wenn er umgekommen wäre, so wäre dies doch geschehen, nachdem er große und der Kenntnisnahme der Künftigen würdige Taten vollbracht“, stammt vielleicht aus seiner eigenen spätern Aussage. Als er sich aber nach sieben Tagen, obschon noch sehr schwach, dem Heere zu Pferde zeigt, da donnern die Ufer und Täler von dem allgemeinen Jubel, und da er wieder gehend erscheint, kommen sie alle, ihn zu berühren und zu besegnen und mit Bändern und Blumen zu bewerfen. Noch *entdeckt* er dann am untern Indus mit Staunen Ebbe und Flut und macht seine Ausfahrt auf zwei Indusarmen nacheinander, auch um zu *entdecken*, welcher von ihnen für die Schifffahrt der bessere sei; dann folgen die schauderhaften sechzig Tage des Marsches von den Oreiten bis zur Hauptstadt von Gedrosien² und bis Mesopotamien.

Inzwischen hatte sich alle Welt so benommen, als würde Alexander „aus so vielen Völkern und Elefanten“³ niemals wiederkehren; als seine Rückkehr dennoch bevorstand, floh z. B. Harpalos mit seinem Raub von 5000 Talenten⁴ und mit 6000 abgefallenen Söldnern nach Griechenland. Andere, welche Willkür geübt, blieben, fanden aber an dem Könige einen strengen Richter. Auch die Auseinandersetzung mit den Makedoniern mußte nun erfolgen. Da diese am liebsten in die Heimat zurückgekehrt wären, um dort als reiche Leute zu leben, ergriff er das einzige Mittel, das er hatte, um sie in Persien zurückzuhalten: indem er zu Susa seine eigene Hochzeit mit einer Tochter des Dareios feierte, vermählte er zugleich 10 000 andere Makedonier, Hephästion voran, mit Asiatinnen, stattete alle aus und zahlte dem ganzen Heere

¹ [Um die heutige Stadt Multan im Pandschab].

² [Süd-Belutschistan bis Gegend um Bampur].

³ Arrian VII, 4, 2. — ⁴ [Etwa 27 200 000 Mark].

sisches Agema, persische Pezetären und persische Argyraspiden¹ gibt.

Daneben ruhten auch die großen Unternehmungen nicht. Schon vor dem Ereignisse von Opis hatte Alexander in Persien die Mündung von Euphrat und Tigris befahren und hatte dabei die Entdeckung gemacht, daß die Perser am untern Tigris durch Dämme künstliche Katarakte angelegt hatten, damit keine feindliche Flotte hier eindringen könne; da er solches besser hindern zu können glaubte, lachte er über solche Künste und gab dem Strom seine Schiffbarkeit zurück. Später züchtigte er die Kossäer, ein eigentliches Raubvolk zwischen Susa und Ekbatana, welches das ihm von Grote gespendete Mitleid nicht im mindesten verdient. Ferner ließ er auf dem kaspischen Meere eine Flotte bauen; denn auch die See wollte er erforschen, und es war gut, daß ein Hellene diesen Drang hatte; denn die Orientalen von sich aus würden die Umrisse ihrer Länder und Meere nie erkundet haben; endlich vor seinem Ende plante er noch einen Zug nach Arabien. Und während er zu Babylon residierte, kamen Gesandtschaften von allen Enden; es ist sogar ganz glaublich, daß auch aus Rom eine kam, für welches es Plutarch mit Recht als Gunst der Götter bezeichnet, daß er nicht länger gelebt habe². Jetzt erst schien er „Herr der ganzen Erde und des ganzen Meeres“³ zu sein, und jetzt erinnerte er sich auch der Griechen wieder und sandte ihnen nach Olympia durch seinen Admiral Nikanor jenes früher besprochene Gebot, wonach die Poleis alle ihre Verbannten zurückrufen sollten⁴.

Aber schon war in Ekbatana (324) Hephästion gestorben und von Alexander, wie Patroklos von Achill, betrauert worden, und bald kamen diesem Ahnungen und Vorzeichen seines eigenen Endes, die von ihm jedenfalls ziemlich superstitiös aufgefaßt wurden. Nach heftigen Gelagen, wohl mehr infolge der übermenschlichen An-

¹ [Gardekorps; „Genossen des Königs zu Fuß“; „Silberschilde“. Vgl. S. 231 f.]. — ² Plutarch, de fortuna Romanorum 13.

³ Arrian VII, 15, 4f. — ⁴ Vgl. Band I, S. 262.

strebungen wurde er von einem Fieber überfallen, dem er lange trotzte. Nach Arrian, der sein letztes Schicksal von Tag zu Tag verfolgt, lag er schließlich in einem Ziergebäude am Teiche des Parks krank, dann im Palaste Nebukadnezars. Hier erzwangen es die Soldaten, ihn zu sehen. Lautlos lag er bei dieser letzten Revue da und erhob kaum das Haupt zum Gruße der einzelnen oder winkte etwa noch mit den Augen. Auf die Frage, wem er das Reich hinterlasse, entgegnete er „dem Besten“, oder dem „Stärksten“, je nachdem man das Wort (*κρατιστώ*¹) übersetzt. Auch daß er einen gewaltigen Agon zur Feier seines Todes voraussehe, soll er gesagt haben. Er starb gegen Abend des 13. Juni 323, erst zweiunddreißig Jahre und acht Monate alt, und gleich über seiner Leiche erhob sich der Hader der Marschälle².

Alexander war nach Arrians Charakteristik (VII, 28f.) nur an Ruhm nicht zu sättigen. Dies ist der grundhellenische Zug an ihm, während er ungriechisch, aber höchst königlich war durch seine Treue in Verträgen und durch seine Fähigkeit zu bereuen, wo andere beim Fehler als bei etwas Trefflichem zu beharren pflegen. Wie viel er gehnt und gewollt hat, ist ungewiß und durch das Phantasiebild, welches die Griechen sich von ihm machten, vollends unsicher. Möglicherweise würde er bei längerem Leben vermittelt der durch die Reichtümer Persiens ermöglichten Söldnerwerbung die Weltherrschaft auch auf den Westen auszudehnen versucht haben, wo jetzt in Karthago die letzte Geldkasse ersten Ranges war, die nicht ihm zu Gebote stand. Auch ohne diese grenzenlose Ausdehnung konnte sein Reich nach seinem Tode nicht beisammen bleiben. Aber es ist eine Eigenschaft der großen Weltbezwinger, daß sie nicht sowohl direkt die Zukunft bewirken, als vielmehr die Welt auf

¹ [kratistō].

² Nach Alian Var. Hist. XII, 64 lag er 30 Tage unbestattet, bis der Mantis Aristander von Telmessos demjenigen Lande ewiges Glück weissagte, das ihn besäße. Sein dauerndes Grab fand er bekanntlich in Alexandria, wo ihn Ptolemäos weislich behielt, während er bei Ammon hatte begraben sein wollen.

eine neue Grundlage stellen, worauf dann Neues aller Art aufgebaut werden kann. Und nun ist es nach unserm schwachen Ermessen immer ein Glück, wenn eine höhere Kultur über eine geringere, ein begabteres Volk über ein unbegabteres Eroberungen macht, und dies war hier der Fall, wenn auch die „Moralität“ des damaligen Griechenlands und die des damaligen Persiens sich leidlich mögen aufgewogen haben. Hiedurch wurde jedenfalls viel Leben wieder frei, welches die persische Halbbarbarei erstickt hatte. Um aber die wahren Gesichtspunkte zu gewinnen, muß man den größten Kausalitäten der Weltgeschichte nachgehen. Unser Gesamturteil wird wesentlich bestimmt durch die enorme Wünschbarkeit derjenigen Kontinuität der Weltkultur, welche ohne Alexander nicht würde gewonnen worden sein. Rom lernte das Griechentum eigentlich erst durch das Medium des kulturbeherrschenden Diadochentums hindurch recht kennen, und Rom liebte an Griechenland wesentlich die Kultur; diese wollte und mußte es übernehmen und retten. Ferner war ihm die Bewältigung der *hellenisierten* Ostländer unendlich viel leichter und lag ihm näher, als dies bei deren früherem Zustande der Fall gewesen wäre. Die römische Weltherrschaft gehört aber, wie die makedonische, im höchsten Grade zu der Kette von Wünschbarkeiten, von welchen unser Urteil umstrickt ist. Und an beiden Weltherrschaften hängt die Möglichkeit der Verbreitung des Christentums.

Betrachten wir nun vor allem die große *geographische Veränderung*, welche Alexander und seine Nachfolger dem Griechentum gebracht haben. Diese besteht darin, daß die Griechen in Menge nach dem Orient geführt wurden und von diesem große Teile zu hellenischem Lande machten. Daß hievon das Wenigste unter Alexander selbst geschehen konnte, liegt auf der Hand, da ja seine Regierungszeit im ganzen nur zwölf Jahre und acht Monate gedauert hat. Wie jede Art von Organisation, mußte auch seine Städtegründung wenigstens zum Teil notwendig provisorisch sein; aber immerhin hat er selbst

den großen Anfang gemacht; Aristoteles schrieb nicht umsonst für ihn eine Schrift: „Alexander oder über Kolonien¹.“ Die Trefflichkeit der Gründung des ägyptischen Alexandria beweist die Geschichte genugsam. Ein zweites Alexandria legte er am baktrischen Kaukasus (d. h. dem Paropamisus²) an und ein drittes am Tanais-Jaxartes³ zur Vorhut gegen die Skythen. Dieser letztere Ort sollte groß und namenberühmt werden; er wurde in zwanzig Tagen ummauert und Alexander versetzte darein hellenische Söldner, freiwillig zur Ansiedelung gemeldete Barbaren aus der Umgebung und einige invalide Makedonier aus dem Heere. Dies dürften die gewöhnlichen Bevölkerungsbestandteile seiner Kolonien gewesen sein; auch bei seinem zweiten Besuch wurde die Einwohnerschaft durch Umwohner und verbrauchte Soldaten verstärkt; er soll in Baktriana und Sogdiana acht Städte gegründet, einige andere aber auch zerstört haben. Ferner läßt er durch Krateros das öde vorgefundene Arigäon wieder aufbauen, errichtet am obern Indus die Festungen Bazira und Orobatis, im Reiche des Poros — wiederum durch Krateros — da, wo er den König geschlagen, Nikäa und am entgegengesetzten Hydaspesufer Bukephala⁴ und auch sonst in Indien eine Anzahl von Arsenalstädten (darunter einige Alexandrien), in denen er Garnisonen zurückläßt, alles unter kühn-provisorischen Umständen; sogar im Oreitenland erhebt er das größte Dorf zu einer Stadt, welche groß und wohlhabend werden müsse. Und nach seiner Rückkehr beschäftigt er sich stark mit dem Gedanken an Kolonisation des persischen Golfes, sowohl auf der persischen als auf der arabischen Seite, und fährt kurz vor seinem Tode noch hinaus, um an einer trefflichen Stelle gegen Arabien hin eine Stadt anzulegen und mit griechischen Söldnern zu besiedeln; auch gründete er noch auf dem späten Zuge gegen die Kossäer ansehn-

¹ Diog. Laert. V, 1, 12, 22. — ² [Hindukusch]. — ³ [Syr].

⁴ Diese heißt wieder nach Alexanders hier gestorbenem Leibpferd, das uns doch allermindestens merkwürdiger ist als der Hund des Alkibiades. Specialia über dasselbe gibt Gellius V, 2.

liche Städte in der ungünstigen Gegend. Nach Plutarch¹ waren seiner Städtegründungen über siebenzig, was übertrieben sein mag; indes sollte man auch nicht zu viel davon hinunterdingen, als ob es sich um bloße Fortifikationsposten gehandelt hätte; Arrian deutet doch mehrmals, indem er diese Städte gedeihlich nennt, eine größere Absicht auf Größe und Glück derselben an.

Freilich blieben die Griechen an diesen entlegenen Posten vielfach ungen, und die in Baktrien und Sogdiana angesiedelten fühlten sich so unglücklich, daß sich auf die falsche Nachricht von Alexanders Tode im Lande der Maller ihrer dreitausend sammelten und von den Makedoniern abfielen, und das Nämliche wiederholte sich in größerem Maßstab, als er wirklich gestorben war, indem aus solchen, die sich „nach der hellenischen Lebensweise sehnten“, ein Heer von 23 000 Mann zusammentrat, das dann — wie auch jene frühern — von den Makedoniern zusammengehauen wurde. Es war eben nichts Kleines, den Orient zu hellenisieren und durch Hellenen zu regieren, die schon jeder sein Stück von hellenischer Auflösung und hellenischem Individualismus mit sich brachten und vielleicht am Ende jeder seine besondere Auffassung der Dinge hatten. Zu eigentlicher *Beherrschung* ferner und großer Barbarenlande waren sie *nicht* geschaffen; einstweilen mußte das makedonische Element das Beste tun.

Enorm wichtig für die Hellenisierung war jedenfalls das Entgegenkommen, das Alexander den Persern bewies. Er wollte die Verschmelzung der Völker und der Religionen und feierte diese symbolisch an jenem großen auf die Versöhnungsszene zu Opis folgenden Festmahl der Neuntausend, welches deutlich eine große sakramentale Weihe für das Schicksal Asiens sein sollte. Um ihn saßen die Makedonier (und zwar offenbar nicht die in die Heimat abziehenden, sondern die bleibenden), und dann erst die Perser, alsdann aber auch ausgezeichnete Leute der übrigen Nationen, und aus demselben Misch-

¹ De Alex. fortuna I, 5.

krüge spendeten er und die übrigen dieselben Spenden, wobei die hellenischen Manteis (vor allem gewiß der große Aristander) den heiligen Akt einleiteten. Und er betete dazu um alles Gute und um Eintracht und Gemeinschaft der Herrschaft für Hellenen und Perser¹. Auch dies war etwas von seiner Frakturschrift, lesbar für Völker von tausend Sprachen, vom adriatischen Meer bis zum Indus.

Auf Alexander folgen die *Diadochen*. Diese kolonisieren nun systematisch: sie wollen nicht mehr in die Ferne hinein erobern, sondern sich in ihren Gebieten stärken; auch sind sie für ihre Kolonien wesentlich auf freiwillige Ansiedler angewiesen. Hier ist bei weitem am wichtigsten, was die *Seleukiden* getan haben. Vor allem Seleukos I. soll im ganzen fünfundsechzig Städte gegründet haben; darunter waren sechzehn nach seinem Vater benannte Antiochien, fünf Laodikeen (nach seiner Mutter Laodike), neun Seleukien, drei Apameen und ein Stratonikea (nach seinen zwei Gattinnen Apame und Stratonike). „Er füllte die wichtigsten Gegenden der Welt mit Städten an und machte die Einöde wohnlich. Unser Antiochien baute er nicht zum Wohlleben, sondern als Ausgangspunkt für andere Städte; solche traten an die Stelle der frühern Etappenquartiere. Andere Könige rühmen sich der Orte, die sie zerstört, dem Seleukos brachte es Ehre, daß er solche zum Leben erweckte . . . Man trifft deren in Phönikien und noch mehrere und größere in Syrien, und bis an den Euphrat und Tigris dehnte er dies Verdienst aus und säete, nachdem er Babylon genommen, Städte sogar über Persis; keinen Ort, der für eine Stadt geeignet war, ließ er un bebaut, sondern hellenisierte das barbarische Land ununterbrochen“, sagt von ihm der Antiochener Libanios².

Die wichtigsten dieser Gründungen des Seleukos waren *Seleukia* am Tigris³ und *Antiochia* am Orontes⁴. Jenes

¹ Arrian VII, 11, 8. — ² Im Antiochicus. Reise I, S. 303.

³ [Bei Bagdad, das die Abassiden im 9. Jahrhundert aus Seleukias Trümmern erbauten].

⁴ [Westlich von Aleppo, 22 km vom Meere, heute Antakie].

wurde außer mit Griechen und Makedoniern besonders mit hergeführten Babyloniern (sogenannten Syern) und Juden in verschiedenen Schichten bevölkert; der letztern waren so viele, daß einst bei einem Aufstand ihrer 50 000 erschlagen werden konnten. Neben ihm verödete Babylon bald, dessen Bevölkerung sich großenteils in die neue Stadt gezogen haben muß. Zur Zeit des Titus hatte diese vielleicht mit Ktesiphon zusammen 600 000 Einwohner, die je nach der Nation in die verschiedenen Quartiere verteilt waren. Sprache und Sitte waren gesetzlich griechisch, und ein Senat von dreihundert Mitgliedern, die nach Vermögen oder Einsicht gewählt waren, führte die Regierung, nicht ohne vielfache Konflikte mit einer Volkspartei. Von den wissenschaftlichen hellenistischen Zelebritäten scheinen nicht wenige hier zu Hause gewesen zu sein. *Antiochia* aber war der Schlüssel von ganz Diadochenland, durch seine Lage am untern Orontes geeignet, sowohl Babylonien und die obern Satrapien als die untere Satrapie des Seleukidenreiches und selbst ptolemäische Lande im Schach zu halten. In dieser herrlichen Gegend hatte Seleukos auf der Jagd den veritabeln Baum getroffen, welcher einst die Jungfrau Daphne gewesen, und an diese erinnerte denn auch der wunderbare antiochenische Lustort Daphne mit seinem prächtigen gleichnamigen Haine; die Stadt selbst aber war eine Tetrapolis, die sich aus vier unter verschiedenen Königen erbauten, besonders unmauerten Städten zusammensetzte; an Macht und Größe war sie nicht viel geringer als Seleukia und Alexandria.

Wenn wir uns fragen, woher, von den Makedoniern abgesehen, die vielen *Griechen* in diese Seleukidenstädte und auch in die Ptolemäerstädte am roten Meere kamen, so dürfen wir zunächst an die vielen denken, welche, wie wir aus dem „Philippos“ des Isokrates wissen, früher heimatlos gewesen waren (die *πλανώμενοι*); sodann aber erklärt sich dieser Menschenaufwand griechischer Zunge auch daraus, daß die Leute nicht bloß aus Griechenland, sondern auch vom Pontus, aus Kleinasien, Italien, Sizilien, der kyrenaïschen Pentapolis usw. kamen; es gab zumal

im Westen genug Griechenstädte, wo man sich schlecht befand und gern emigrierte. — Von diesen bekamen dann manche im Osten wieder eine Politie. Der Orient, dessen größte und prächtigste Städte bisher nur Königsburgen, stehend gewordene Hoflager, Tempelorte und Märkte gewesen waren, lernte jetzt Bürgerschaften kennen; ja in manche Gegenden wurde städtisches Leben überhaupt erst durch solche gebracht. In politischer, strategischer und kommerzieller Absicht angelegt, waren diese Städte zwar Teile absoluter, nach der Zweckmäßigkeit organisierter Gewaltstaaten, aber doch bis zu einem gewissen Grade autonom mit Räten, Volkswahlen, Volksbeschlüssen, Einteilung in Phylen, eigenem Gerichtswesen, Münzrecht, Waffenrecht, Lokalpatriotismus und lokaler Euergerie¹. So hatten in Ägypten, wenn auch die Hauptstadt selbst einer Politie entbehrte, doch sicher Ptolemais und wohl auch einige andere Orte eine solche, und die Stellung der seleukidischen Städte kann Droysen mit der der deutschen Reichsstädte vergleichen²; sie vergalten dies aber auch damit, daß sie sich dem Seleukidenreiche hülfreich erwiesen, so oft sich dasselbe wieder zu heben begann.

Von diesen Städten aus verbreitete sich dann mit einem ausgedehnten Handel zugleich die hellenische Bildung über die orientalischen Länder, ihre Rhetorik, Philosophie und Forschung wie ihre poetische Literatur und besonders ihr Drama und dessen Träger, die dionysischen Künstler. Auch vom Agonalwesen wurde mitgenommen, so viel sich verpflanzen ließ: Hippodrome werden entstanden sein, wo man es irgend vermochte, ja in Antiochia wurde ein olympisches Fest gestiftet, welches offenbar das elische irgendwie ersetzen sollte. Daß in den syrischen Städten bisweilen auch ein arges Lotterleben herrschte, wird nicht zu leugnen sein.

Groß war die Zähigkeit dieser Gründungen. Zwar war schon zwei Jahrzehnte nach Alexanders Tode das Indusland aufgegeben, bald lockerte sich auch der Zusammen-

¹ [Wohltäterschaft].

² Droysen, Hellenismus, Band III², 1, S. 69.

hang des Seleukidenreichs mit den baktrischen und arianischen Landschaften¹, ja um die Mitte des dritten Jahrhunderts erhob sich in dem Verbindungsland zwischen Osten und Westen die Herrschaft eines halbbarbarischen Volkes, der Parther, welche denselben völlig durchriß, und Seleukia oder vielmehr dessen gegenüber, auf dem rechten Tigrisufer gelegene Vorstadt Ktesiphon, wurde die Hauptstadt der arsakidischen Könige. Aber trotzdem behaupteten sich die Griechenstädte teilweise im Reich des Maharadja und in Baktrien und Ariana, und auch die Arsakiden haben sich dem geheimnisvollen, narkotischen Duft der griechischen Bildung nicht entziehen können und nennen sich noch auf ihren spätesten Münzen Philhellenen; daß an ihrem Hofe Euripides aufgeführt wurde, ist aus der Geschichte vom Ende des Crassus bekannt.

Am sichersten siegte der Hellenismus² gerade da, wo die Kulturstufe der betreffenden Völker eine hohe gewesen war. Die Länder am Euphrat und Tigris waren überwiegend gräzisiert, Syrien so gut wie ganz, von Kleinasien zu geschweigen. Damit ist freilich nicht gesagt, daß die Landbevölkerung überall hätte ganz griechisch gemacht werden können. Das Griechische war die offizielle Ortssprache auch für die mit in den Städten wohnenden Barbaren und wurde in den Schulen gelehrt; daneben aber behaupteten sich die alten Nationalsprachen. So tun in der Apostelgeschichte (XIV, 11) die Leute von Lystra ihre Meinung über Paulus und Barnabas auf lykaonisch kund, und in dem großphrygischen Kibyra sprachen die Leute nach Strabo (XIII, p. 631) pisidisch, solymisch, griechisch und lydisch. Während ferner die Juden in manchen Gegenden außerhalb ihrer Heimat das Hebräische vergessen hatten und selbst ihre heiligen Schriften und Ritualien nur noch griechisch können besessen haben, konnte es merkwürdigerweise in Syrien geschehen, daß

¹ [Nordost-Iran und nordwestliches Afghanistan, etwa zwischen Herat und Hamun-Sumpf].

² Das Wort bedeutet eigentlich die Nachahmung griechischer Sitte, Rede usw. durch geborene Nichtgriechen.

ferner verpflanzt in sein Neu-Illion die Bewohner der alten Städte ringsum, die bereits vielen Schaden erlitten hatten, und ebenso in das neue Ephesos die meisten Bewohner von Lebedos und Kolophon. Sehr bedeutend waren die Gründungen *Kassanders*, so schrecklich der Mensch sonst sein mochte. Vor allem bewies er seinen Scharfblick durch die Gründung des nach seiner Gemahlin, der Tochter Philipps, benannten Thessalonike¹, welches wichtig bleiben wird, so lange es ein Europa gibt. An der Stelle des alten Therma angelegt, vereinigte es die Bewohner von sechsundzwanzig frühern Ortschaften der Landschaft Krusis und des thermäischen Golfs. Südlich davon erhob sich an der Stelle des alten Potidäa Kassandrea, wo er die Leute von der Pallene und nicht wenige von der Katastrophe des Jahres 348 gerettete Olynthier ansiedelte; da er dieser nach *ihm* benannten Stadt viel, und zwar gutes Gebiet zuwies und seinen Ehrgeiz in ihr Aufkommen setzte, nahm sie rasch einen großen Fortgang und wurde die stärkste in Makedonien, was sie freilich nicht davor schützte, daß (um 280) der schreckliche Apollodor sich mit Hülfe des freien und unfreien Arbeiterproletariats der Tyrannis bemächtigte. Ganz philanthropisch-ambitios, zugleich aber mit einer Execration² des offen gehaßten Alexander verbunden war die Herstellung Thebens. Auch hieher berief Kassander von überall her noch lebende Thebaner und fand den Anlaß herrlich, eine mythisch und historisch so berühmte Stadt zwanzig Jahre nach ihrer Zerstörung herzustellen und durch solches Verdienst sich unsterblichen Ruhm zu gewinnen.

Ganz besonders stark vom Hellenismus ergriffen, ja ein Vehikel desselben sind die Juden, die damals ein bewegliches, kosmopolitisches Element werden und sich vom Ackerbau ab- und dem Handel zuwenden³. Von Nehemia an (der nach 432 stirbt) liegt auf ihrer Geschichte fast hundert Jahre tiefes Dunkel; man erfährt nur, daß

¹ [Heute Saloniki]. — ² [Verfluchung].

³ Das Folgende nach Hitzig, Gesch. des Volkes Israel.

Artaxerxes Ochos auf seinem Zuge gegen das empörte Ägypten auch einen Teil der Judenschaft zu Kriegsgefangenen machte und nach Hyrkanien und Babylonien verpflanzte. Zwangsweise hat dann auch ohne Zweifel Alexander zunächst in Alexandria Juden angesiedelt und samaritanische Krieger in die Thebais¹ verpflanzt, während er durch Perdikkas Makedoniern Land in Samaria anwies. Nach seinem Tode wanderten dann viele Juden wegen der Wirren in Syrien nach Ägypten und Phönikien aus, und später wurden während der Diadochenkriege viele nach Ägypten deportiert, Ptolemäos Lagi gab ihnen in Alexandria Bürgerrecht und brauchte sie in andern Städten zu Besatzungen; auch nach Kyrene wurden Juden verlegt; in Ägypten erfolgte eine starke Einwanderung von solchen noch 311.

Hier nahm das Volk ein griechisches Gepräge an. Wenn auch bei Griechen und Ägyptern gleich verhaßt, waren die Juden ein bedeutender Bestandteil Alexandrias, unter eigenen Ethnarchen, auch in einem eigenen Quartier, so daß diese Stadt als eine Rivalin Jerusalems erschien. Sie galten überall in den Diadochenländern und so auch hier als monarchisch gesinnt, d. h. sie hielten es überall mit dem Herrn des Landes und nicht mit den betreffenden Nationen und waren das stärkste Zersetzungsmittel gegen jedes Streben nach Behauptung und Herstellung der alten Nationalitäten. Demgemäß war ihnen ein Herrscher wie Ptolemäos Philadelphos, der auch sonst systematisch tolerant war, entschieden günstig; er soll hunderttausend jüdische Kriegsgefangene um 600 Talente von ihren Herrn losgekauft haben; Juden wurden damals Geldleute der Ptolemäer, und außerdem gab es jüdische Bauern; auch die Rücksicht auf das zwischen Seleukiden und Ptolemäern streitige Judäa trug zu dieser Politik das Ihre bei. — In Ägypten verlernten die Juden das Hebräische, und auch ihre Gelehrten verstanden es mit der Zeit nicht mehr. Zu Gunsten der großen Mehrzahl ihrer Landsleute, welche sich bereits ganz in das Griechische

¹ [Oberägypten].

hinübergespielt hatten (nicht für den ptolemäischen König), unternahmen daher jüdische Hellenisten die Übersetzung erst des Pentateuchs, dann auch ihrer übrigen heiligen Schriften. Aus dieser sogenannten Septuaginta, welche authentisch wurde, wie später die Vulgata, schöpften die jüdischen Behörden in Ägypten das nationale Recht; auch die Gerusie von Alexandrien erkannte sie an, und jedenfalls kam sie auch in die königliche Bibliothek. Dabei mag man sich freilich fragen, wie den engen hebräischen Gedanken in dem weiten griechischen Gewande zu Mute gewesen sein mag; sie schickten sich aber darein und blieben darin stark, trotzdem sich der Geist nicht in ein neues Begriffssystem umsetzen konnte, ohne daß die Ehrfurcht vor der Überlieferung stellenweise nachließ und Alexandria ein Herd der Ketzerei und der Proselyten wurde. Es zeigt sich hier ein merkwürdiger Unterschied gegenüber dem Verhalten der Araber, die ihren unübersetzbaren Koran arabisch lesen *müssen*, wie auch die neuern Juden ihre hebräischen Schriften.

Juden finden sich dann auch noch in vielen andern Diadochenländern. Auf seinem Zuge nach Asien (246–3) mögen solche den Ptolemäos Euergetes begleitet und durch Einwirkung auf die mesopotamischen Juden seine Eroberungszwecke befördert haben; wahrscheinlich machten sie auch als Lieferanten von Waffen und Lebensmitteln die ägyptischen Seezüge nach Kleinasien und in die griechisch-thrakischen Gewässer mit; jedenfalls finden sie sich dann in Kleinasien, Makedonien, Griechenland und auf den Inseln auch angesiedelt. Seit Seleukos fanden sich ferner welche in den neuen Städten, zumal auch in Antiochia, und zwar in guter Stellung. Unter Antiochos III., dem Großen, kommt es vor, daß 2000 jüdische Familien, weil zuverlässig — denn der jüdische Eid galt mehr als der von Heiden — in die Festungen des meuterischen Phrygiens und Lydiens versetzt wurden und somit aus der syrischen in die griechische Diaspora traten. Zwischen diesen beiden Diasporen aber bestand insofern ein Unterschied, als die jenseits des Euphrat, obwohl auch hier

die Städte im ganzen hellenisiert waren, mit dem Israel Palästinas Fühlung behielt und aramäisch sprach, während die Juden in den hellenischen Städten, besonders in Ephesos, wie wir dies schon bei den alexandrinischen Juden sahen, von den Griechen, mit denen sie vermischt lebten, ihre Sprache und Sitte lernten und auch ihre Philosophie, zumal die platonische, annahmen.

So dehnte sich das Judentum stark nach Westen aus, und nur die karthagische Welt scheint von ihm, wenigstens so lange der karthagische Staat existierte, gänzlich frei geblieben zu sein, wahrscheinlich weil der Jude gegen den Karthager doch nicht aufkommen konnte. Aber schon mag es von Zeit zu Zeit auch Wutausbrüche gegen die Stadtjuden gegeben haben. Von einem solchen in Seleukia haben wir oben (S. 279) schon gesprochen; der Rest der nicht Erschlagenen rettete sich damals vor den syrischen und griechischen Angreifern in das parthische Ktesiphon. Wie groß aber der Haß gegen sie allmählich wurde, zeigt sich daraus, daß einem Seleukiden, der im Jahre 134 Jerusalem belagerte, der Rat gegeben wurde, sie völlig zu zernichten; denn dieses Volk allein habe keine Gemeinschaft mit den andern und halte alle für seine Feinde, seine Vorfahren seien wegen Aussatzes aus Ägypten vertrieben worden; sie machten den Haß gegen die Menschen traditionell¹ usw.

Später waren dann die Gemeinden hellenisierter Juden der wichtigste Herd für das Aufkommen des Christentums, so weit es in seinen Anfängen noch judenchristlich war.

Was die nördlichen und westlichen Vorposten des Hellenentums und ihre Schicksale und Verluste betrifft, so werden in der damaligen Zeit am *Pontus* die Skythen im Vorschreiten gewesen sein, und von den alten milesischen Kolonien konnten sich wohl nur die kräftigern halten. Die Verteilung des griechischen Lebens durch den ganzen vordern Orient konnte ihren Menschenbestand eher schmälern als steigern, und auch das große Getreidegeschäft mit

¹ Diodor XXXIV, fr. 1.

Griechenland blieb schwerlich lange völlig im Gange. Einen Halt bot eine Zeitlang auf beiden Seiten des kimmerischen Bosporos das halb griechische, halb sauromatische Königreich, dessen Hauptstadt Pantikapäon (Kertsch) wurde. Hier wurden die Skythen mit einem mäßigen Tribut fergehalten und die Seeräuber erfolgreich bekämpft.

Darüber, wie lange sich im *westlichen Becken* des Mittelmeeres bei den phokäischen und indirekt phokäischen Ansiedlungen griechische Sprache und Kultur erhalten haben, läßt sich fast nichts sagen; doch treffen wir immerhin auf *einen* Punkt, der manches erhellt. Der Anfang des zweiten punischen Krieges nämlich knüpft sich daran, daß die Römer als Schützer des Hellenismus ein Bündnis mit Saguntum (Zakynthos) und Emporiä schlossen und Hasdrubal den Übergang über den Ebro verboten. Die Rhonegriechen, vor allem *Massalia*, wurden allerdings, nachdem sie mit ihrer Kultur die enormste Einwirkung auf die gallischen Kelten geübt hatten, zuletzt, wenn auch erst sehr spät, ihrerseits latinisiert; doch macht dies keinen großen Unterschied aus; denn die römische Kultur hatte sich selbst vollkommen hellenisiert, so daß das Lateinische die Hülle war, unter der das griechische Wesen weiter bestehen konnte.

Ähnlich ging es in *Italien*. Die griechischen Poleis sanken zwar tiefer und tiefer, und Kroton und Metapont waren durch Agathokles und Kleonymos, jenes auch durch einheimische Tyrannen, ruiniert; aber Rom, das schon bei Sentinum (295) Italien gegen Barbaren geschützt hat, fing an, Hellenen zu retten, noch bevor Pyrrhos kam. Es hatte zwar den Lucanern dafür, daß diese während des Samnitenkrieges Tarent paralysiert hatten, die Griechenstädte in ihrem Gebiet preisgegeben. Als aber diese Stämme dieselben einzeln unterwarfen und dabei schmählicherweise bei Tarent, wo man einen Bund mit den Italiern gegen Rom plante, keinen Widerstand fanden, nahm sich Rom des bedrohten Thurii an (282), und nun sahen auch kleinere nicht-dorische Griechenstädte in den Römern ihre Retter, und römische Besatzungen blieben in Lokri, Kroton und Rhegion. Der tarentische Krieg

von Hierons Enkel, Hieronymos, zu verdanken, der sich von Karthago durch das Versprechen der Herrschaft über die ganze Insel betören ließ. Als 214 M. Claudius Marcellus vor Syrakus erschien, standen die Dinge so, daß die Stadt sich gerne gleich ergeben hätte, wenn nicht die nach der Ermordung des Hieronymos emporgekommenen Söldner Tyrannen und die römischen Überläufer dies verhindert und die angesehenen Bürger ermordet hätten. Die Stadt fiel (212), und zwei Jahre nachher würde auch das punisch gewordene Akragas zum römischen Agrigentum. Freilich war dann auch die *römische* Herrschaft keine freundliche. Der Preis, um den Sizilien vor dem Stamme Cham gerettet worden war, bestand darin, daß es fast ganz zu einer großen Plantage herabsank und schon im zweiten vorchristlichen Jahrhundert die entsetzlichsten Sklavenaufstände erleben mußte; auch wich das Griechische mit der Zeit dem Lateinischen; aber ein letzter Funke hellenischer Nationalität und hellenischen Geistes wurde doch auch so gerettet. Sizilien war das Tyrannenland kat exochen gewesen. Der ehernen Stier des Phalaris, von dem man sich zu Diodors Zeiten erzählte, daß er auf der Höhe Eknomos gestanden und dieser ihren Namen (Berg der Gewalttat) gegeben habe, ist das wahre alte Symbol für seine Geschichte mit den furchtbaren Gewalttätigkeiten und den schrecklichen Menschenopfern von Griechen durch Griechen.

Nach diesem kurzen Überblick über die Abnahme und Zunahme des Griechentums in den verschiedenen Ländern wenden wir uns den *Nachfolgern Alexanders* zu. Wenn auf die Nachricht von dessen Tode Demades in Athen das makedonische Heer mit dem seines Auges beraubten Kyklopen verglichen hatte¹, so sollte es sich nun bald zeigen, daß dieser Kyklop vieläugig gewesen war. Denn von den Genossen Alexanders würde man einen jeden für einen König gehalten haben. Sorgfältig von Philipp und Alexander ausgelesen, waren sie alle schöne,

¹ Plut. Galba 1.

gewaltige, sowie auch geistig auserlesene Männer von höchst fürstlichem Aussehen, als wären sie nicht aus einem einzelnen Volk, sondern aus der ganzen Welt ausgewählt¹. Meist waren sie von hohem makedonischem Adel; doch soll *Lysimachos* der Sohn eines thessalischen Penesten aus Philipps Umgebung und *Ptolemäos* der Sohn eines gemeinen Kriegers gewesen sein; daß er nicht ein Makedonier, sondern nur ein Hellene aus Kardia war, brachte dem gegen das Königshaus einzig loyalen *Eumenes* eigentlich den Untergang. Aber auch göttliche Abkunft vindizierten sie sich gerne. *Ptolemäos* wurde auch für einen Sohn Philipps gehalten, welcher dem *Lagos* die von ihm schwangere *Arsinoë* vermählt haben sollte, und es werden in der Tat von ihm Züge angeführt, als hätte er sich für einen Geblütsverwandten Alexanders wenigstens gehalten. Einzelne Persönlichkeiten unter ihnen interessieren uns aufs allerhöchste. Was ist schon *Antigonos* für ein außerordentlicher Mann! Er und sein Sohn *Demetrios* werden hier die glänzendsten Erscheinungen sein, sowie *Seleukos* der edelste Charakter und *Ptolemäos* am tüchtigsten als Fürst. Am schrecklichsten steht *Kassander* da, der den Untergang der *Olympias* verursacht und *Roxane* nebst ihrem Knaben ermorden läßt, damit kein Erbe für das Königtum mehr vorhanden sei, während die Ermordung des Alexandersohnes *Herakles* von *Polysperchon* für ihn übernommen wird. Unter den Zeitgenossen erscheint dann als eine Seitenfigur zu *Demetrios* König *Pyrrhos* und als eine solche zu *Kassander* *Agathokles* von Syrakus. Es sind fast lauter Menschen, wie es zu allen Zeiten nur wenige gegeben hat; man möchte sagen, es müsse damals für Individuen eine aparte Sonne geschienen haben. Es nimmt sich bei *Diodor* ganz eigen aus, neben diesen Leuten Jahr um Jahr die einfachen, gleichartigen römischen Konsuln genannt zu sehen. Bei einem *Diadochen*, namentlich so lange die Sezessionskriege dauern, hängt alles auf das entschiedenste von der persönlichen Tüchtigkeit, Größe, Waghalsigkeit und Ruchlosigkeit ab; ohne die letztere

¹ Man denke an den Typus der Diadochenköpfe im Museo Borbonico und auf Münzen.

steht in eigentümlicher Größe nur der isolierte Eumenes da, den Antigonos schließlich hat umkommen lassen, nachdem ihn seine Argyraspiden ausgeliefert hatten. Ganz außerordentlich ist aber bei den Diadochen zu allem Andern auch die Lebenskraft. Lysimachos und Seleukos waren beide noch jugendlich unersättlich, als sie sich, jener vierundsiebenzig-, dieser siebenundsiebenzigjährig, bekriegten, und nachdem Lysimachos gefallen war, freute sich Seleukos, daß er allein vom ganzen Stabe Alexanders übrig geblieben sei, und fand, dies sei nicht mehr Menschenwerk, sondern ein Geschenk der Götter; auch Antigonos hatte nämlich mit einundachtzig Jahren den Tod in der Schlacht gefunden.

Bei der ersten Generation hat man es noch mit Generalen zu tun, welche zu Fürsten werden; in der folgenden dagegen sind es orientalische Gewaltherrscher, zum Teil noch (z. B. Antiochos I., Ptolemäos Philadelphos und Euergetes) von sehr ausgezeichneten Anlagen, aber mit allen Schattenseiten einer garantierten, nur durch völlige Unbedenklichkeit aufrecht zu haltenden Gewalt. Immerhin hat diese Generation noch die Eigenschaft, das Furchtbarste nur zu tun, weil und wenn es nützlich ist; erst vom zweiten Jahrhundert an geht es dann jähe bergunter. Aber merkwürdig und charakteristisch ist, daß auch die verrufensten Persönlichkeiten bei allem Sultanismus und Prassen doch nicht orientalisiert sind. Noch die schlechtesten Ptolemäer und Seleukiden (ein Antiochos Epiphanes und andere noch schlechtere) sind entartete Griechen, nicht verkommene Orientalen; sie stechen noch immer ab neben Königen von Pontos, Armenien und Kappadokien; noch die spätesten Diadochen schaffen sich nach Kräften eine griechische Umgebung, und sogar die schreckliche Kleopatra von Syrien (um 140) schickte ihre Söhne zur Erziehung nach Athen und nach Kyzikos. Daß nach Alexander die Fürsten keine Orientalinnen, sondern nur noch Diadochinnen heirateten, dürfte hievon wohl die Hauptursache sein.

Unter den ersten Diadochen verdient aber noch eine besondere Betrachtung der Städtebelagerer *Demetrios*. Dieser

wunderbar begabte Mensch repräsentiert einen im Altertum auch sonst (von Alkibiades bis Antonius) bekannten Typus in höchster Vollständigkeit: er ist nämlich heroisch und stellt zugleich als Schauspieler Heroen vor; was ihn und seinesgleichen dabei von Modernen unterscheidet, ist, daß sie mit ihrer Betörungsgabe ganz unmittelbar auf die Phantasie wirken *wollen* und daneben selber ein Stück von Phantasten sind. Schon äußerlich groß und von eigenartiger, an einen Heros erinnernder Schönheit, so daß ihm Fremde auf Weg und Steg nach- und entgegenlaufen, um ihn zu sehen, macht er im Gefühle seiner Erhabenheit keinen Unterschied zwischen der Menge, die er verachtet, und den Mächtigen und kann seiner Umgebung furchtbar werden, dann aber auch wieder sehr gewinnend sein, und ebenso ist er bald Genuß, bald wieder ganz Tätigkeit, so daß er im Kriege kräftig, nüchtern und allen voran erscheint, während er sich in ruhigen Zeiten in Gelagen stark gehen läßt und, wie es heißt, *das* Leben gerne wieder gehabt hätte, das nach der mythischen Vorstellung der Leute zu den Zeiten des Dionysos florierte. Mit seinem barschen und stolzen Vater Antigonos, von dem aber Plutarch bereits auch einige edlere Züge mitteilt (obwohl auf ihm immer der Untergang des Eumenes und der Mord einer Schwester Alexanders lasten wird), steht er auf bestem Fuß und hat hiebei auch schon frühe Gelegenheit, eine schlimme Torheit desselben gut zu machen¹. Da er beim Tode Alexanders, an welchen er sich ohne Zweifel genau erinnerte, vierzehnjährig war, konnte er, im Lager erzogen, dessen Odyssee gleich von Anfang an mitmachen; indem er sie nach dem Tode des Königs fortsetzte, mochte er, beständig auf der Suche nach Königreichen, zu den großartigsten Abenteuern der Welt kommen. Nachdem er ein erstes Kommando (317) im Kriege gegen Eumenes bekleidet hat, überläßt ihm der durch das große Gegen-

¹ Antigonos glaubte auf einen Traum hin den Mithridates töten zu müssen, der mit seinem Sohne zusammen aufgewachsen war; dieser aber warnte den Freund, der darauf floh und so Gründer des pontischen Königshauses wurde.

bündnis aller übrigen Diadochen bedrohte Antigonos (313) den Befehl in Syrien gegen Ptolemäos; und nun ist es interessant, wie Diodor (XIX, 81) ihn bereits bei dieser Gelegenheit so einführt, daß nicht nur sein Heer, welches er vor der Schlacht bei Gaza (312) zu einer Ekklesie versammelt, sondern auch der Leser für den glänzenden jungen Helden Partei ergreifen soll. Freilich werden dann seine Krieger, die es in echter Spielerstimmung lieber mit dem jungen, unverbrauchten, als mit dem alten Führer versuchen wollten, geschlagen und reißen ihn trotz seiner Bitten in ihre Flucht mit; als er aber hernach das Heer des Ptolemäos aus Syrien zurückgeworfen hat, äußert der Vater doch seine ganz besondere Freude an dem Sohne, der sich selbständig aus schwieriger Lage gezogen, und hält ihn für königlicher Herrschaft würdig.

Hierauf gelingt ihm zwar die Eroberung von Babylon gegenüber Seleukos nicht, wohl aber gegenüber Ptolemäos die von Halikarnaß und andern kleinasiatischen Städten, und jetzt unternimmt er von Ephesos aus seine berühmte Fahrt zur Befreiung des eigentlichen Hellas von der Tyrannei Kassanders, gegen das er, wie auch sein Vater, von einem merkwürdigen Idealismus erfüllt ist; er nimmt die Hafenstädte Athens und Megara und zieht in Athen selbst ein. Es hatte wohl keine große Wirkung auf die damalige Welt mehr, wenn man hörte, in welche Kosten sich die Phantasie der Athener versetzte, um ihn als ihren Befreier zu feiern. Seiner eigenen Phantasie aber schmeckte der Schwindel, als erhaltende Gottheit von Athen gepriesen zu werden, wirklich; es war doch höchst angenehm, daß *diese* Stadt ihm ihren Kultus, ihren Mythos und ihre Genüsse entgegnetrug; auch gewährte ihm dieser Aufenthalt eine Erholung zwischen das beständige Lagerleben und die ewigen Asiatengesichter hinein, zwischen welchen er so viele Jahre zugebracht. Und sodann haben doch Antigonos und er von allen Diadochen am ernstlichsten gewünscht, daß die Städte von Hellas ihnen frei- und gutwillig befreundet sein möchten, weil sie (zumal der Vater) am deutlichsten einsehen mochten,

daß man für die Herrschaft im Osten die echten Hellenen und ihren Geist doch nicht entbehren könne, während eine eigentliche Herrschaft über dieselben nur mit großen Opfern zu behaupten wäre.

Im folgenden Jahre (306) gelingt es ihm, dem Ptolemäos Zypern zu nehmen. Die Schilderung seiner gewaltigen Tapferkeit in der Seeschlacht gegen diesen, wie er, auf dem Hinterteil seiner Heptere¹ stehend, in einem dichten Gewühl Speere schleudert und mit seinen Schutz Waffen Geschosse auffängt, lautet fast homerisch². Antigonos und er nennen sich nunmehr Könige, und jener überläßt die Führung der Kriege dem glücklichen Sohne, dem er sein Schwelgen nachsieht, nicht ohne einige hübsche Witze darüber zu machen. Demetrios treibt es allerdings sehr toll. Während er von jungen Jahren an mit Phila, Antipaters Tochter, verheiratet ist und in Athen zu dieser noch Eurydike, die Witwe des von Agathokles ermordeten Ophellas von Kyrene, geheiratet hat, ergibt er sich beständig einem ausgezeichneten Hetärenleben und ist in dieser Zeit ganz von der auf Zypern erbeuteten, famosen Flötenspielerin Lamia beherrscht, so daß er, obschon viel jünger als sie, einzig als ihr Liebhaber erscheint³. Und dies alles hindert ihn doch nicht an den gewaltigsten Unternehmungen. Seine Spezialität sind enorme Schiffe und, das Staunen aller Feinde: die Belagerungsmaschinen (*Helepoleis*). Trotz dieser kann er zwar Rhodos durch die berühmte Belagerung von 305/4 nicht nehmen, erobert aber dafür in einem siegreichen Feldzug gegen Kassander Chalkis und andere Orte und zieht zum zweiten Male in das hiedurch befreite Athen ein, um noch einmal auf die Schmeichelei der Athener vollständig einzugehen. Sie geben ihm jetzt den Titel eines Führers (*ἡγεμόν*) von Griechenland, lassen ihn in ihrem Parthenon wohnen, weihen ihn in ihre großen Eleusinien ein usw., und der große Abenteurer scheint alles für bare Münze zu nehmen, führt aber nebenbei ein wüsteres Leben als je.

¹ [Einem Schiffe mit sieben Ruderreihen]. — ² Diodor XX, 52.

³ Darüber, wie sich seine übrigen Hetären über das Alter der Lamia mokierten, vgl. Plutarch Demetr. 27.

Gold selbst bis auf die Schuhe, und auf der für ihn bestimmten Chlamys ist das Weltsystem eingewirkt. Auch schwelgt er wieder sehr, wird unum- und unzugänglich und erweckt z. B. dadurch, daß er einen ganzen Stoß Bittschriften ungelesen von der Axiosbrücke in den Fluß wirft, bei den Makedoniern das Gefühl, daß ihm das Kleine verleidet sei, und daß sie mehr von einer übermütigen Laune als von einer königlichen Regierung abhängig seien. Mit Pyrrhos verträgt er sich zwar zunächst nach Kämpfen von wechselndem Erfolge eine Weile; als er sich dann aber anschickt, mit 110 000 Mann und 500 Schiffen das ganze große Reich seines Vaters wieder zu erobern und sich darauf sofort eine Allianz aller übrigen gegen ihn bildet, da geht seine Herrschaft aus den Fugen. Schon bei einem ersten Vorstoß gegen Lysimachos muß er sehen, daß seine Leute Miene machen, zu diesem überzulaufen, und als er glaubt, die Makedonier würden ihm wenigstens den Pyrrhos als einen Fremden nicht vorziehen, täuscht er sich erst recht; denn sie halten den für den königlichsten, der in den Waffen der mächtigste sei, und lassen ihm, als beide Heere sich gegenüber lagern, sagen, er möge sich durch die Flucht retten, sie seien es satt, für seine Schwelgerei Krieg zu führen. Da vertauscht er im Zelt seine „tragische“ Chlamys mit einer dunkeln und flieht (287) in der Stille nach siebenjähriger Herrschaft, indes sich Lysimachos und Pyrrhos in Makedonien teilen.

Über Kassandrea, wo seine Phila an seinem Glück und seinen Königschancen verzweifelt und sich vergiftet, erscheint er in Griechenland und geht als Privatmann in den Städten, selbst in Theben, herum, hofft aber doch bald wieder und nimmt wieder königliche Formen an. Die Athener, die zunächst ihren niederträchtigen Trotz erneuern, rufen, als er nun wieder mächtiger erscheint, Pyrrhos zu Hülfe an, lassen ihn dann aber, da er ihre Stadt nun doch belagert, durch den Philosophen Krates begütigen. Und jetzt fährt er mit 12 000 Mann nach Asien, um dem Lysimachos Lydien und Karien abzunehmen. Wirklich erobert er auch, zur Abwechslung mit

lebt Demetrios in sicherer Hut mit Jagd und guter Verpflegung aus, in Paradeisen¹ und Alleen und im Umgang mit Fluchtgenossen. Er meldet nach Hause, man möge ihn und alles, was von ihm komme, wie wenn er tot wäre, ignorieren und alle Reste der griechischen Macht seinem Sohn Antigonos übergeben. Dieser trug Trauergegend und bot sich als Geisel für den Vater an, und viele Städte und Dynasten baten für Demetrios; nur Lysimachos bot große Gaben für seine Tötung. Seleukos aber bewahrte ihn der Stratonike und dem Antiochos, d. h. er wollte ihn wohl bei Tochter und Eidam ausleben lassen. Und nun ergibt sich Demetrios dem Trunk und Spiel und macht sich seine Philosophie über seinen frühern Ehrgeiz, stirbt indes schon nach zwei Jahren vierundfünfzigjährig (283). Seleukos aber bereut, ihn nicht edler behandelt zu haben und sendet seine Asche in einem prächtigen Triumphzug nach Korinth, von wo sie der Sohn in das thessalische Demetrias bringt und daselbst beisetzt.

Und nun als Variante der Mann, der nicht aus dem Kreise Alexanders, sondern aus dem Hause eines unbemittelten Bürgers von Rhegion stammt, der es auch in erster Linie nur mit der Herrschaft über verzweifelnde Hellenen zu tun hat und Barbaren sich nur als Feinde und momentan Unterworfenen gegenüber sieht, der aber im höchsten Grade den Typus des furchtbaren, klaren, mit jedem Entschlusse vertrauten Spätgriechen darstellt, *Agathokles von Syrakus*. Nach einer merkwürdigen Kindheitsgeschichte² gelangt dieser 361 geborene Mensch mit

¹ [Parken].

² Diodor XIX, 2 erzählt, wie sein durch Verbannung von Rhegion nach dem unter karthagischer Botmäßigkeit stehenden Therma gelangter Vater Karkinos durch ein Orakel vor dem zu erwartenden Kinde gewarnt wird, welches für Karthago und ganz Sizilien Ursache großen Unglücks sein werde. Als das Kind geboren ist, setzt er es darum auf Volksbeschluss aus (diese Aussetzung erfolgt nicht in rein griechischem Sinne, sondern es scheint etwas vom Molochsglauben hineinzuspielen), die Mutter aber weiß es nachts den Wächtern zu entwenden und

der Umstand, daß in der Folge Pyrrhos als sein Eidam mit solchem Jubel empfangen wurde, beweisen, daß er ein außerordentlicher Mensch war, und daß man ohne einen solchen kaum mehr auszukommen hoffte; aber die Sympathie Neuerer, welche an ihm alles ins Licht zu setzen wissen, ist und bleibt bedenklich.

Einen ganz besondern Anblick gewährt dann wieder *Pyrrhos*. — Dieser braucht sich vor allem nicht wie Demetrios zum Gotte erklären zu lassen; denn durch seine Stammväter Achill, Peleus und Äakos, den Sohn des Zeus, ist er göttlicher und heroischer Abstammung von vornherein gewiß; er hat dadurch neben andern merkwürdigen Eigenschaften auch z. B. die Gabe, Milz-süchtige zu heilen. Die Herrschaft hatte er indes trotz seines Erbrechts lange nicht in sicherer Aussicht. Der Zustand in Epirus war noch von einer eigentümlichen Wildheit und die Hegemonie der Molosser über die übrigen epirotischen Stämme so unsicher als das molossische Königtum selbst. Sein Vater Äakides wird, als er erst sechs Jahre alt ist, in das böse Schicksal der Olympias, seiner nahen Verwandten, verwickelt und (316) durch einen Volksbeschluß abgesetzt und vertrieben, ein Vorgehen, welches in diesem Hause sonst unerhört gewesen sein soll¹, und während im Lande Kassander mächtig ist, wird das Kind bei dem illyrischen Taulantierkönig Glaukias, zu dem man es geflüchtet hat, erzogen. In jungen Jahren wird er einmal in sein Königreich zurückgeführt, aber bald wieder verjagt und macht nun als Verbannter die letzten Züge des Antigonos mit, der große Freude an ihm hat und auf die Frage, wer der beste Feldherr sei, die Antwort gegeben haben soll: „Pyrrhos, wenn er alt sein wird.“ Nachdem er (301) bei Ipsos mit seinem Flügel, wenn auch umsonst, gesiegt hat, behauptet er für Demetrios, den Mann seiner Schwester Deidamia, die Trümmer von dessen Herrschaft in Griechenland und geht dann als Geisel für ihn nach Alexan-

¹ Diodor XIX, 56.

dria. Und hier beginnt sein Glück; denn, da er sich dem Ptolemäos auf Jagden und im Gymnasion und dessen Gemahlin Berenike durch Mäßigkeit im Leben empfohlen hat, bekommt er, vor mehrern andern Fürsten bevorzugt, die Antigone, eine Stieftochter des Königs, zur Gemahlin und Schiffe und Geld zur Heimkehr nach Epirus. Zunächst muß er hier die Herrschaft mit dem vorgefundenen Prätendenten Neoptolemos teilen. Diesen aber, der ihn mit Gift bedroht, tötet er bei einem Opfermahl, wird, indem er die Epiroten für Einheit der Herrschaft begeistert, deren Alleinherr und erhält infolge des Bruderstreites der Kassandriden sogar Akarnanien, Amphilochien und Ambrakia. Wir haben bereits (S. 297 f.) gesehen, wie er darauf allmählich Streit mit dem nunmehrigen König von Makedonien, seinem Schwager Demetrios, bekommt und dabei den Makedoniern durch seine persönliche Tapferkeit imponiert. Ganz homerisch läßt er sich damals mitten in einer Schlacht von Pantauchos, dem Feldherrn des Demetrios, zu einem Zweikampfe fordern und besiegt ihn. Als er aber Makedonien durch den Abfall der Makedonier von Demetrios großenteils hat und behalten könnte, überläßt er es schon nach kurzer Zeit seinen innern Wirren und dem thrakischen Lysimachos und geht nach Epirus zurück. Daß er dann doch hier nicht ruhig sitzen kann, erklären wir uns einfach aus seinem Temperament. Für ihn hatte, ganz wie für die mythischen Heroen, nicht der Besitz, sondern nur das Erwerben Reiz, es schien ihm, wie Plutarch klar sagt, ekler Müßiggang, andern nicht Not zu machen noch von ihnen solche zu erleiden¹. So hält er denn die Strategie für die eigentlich königliche Kunst und ist Demetrios darin sehr ähnlich, daß er beständig seine Kräfte messen muß und Verlorenes leicht verschmerzt; nicht einmal um Sieg, sondern nur um Gesundheit soll er bei seinen Gelübden und Opfern gebetet haben; denn damit finde sich Sieg, weite Herrschaft, Ruhm und Reichthum von selbst.

¹ Plutarch, Pyrrhos 13.

Und nun boten sich ihm als Objekt für seine kriegerische Tätigkeit im Westen unruhige Griechenstädte, tapfere italische Landbevölkerungen und vollends ein Rom. Er brachte zu dieser Aufgabe Eigenschaften mit, die an Alexander erinnerten; schon in Makedonien hatte sich das Urteil bilden können, in seinem Äußern und seiner Schnelligkeit und Bewegung gleiche er diesem; man sehe an ihm gewissermaßen einen Schatten von seiner kriegerischen Vehemenz und Macht, und während andere Könige ihn in prachtvollem Aufzug, Gefolge, Gesten und großen Worten nachahmten, stelle er allein ihn lebendig in der kriegerischen Kraft dar. Auch war er milde gegen seine Umgebung, im Gegensatz zu seinem mehr furchtbaren als majestätischen Gesichtsausdruck zurückhaltend im Zorn und generös gegen Spott und Schmähungen, zu Gunstbezeugungen aber ohne Rückhalt geneigt. Er hatte Freunde wie Kineas, einen Thessaler, auf welchem noch ein Abglanz davon ruhte, daß er einst Demosthenes gehört; daraus, daß vom sizilischen Zuge an Unwürdige an die Stelle dieses seines guten Genius traten, möchten wir schließen, derselbe habe damals nicht mehr gelebt. Worin es bei ihm entschieden anders als bei Alexander bestellt ist, das ist der Umstand, daß er weder einen Stab noch ein Nationalheer wie dieser hat; anfangs folgen ihm zwar noch epirotische Milizen und makedonische und ätolische Hilfsvölker, im ganzen aber hat er es mit Söldnern und unsichern Verbündeten zu tun.

Auf seinem italischen Zuge behandelt er nun die Tarentiner sogleich ohne alle Umstände. Aber beim Anblick der Römer erwacht sofort der objektive Kenner des Kriegswesens. Schon beim Auskundschaften ihres Lagers sagt er in Anlehnung an ein Dichterwort, diese Ordnung sei zwar von Barbaren getroffen, aber keine barbarische, und gleich nach dem Sieg bei Heraklea (280) findet er, mit diesen Kriegern zusammen müßte man Italien beherrschen können, ja die Welt wäre sein, wenn er ihr Feldherr wäre. Er ist der erste Hellene hohen Ranges, welcher Rom entdeckt und offen bewundert, wie anderseits Rom in ihm den ersten großen Hellenen entdeckt. Aber ver-

Sizilien bewohnenden Hellenen als einen seines Stammes und seiner Macht würdigen Kämpfer zeige, ersteigt dann — ganz wie Alexander in der Maller-Stadt — zuerst die Mauer, haut wie ein Soldat alles um sich nieder und hält dann zum Schluß ein herrliches Siegesfest mit Agonen aller Art. Aber nach drei Jahren kommt ihm bei dem allgemeinen Widerstande, welchem seine weitem Pläne in Sizilien begegnen, die Bitte doch wieder sehr willkommen, dem von Rom hart bedrängten Unteritalien von neuem Hülfe zu bringen, und mit seinem Scheiden fällt sein sizilisches Reich zusammen; er weiß und sagt, daß er die Insel den Karthagern und Römern zum prächtigen Kampfplatz hinterlasse.

Nachdem unterwegs seine Beuteflotte von den Karthagern bei der Überfahrt schwer geschädigt worden ist, muß er noch bei Lokroi ein mamertinisches Heer¹ schlagen, wobei es wieder zum Zweikampf in der Schlacht kommt; er haut, obschon verwundet, einen gewaltigen Mamertiner, der ihn herbeikommen heißt, wenn er noch lebe, von oben herunter in zwei Stücke. Indes, da er nun wieder in Tarent ist, hat er zwar wohl noch 23 000 Mann; es sind aber griechische Landstreicher und Barbaren, während seine tapfern Epiroten (die einst ohne Zweifel in Hoffnung auf guten Raub mitgegangen waren) lange tot liegen. Und nachdem er (275) bei Benevent unterlegen ist, hat er keine andere Wahl mehr, als nach Epirus zurückzukehren, bevor die karthagische Flotte ihn absperrt.

Vergeblich stellt er jetzt Hülfbegehren an die Könige von Makedonien und Syrien, indem er sie vor Rom warnt; man fürchtet ihn im Osten nicht mehr und weist ihn ab, und Antigonos Gonatas vergleicht ihn damals mit einem Spieler, der trefflich würfelt, aber seine Würfe nicht zu benützen versteht. Da er nun aber zwar noch 5000 Mann zu Fuß und 500 zu Pferde nach Epirus gebracht hat, indes kein Geld mehr hat, um diese zu ernähren, muß er sich nach einem Krieg umsehen. Und

¹ [Ein Heer kampanischer und oskischer Söldner].

ihm dieser das Haupt hinwirft, und läßt Haupt und Leib mit allen Ehren verbrennen und bestatten.

Nach diesem Blick auf die Persönlichkeit der Diadochen müssen wir noch die Ausbildung ihrer Reiche, ihre Politik und Regierung betrachten. Sie sind die ersten Griechen, welche sich großer Staaten bemächtigen, und haben dabei den Vorteil, daß die persische Regierung überall nur die Erinnerung an Ohnmacht und Abscheu hinterlassen hat, so daß selbst Persis¹ keinen nationalen Retter mehr stellt. Und nun tragen sie mit einer einfachen Logik auf ihr Fürstentum die griechische Staatsidee über. Dem Staat war bei den Griechen gegen den Einzelnen gar alles erlaubt gewesen, und den unterlegenen Gegner hatte die Polis (oder wer sich dafür ausgab) ohne alles Erbarmen zernichtet. Diesen Staat fühlt nun der einzelne Diadochenfürst samt allen Rechten in sich konzentriert; er ist die zum Individuum gewordene Polis und könnte so gut als Ludwig XIV. aussprechen: „l'état c'est moi.“ Vielleicht mit voller Naivität begeht er dann alles das, was zur Befestigung seiner Herrschaft irgend zweckdienlich ist, auch, was immer entsetzlich bleibt, den konsequenten Wortbruch gegen Gegner, die sich auf Sicherung des Lebens hin ergeben; denn, was man heute unterließe, müßte man vielleicht in einem Jahre mit ganz andern Blutströmen nachholen oder selber untergehen. Rücksicht auf das Leben der Konkurrenten, Teilung der Macht in irgend einer Art kommt diesen Fürsten nicht in den Sinn²; da sie aber wirklich nach der Zweckmäßigkeit morden, so können sie auch später, sobald ruhige Zeiten da sind, nach der Zweckmäßigkeit regieren. Ihr Despotismus ist also wesentlich ein anderer als der der griechischen Stadttyrannen, welche zu Gegnern Bürger

¹ [Das heutige Farsistan, die Stammprovinz der persischen Könige].

² Das Objekt ihrer Herrschaft ist im Grunde die ganze Welt, nicht nur, was Alexander hinterlassen hat, sondern auch seine Projekte. So meint Ophellas ganz ernstlich, obwohl er dem Agathokles nicht viel über 10 000 Mann zuführt, er werde sich Karthagos und seines Reichthums bemächtigen. Diodor XX, 40.

haben und aus der Gewaltherrschaft nie herauskommen und anderseits auch als der des altorientalischen Despoten. Es sind Gräko-Makedonier in großen Verhältnissen, und ihre Gegner sind andere Diadochen oder auch hie und da abfallende Bevölkerungen barbarischer Nationalität. Es kann sich fragen, ob nicht von diesem Gesichtspunkt aus selbst für Kassander eine Art Ehrenrettung möglich wäre. Er hat zwar von Anfang an üble Prädikate des Übermutes und der Heftigkeit, und Antipater selber vermacht nicht ihm, sondern Polysperchon die Reichsverweserschaft. Aber er erhält diese in der Folge doch durch Philippos Arrhidäos oder vielmehr dessen Gattin Eurydike, und als nun, da er kaum den Rücken gewandt hat, Olympias in Makedonien erscheint und nicht nur an diesem Königspaar, sondern an hundert Anhängern, darunter auch einem Bruder Kassanders, furchtbare Rache nimmt, mag er fortan alles für erlaubt gehalten haben: die Tötung der Olympias, die Vermählung mit Philipps Tochter Thessalonike, später, damit die Makedonier auch nicht mehr von deren Thronerhebung sprechen, den Mord des jungen Alexander und der Roxane, endlich durch den bestochenen Polysperchon den des Herakles, des Sohnes Alexanders und der Barsine; daß die Söhne Alexanders von Orientalinnen jemals fähig gewesen sein würden, Makedonien auch nur ein paar Monate zu regieren, ist freilich sehr zweifelhaft. Im übrigen muß Kassander, der (297) als König gestorben ist, nach seinen Kämpfen mit Demetrios zu schließen, ein Mensch von größter Kraft und Entschlossenheit gewesen sein. Was aber Verbrechen betrifft, so besinnt sich auch der sonst wegen Menschenfreundlichkeit sehr gelobte Ptolemäos Lagi keinen Augenblick, gefährliche Leute und solche, die es werden konnten, auf eigene Faust aus der Welt zu schaffen; sein Sohn „Philadelphos“ tötet Brüder. Und Antigonos läßt nicht nur den des Abfalls verdächtigen Mithridates von Pontus töten, sondern auch die von Diadochen vielumworbene letzte Schwester Alexanders, Kleopatra. „Mord oder Hochzeit“ war offenbar der Spruch gegen die Frauen dieses Hauses.

Den Anfang zur Entstehung der Diadochenreiche macht jenes ganz unerhörte Herumjagen, das man sich zu leicht mit der Schlacht bei Ipsos (301) als einigermaßen beendigt denkt. Man beginnt nach Alexanders Tode mit einem Notvertrage der Marschälle als Satrapen, wobei echt griechisch ist, daß sich sofort Viele gleichberechtigt dünken. Es geht aber nicht lange, bis der Eindruck vorherrscht, es seien Königreiche, nicht Statthaltschaften verteilt worden. Und nun haben nacheinander Absichten auf das Ganze: Perdikkas, der bald ermordet wird, aber doch lange genug lebt, um sich mörderisch und gewalttätig zu zeigen, Antigonos, der noch in seinem achtzigsten Jahre darnach strebt, nachdem er der erste gewesen ist, der offenkundig vom Königshaus abfiel, endlich Seleukos und sein Haus. Es müssen desperate Zeiten gewesen sein, da man in dieser hadernnden Republik von Riesen der Sache gar kein Ende absehen konnte; und eigentlich hört, so lange die einzelnen noch Kräfte haben und Rom das Monopol des Handelns noch nicht besitzt, der Kampf gar nie auf. Die Seleukiden z. B. kämpfen, so lange sie können, gegen Ptolemäer, Pergamener, Abtrünnige aller Art, dann gegen Parther, Makkabäer, Staaten des nördlichen Kleinasiens usw.; ganz am Anfang haben sie es auch noch mit Indien zu tun. Vollends unglaublich bunt aber ist fünfzig Jahre lang von Alexanders Tode bis zum festen Besitz des Antigonos Gonatas die Geschichte Makedoniens. Hier geht durch den Fluch ob der Ausrottung des ganzen temenidischen Königshauses, welches immer eine Geschichte von der höchsten weltgeschichtlichen Tragik sein wird, das Geschlecht Antipaters und Kassanders unter, und nun herrschen in dem unglücklichen Lande teils sukzessiv, teils neben einander: Demetrios Poliorketes, Pyrrhos, Lysimachos, Ptolemäos Keraunos, die Gallier, bis endlich die Antigoniden Meister werden. In der Galliernot lernten die Makedonier die großen Toten Philipp und Alexander wie Götter anrufen; sie hatten sich aber lange einen Diadochen nach dem andern angesehen, und die Leichtigkeit, womit Armeen und Volk zu einem neuen Herrscher übergingen, war erstaunlich;

man konnte förmlich darauf spekulieren, einander die Mannschaft abzujagen.

Was den *Königstitel* betrifft, so deutet Plutarch an, wie er (um 306) von Antigonos, Demetrios, Ptolemäos, Lysimachos und Seleukos wie mit einer Art von Scheu allmählich angenommen wurde¹; das Heer des Antigonos hatte das Signal gegeben, und die übrigen Fürsten folgten aus Rivalität nach; nur Kassander wollte auffallenderweise nichts davon wissen, obwohl erst die von ihm anbefohlene Tötung der Roxane und des jungen Alexander den Diadochen die Möglichkeit gegeben hatte, in ihren Gebieten gewissermaßen eroberte Königreiche zu sehen, und obschon die andern ihn mündlich und schriftlich König nannten². Der Titel brachte dann den höhern Ton und abgeschlossenen Umgang mit sich, indem man „wie tragische Schauspieler zugleich mit der äußern Tracht auch die Manier im Gehen und Sitzen und Reden und Grüßen änderte“. Je mehr es aber während dieser Kämpfe im ganzen vordern Asien eine ausgemachte Sache war, daß die Diadochen Souveräne seien, desto gewisser war es bei ihnen, daß sie weiter *kämpfen* mußten. Der Rang, den die einzelnen bei Alexander gehabt hatten, entschied bei diesen Herrschaftsfragen nichts mehr; vielmehr lebte gerade in den Tüchtigsten, wie Pyrrhos, eine von aller Legalität unabhängige Voraussetzung, daß Länder erobern und Reiche gründen dürfe, wer da könne; die militärische Persönlichkeit gab einstweilen den Ausschlag; was einer verlor, gewann gewiß und unvermeidlich ein anderer.

Nun kommt es zwar in diesen Kämpfen zu einzelnen ritterlichen Gentillessen, die für gewöhnliche Griechen ganz unverstündlich sein mochten und einen eigentümlichen makedonischen Zug verraten, teilweise wohl auch daraus zu erklären sind, daß man sich noch vom Agema Alexanders her kannte. Aber dazwischen kommen die rücksichtslosesten Gewalttaten und Morde zwischen den

¹ Plutarch, Demetrios 17 f. — Vgl. auch Diodor XX, 53.

² Diodor XIX, 105. — Agathokles nannte sich dann auch König, weil er fand, er stehe an Macht, Gebiet und Taten den Übrigen nicht nach. Diodor XX, 54.

einzelnen Dynasten und ganz besonders auch innerhalb der einzelnen Dynastien vor, und die Massen sind gegen diese Dinge so abgestumpft, daß z. B. das Heer des Seleukos den Ptolemäos Keraunos als Herrn von Thrakien und Makedonien anerkennt, nachdem dieser (280) den greisen König, dessen Begleiter er ist, auf dem thrakischen Chersones bei der Besichtigung des alten Argos-Altars ermordet hat.

Zu einem eigentlichen politischen System oder gar „Gleichgewicht“ kam es auch später nie. Während der Sukzessionskriege selber gab es nur Kriegsbündnisse und Friedensschlüsse des Augenblicks mit Grenzveränderungen und Prinzessinnenvermählungen, aber ohne die mindeste Sicherheit. Vielmehr ließen die Ansprüche der zwei größten Dynastien, nämlich die der Seleukiden wenigstens auf das ganze diadochische Asien und die der Ptolemäer auf Syrien, Palästina, Zypern, Karien, Kykladen und thrakische Positionen, sowie die Sorge aller Kleinern den Orient nie gründlich zur Ruhe kommen. In der Regel waren Makedonien und Asien gegen das Ptolemäerreich verbündet; denn die Ptolemäer, welche nach Polyb¹ wenigstens anfänglich eine eigentliche auswärtige Politik hatten und auf dieselbe noch größern Ernst verwandten als auf die Regierung von Ägypten, und welche ferner sowohl durch den Besitz jener Außenposten als durch ihren entschiedenen Vorrang als Seemacht dieses ihres Ägyptens sicher waren, hatten durch ihre Flotte die Möglichkeit, sich als Schutzmacht aller Kleinen zu geben, und dies mußte zu beständigen Konflikten führen. Und doch haben dann die größten Kriege nur geringe Resultate von einiger Dauer.

Den Angelpunkt des Schicksals für die auswärtige Politik aller Diadochenreiche bilden die Jahre vor und nach 200 v. Chr., da zuerst Philipp III. dem Hannibal rechtzeitig zu helfen versäumt, und dann Antiochos III. Philipp nicht gegen die Römer unterstützt. Nach Kynoskephalä (197) konnten dann die Römer von Antiochos die Freiheit aller Griechenstädte, die Räumung Europas und die

¹ Polyb. V, 54.

Restitution von allem, was Ptolemäos und Philipp besessen hatten, verlangen. Sein Römerkrieg (192) kam zu spät, und nachdem er die Schlacht bei Magnesia am Sipylos verloren hat, muß er (189) Asien bis zum Taurus abtreten und außer einer enormen Kriegskontribution seine Elefanten und Schiffe hergeben. Seitdem müssen die Diadochen, wenn sie einander je angreifen wollen, immer erwägen, was Rom dazu sagen werde, und dieses hat es leicht, sie gegen einander in tiefem Mißtrauen zu halten.

Was das *Dynastische* betrifft, so hätte die Erbfolge innerhalb der Königshäuser aus allen Kräften gesetzlich müssen gesichert und geregelt werden. Statt dessen aber finden sich in dieser Beziehung die erstaunlichsten Sprünge, und infolge davon geht es in allen Fürstenthümern fast von Anfang an mörderisch zu. Um von entfernten Verwandten des königlichen Hauses abzusehen, welche etwa als Statthalter Verrat üben und dafür fürchterliche Strafe zu leiden bekamen, so erscheint gerade die nächste Verwandtschaft am schrecklichsten heimgesucht. Kinder, Mütter, Frauen werden mehrfach beseitigt, und der Brudermord ist beinahe wie ein mathematisches Postulat zu gegeben.

Die Hauptursache hievon sind die diadochischen *Ehen*, ein Unikum in der Monarchengeschichte von Orient und Okzident. Politische Ehen hatte es schon im alten Orient oft gegeben, und auch zwischen griechischen Tyrannenhäusern waren solche vorgekommen. Jetzt heiraten die Diadochen, indem sie sich jedenfalls mit Absicht nicht mehr wie Alexander mit Orientalinnen verbinden, außer eigenen Schwestern nur sonstige Diadochinnen, so daß sich hier der Begriff der Ebenbürtigkeit in seinen Anfängen zu melden scheint; man rechnete, zumal bei politischen Allianzen, von Anfang an auf die Wirkung des Geblüts und gab daher bei Bündnissen, Friedensschlüssen, Grenzveränderungen und ähnlichen Anlässen die Schwester oder Tochter an den Paziszenten, der sie zur Garantie einbedungen hatte. Indes wandelten

sich nun, abgesehen von der oft schrecklichen Persönlichkeit dieser Fürstinnen von Olympias an und von der Untreue und Ausschweifung der Fürsten, in den ersten Dezennien nach Alexander die politischen Konstellationen sehr rasch, und ein Fürst konnte wünschen, eine Prinzessin, durch welche er einen Reichsanspruch erheiratet, nach erreichtem Ziel loszuwerden. — Die gelindere Auskunfft war die Polygamie, indem man bei einer neuen Konjunktur eine zweite und dritte Frau nahm. Wir finden dieselbe schon beim ältern Dionys, bei dem sie wohl auch schon einen politischen Grund gehabt hat, und im makedonischen Königshause war sie hergebracht und auch von Philipp und Alexander geübt worden.

Um aber auf die politischen Ehen zurückzukommen, so muß konstatiert werden, daß unter allen Umständen, ob man bei veränderten Konjunktoren die frühern Gemahlinnen beibehielt oder verstieß oder tötete, die Wirkung dieser Dinge auf den Charakter der Fürstinnen die schlimmste war; den Kindern aus den übrigen Ehen waren sie fast immer feind, und einem Stiefsohn gegenüber spielte die Diadochin da und dort die Rolle der Phädra. Sultaninnen darf man diese Frauen nicht nennen, insofern die moderne Sultanin im seltensten Falle als Tochter eines andern Hauses Ansprüche erhebt und überhaupt nicht öffentlich auftreten und Partei machen kann; ihr Einfluß geht nicht über die Schwelle des Harems hinaus. Die Diadochinnen dagegen bringen — hierin den Achämenidinnen, z. B. einer Atossa, gleichend — politische Ansprüche in die Ehe und handeln auch so, als hingen solche an ihrer Person. Sie und bisweilen auch die Gemahlinnen bloßer Stadttyrannen und Festungskommandanten haben so plötzlich eine höhere Bedeutung, als bisher Griechinnen gehabt haben, und nun gehen von ihnen, indem das makedonische Geblüt und die asiatische Tradition zusammenkommen, Entschlüsse und Taten bisweilen furchtbarer Art aus. Mehrere erscheinen als *Mixta composita* aus Olympias und Parysatis; man denke nur an die entsetzlichen Taten der Laodike, welche ihren Gemahl Antiochos II. (Theos) so-

wie eine andere (ptolemäische) Gemahlin desselben und deren Kind ermorden ließ und dann die böse Furie ihres eigenen Sohnes Seleukos II. Kallinikos wurde.

Wie weit die Diadochen in wichtigen Angelegenheiten das Volk, d. h. die gerade anwesenden makedonischen Truppen, um ihre Meinung befragten, möchten wir gerne wissen. Seleukos wenigstens soll dies getan haben, als er seinem Sohn Antiochos zu der Gemahlin Stratonike auch die östlichen Provinzen abtrat, indem er dazu eine vollzählige Ekklesie versammelte. In Makedonien hielt sich Kassander an die Ekklesie, als es sich um die Verurteilung der Olympias handelte, und anderswo befragte man etwa vor einer Entscheidungsschlacht die Armee. Im übrigen aber gab es jedenfalls keine innere Politik im alten Sinne; denn, wenn auch die Städte, zumal im Seleukidenreich, soweit sie hellenistisch waren, einen Schatten von lokalem Leben und Freiheit behielten, so ist doch der Diadochenstaat als solcher das Gegenteil einer griechischen Polis mit ihrem Leben und Leiden. Der Absolutismus, den z. B. der erste Seleukos mit dem Worte ansprach, daß immer das das Gerechte sei, was der König verfüge¹, führt hier schon nahe zu einem Fürstentum wie später das mohammedanische; auch mit der der römischen Kaiser könnte man die Führung der Herrschaft vergleichen; nur sind eben diese Staaten improvisiert, und keiner hat einen Boden, wie die römische Republik gewesen war. Unter dem Fürsten kommt eine bürokratisch organisierte Beamtenschaft, deren Befugnisse sich weit erstrecken, so daß z. B. die Strategen des ptolemäischen Reiches Zivil- und Militärgouverneure zugleich, somit so viel als Paschas sind. Während in Makedonien einst ein Adel als Kriegsorganismus vorhanden gewesen war, gibt es jetzt höchstens einen Standesunterschied, der auf Etikette, aber keinen mehr, der auf Geburt beruht, keine möglicherweise an einen Stand sich anknüpfende spezielle Pietät und Treue, und wenn also eine oberste Rangklasse am ptolemäischen Hofe die „An-

¹ Appian Syr. 61.

verwandten“ (*συγγενεῖς*) heißt, so sehen wir darin einen bloßen Titel und glauben nicht an einen Erbadel. Dagegen muß am ptolemäischen und in dessen Nachahmung am seleukidischen Hofe ein Zeremoniell ausgebildet gewesen sein, wie es der Hofstaat und die Beamtenhierarchie verlangt, und zwar war die Etikette wohl nach persischem Vorbild geregelt¹.

Bei der Inkonsistenz aller Diadochenhöfe und dem Mangel einer festen Hoftradition² wäre das Wünschenswerteste nun jederzeit möglichste persönliche Tüchtigkeit der Fürsten gewesen, zumal wegen des Umstandes, daß die Macht einzig auf eine Soldarmee begründet war. In casu³ mußte man sich aber auf alle Weise behelfen, und so „ernennt“ denn z. B. ein junger König wie Antiochos V. einen Reichsverweser und Vormund, wie später die seldschukischen Atabeks waren. Auch tauchen noch in der kräftigern Zeit schon ganz verruchte Verbrecher als Hauptminister auf, wie z. B. der Karier Hermeias, welcher den Hof Antiochos III., des Großen, zur Hölle macht.

Was die politischen Foltern und Strafen betrifft, für die es bereits während Alexanders Zug nicht an Beispielen fehlt, so genügt es schon, daß diese Fürsten Griechen sind, um sich gegen den Gegner alles zu erlauben; es kommt nun aber noch die vorgefundene Tradition des orientalischen Despotismus und etwa auch der griechischen Tyrannis hinzu. Kein Wunder, wenn politisch Bedrohte für sich und die Ihrigen den rechtzeitigen Selbstmord vorziehen.

Daß unter diesen Umständen die Geselligkeit an diesen Höfen eine gefährliche und der Aufenthalt daselbst für Literaten, Philosophen usw. unsicher ist, versteht sich leicht. Zwar muß man vor allem griechischen Umgang

¹ Über die Tracht der Diadochen selbst erfahren wir aus Plutarch Antonius 54, daß sie aus Soldatenschuhen, Chlamys und bindengeschmücktem, makedonischem Hut bestand.

² Es scheint z. B. über Ausstattung und Prinzentum jüngerer Söhne und Brüder des Königs gar kein Usus bestanden zu haben. Die drei jüngern Söhne des großen Attalos blieben Privatleute, während Eumenes als der Älteste König war. Strabo XIII, 4, p. 624.

³ [Im gegebenen Falle].

haben und liebt und wünscht bei den Leuten das böse Mundwerk; aber wehe ihm, wenn es gewisse Schranken nicht innehält! Einem solchen kann es gehen wie am Hofe des Lysimachos dem Telesphoros (noch dazu einem Hyparchen¹), den der König wegen eines Wortspiels auf die vomierende Arsinoe in einer Marderfalle herumführen und so sterben ließ². Der Zotendichter Sotades ferner, der, wenn er in Alexandria war, auf Lysimachos, bei diesem auf Ptolemäos Philadelphos und so anderswo auf andere Könige schmähte, glaubte sich vergebens sicher, als er verreist war, nachdem er in Alexandria den König wegen seiner Schwesterehe verhöhnt hatte; denn auf der Insel Kaunos packte ihn ein Stratege des Ptolemäos und versenkte ihn in einer bleiernen Kiste ins Meer³. Überhaupt kommen eine ganze Anzahl von Hinrichtungen von Literaten vor. Über das sonstige Verhältnis der Diadochen zu den Philosophen und über das zum Theaterwesen soll später noch gesprochen werden. Hier möge nur noch erwähnt sein, daß es auch an diesen Höfen an Parasiten nicht fehlte. Von jedem hervorragenden Diadochen bis in die späte Zeit wird irgend ein Hofparasit namhaft gemacht, dessen (oft fade) Witzworte wie die der bevorzugten Hetäre zitiert werden; noch Mithradates hatte seinen Kolax Sosipatros und Crassus seinen Andromachus von Karrhä.

Wie weit das Verwaltungswesen der asiatischen Diadochen wirkliche Verdienste hatte und über die bisherige persische und sonstige orientalische Routine hinausging, weiß niemand zu sagen. Ein Herrscher wie Antigonos hat als Herr über die Gegend des toten Meeres sofort den Gedanken, aus dem dortigen Asphalt eine Quelle von Einnahmen (*προσοδος*) zu machen, und da die Schätze Alexanders bald versiegten, wird man immer sehr auf Ausbeutung aller möglichen finanziellen Hilfsmittel haben müssen bedacht sein. Das meiste Geld haben jedenfalls immer die Ptolemäer gemacht, und wenn behauptet wird, daß Philadelphos, wie auch andere Diadochen, die Staats-

¹ [Statthalter]. — ² Athenäus XIV, 6. — ³ Ebenda 15.

wissenschaft eifrig gepflegt habe, so dürfte dies hauptsächlich auf die Kunst, die Finanzen in Blüte zu erhalten, zu beziehen sein¹; das Söldnerheer und die Flotte machten dies dringend notwendig.

Hier kommen wir nun auf das *Heerwesen*. Dieses war von Alexander auf eine höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht worden, und stolzere Truppen als sein Agema, welches nun ungefähr einem ersten Garderegiment entsprach, und seine berittenen Genossen (*ἑταῖροι*²) gab es nicht; wie auch die von Philipp vererbte Phalanx an Manövrierfähigkeit unübertroffen war; Makedonier, Söldner und eingedrungene Orientalen waren hier zu einem großen Heeresorganismus vereinigt.

Zunächst wirkt nun noch das durch Alexanders Großtaten ungeheuer gesteigerte Bewußtsein aller Mannschaften nach. Vor Schlachten zwischen Diadochen wird pathetisch daran appelliert. Der einzelne Feldherr mußte diese Leute sehr diskret behandeln und sich ihnen, um irgend einen außerordentlichen Entschluß bei ihnen zu erreichen, noch sehr gleich stellen. Auch hatten während des Sukzessionskrieges die Truppen noch sehr vielen eigenen Willen. Gleich nach Alexanders Tode schon entzweiten sich die verschiedenen Waffengattungen, und einem Korps wie den Argyraspiden schien jeder Dienst nach Alexander zu gering; freilich wurden diese, nachdem sie in der berühmtesten Manier den Eumenes verraten hatten, durch Antigonos absichtlich aufgeopfert, „sintemal der Verrat den Herrschern angenehm ist, aber den sich dazu her-

¹ Mommsen, Röm. Gesch. V. S. 560 sagt: „Wenn es der Zweck des Staates ist, den möglichst großen Betrag aus dem Gebiet herauszuwirtschaften, so sind in der alten Welt die Lagiden die Meister der Staatskunst schlechthin gewesen.“ [Die ptolemäische Finanzkunst hat jetzt in Wilckens „Griechischen Ostraka“ eine hochinteressante Beleuchtung erfahren. Oeri].

² [ἑταῖροι]. — Das Wort bedeutet den Stab; es heißt so aber auch eine Reiterabteilung, und zwar selbst noch im Heere des Antigonos in der Schlacht bei Gaza eine von 800 Mann. Diodor XIX, 82.

gebenden Einzelnen Verderben bringt¹. Aber auch später sind es eigentlich die Soldaten, welche darüber entscheiden, wer Diadoche sein könne und wer nicht.

Aus mehreren und einleuchtenden Gründen war es anfangs für jeden Diadochen höchst wesentlich, möglichst viele *Makedonier* in seinem Heere zu haben. Ihre Zahl bei den Heeren wird gerne besonders angegeben. Da aber Werbung in Makedonien nicht möglich war, mußte mehr als ein Diadoche dringend wünschen, Makedonien selbst zu besitzen, daher man sich denn auch, wie gesagt, fünfzig Jahre lang um diesen Besitz gestritten hat. Gerne wüßte man sodann, wie lange die *Werbung von Griechen* noch ergiebig blieb; doch scheint eine bedeutende Steigerung des Reislaufens aus den Poleis in den diadochischen Dienst stattgefunden zu haben. Noch Antigonos, der in Sparta die Ermächtigung hiezu erhalten hatte, bekam aus dem bloßen Peloponnes 8000 Mann; Nebenkorps, wie Speerwerfer, Bogenschützen, Schleuderer bekam man von nahe und ferne leicht; für eine Spezialaufgabe wie das Mauerersteigen kommen z. B. ätolische Vorkämpfer (*πειραταί*²) vor; später waren das Söldnervolk kat exochen neben Thrakern, Kretern usw. die Gallier³. Schließlich waren während des Sukzessionskrieges auch Ausgehobene gewiß massenhaft in die Heere eingestellt; doch wird kaum sicher zu kontrollieren sein, wie viel deren jeder Fürst seinem Lande entnahm; die Hauptstütze waren doch die Geworbenen.

Je nachdem man in der Not Söldner brauchte, stellten diese exzessive Bedingungen. Überhaupt hingen die Diadochen von Anfang an sehr vom guten Willen der Soldaten ab; denn das Abfallen und das Überlaufen von dem einen zum andern lag diesen sehr nahe, und die Beispiele hiefür sowie die der Sorge davor sind nicht selten. Söldner eines Besiegten stellte der Sieger außerordentlich leicht in sein eigenes Heer ein; nur mußte man sie unter die übrigen Mannschaften mischen. Wenn

¹ Diodor XIX, 48. Laut Polyän IV, 6, 15 werden sie wenigstens in lauter Winkelgarnisonen verteilt. — ² [peiratai].

³ Justin XXV, 2.

aber Söldner gefährlich zu werden drohten, entledigte man sich ihrer auch auf die unbedenklichste Weise. Lysimachos läßt 5000 Autariaten (offenbar Söldner aus einem illyrisch-dalmatischen Volk), die er in seinem Dienst hatte, einfach ermorden, weil sie in einer Schlacht gegen Demetrios ihr Gepäck verloren haben und nun zu fürchten ist, sie könnten sich empören, und als Ptolemäos Philadelphos 4000 Galater bei der Absicht ertappt, indes er gegen Kyrene ziehe, seine Schätze zu plündern und Ägypten für sich zu besetzen, bringt er sie nach einer öden Insel, wo ihnen nur übrig bleibt, teils einander zu töten, teils Hungers zu sterben.

Die große allgemeine Veränderung aber, die sich seit Alexander im Heereswesen zeigt, besteht darin, daß dasselbe im völligen Gegensatz zu den Bürgerheeren der Polis plötzlich den Charakter der Massenhaftigkeit hat; der Krieg nimmt einen neuen Maßstab an, wovon die ältere Zeit nichts wußte. So lange die Schätze Asiens reichten, von denen besonders Antigonos noch viel besaß, waren Söldnermassen ohne Ende möglich; hätte man noch können „den Reichtum Karthagos rauben“, wie die Griechen im Heere des Ophellas meinten, so hätte es vielleicht noch einmal so lange gereicht. Jedenfalls lohnte es sich mit den jetzigen Mitteln und bei der jetzigen Aussicht auf dauernden Kriegszustand, den ganzen Krieg systematisch auszubilden. Man legte also an festen Punkten dauernde Depots an, häufte Vorräte auf, hatte gewiß in den Festungen auch Kasernen; auch fand es ein Antigonos, so weit er in Asien herrschte, vorteilhaft, Erleichterungen wie Feuersignale und Depeschenträger regelmäßig zu verwenden¹. Ob die Kunst des Festungsbaues und der Feldbefestigungen wesentlich zunahm, kann fraglich sein, weil hierin schon die altgriechische Zeit (z. B. bei Plataä) Hohes geleistet hatte; doch ist für den Festungskrieg und für Minen, Gegenminen usw. die Belagerung und Verteidigung von Rhodos² jedenfalls klassisch. Neu ist sicher die Anwendung der Großmechanik auf die

¹ Diodor XIX, 57 (πυρσοί, βιβλιαφόροι). — ² Vgl. oben S. 295.

Belagerungsmaschinen, dergleichen bei den kurzen frühern Feldzügen der Griechen kaum ernstlich vorkam, jetzt aber den besondern Ruhm des „Städtebelagerers“ Demetrios¹ wie später des Archimedes ausmachte, trotzdem der an Hoplitenkarees und Reiterei gewöhnte griechische Geist in der Artillerie zunächst etwas Unbilliges, Unwürdiges erkannte². Und nun nahm auch die Marine einen neuen Aufschwung. Größere Schiffe als Trieren hatte schon der ältere Dionys gebaut³; jetzt aber folgen die Penteren, und der Hauptfinder auf diesen Gebieten, Demetrios, hatte bei Zypern sogar eine Heptere⁴. Für die Rudersklaven, deren die enormen Flotten mit ihren Riesenschiffen eine Unzahl erheischten, hatte man eben jetzt das unbeschränkte Menschenmaterial, sowie man auch an Phönikien, Kilikien, Zypern und dem Festland bei Rhodos für die Flotte der Hauptländer hatte⁵. Ob freilich die Flotte die gleiche Ehre genoß wie das Landheer, wissen wir nicht. Man wird einigermaßen an den Ton erinnert, womit der erste Napoleon Admirale zu behandeln pflegte, wenn man liest, wie Antigonos den

¹ Vgl. Diodor XX, 48, über seine Geschöß- und Steinschleudermaschinen und die erste Helepolis, welche 45 Ellen im Quadrat hatte und 100 Ellen hoch war, während die zweite (ebenda 91) bei gleicher Höhe 50 Ellen im Quadrat maß; ebenda 85 seine auf Fahrzeugen angebrachten *χελώναι* [„Schirmdächer“] und *πύργοι* [„Türme“]. Archimedes, der mit einem Schuß viele Geschosse entsandte, hieß bei seinen Gegnern *εκατοχέειρ* [„Hunderthand“]. Eustath. II, p. 123.

² Ohne Zweifel nach einem alten Rasonnement heißt es bei Älian Var. Hist. III, 16, Demetrios habe mit Gewalttätigkeit und Egoismus und Ungerechtigkeit durch Belagerungsmaschinen und Erschüttern und Untergraben der Mauern die Städte genommen, während Timotheos sie gewann, indem er sie überredete und belehrte, daß es nützlicher sei, den Athenern zu gehorchen.

³ Bei diesem kommen auch schon verschlossene Ordres an Schiffskapitäne vor, welche erst in einem bestimmten Moment eröffnet werden sollen. Polyän V, 2, 11 (12).

⁴ [Aus Kriegsschiffen mit drei Reihen Ruderbänken übereinander werden solche mit fünf, ja sieben Reihen].

⁵ Wie viele Rudersklaven muß Demetrios gehabt haben, um 40 000 Soldaten zu Schiffe vor Rhodos zu bringen? Diodor XX, 82.

Schiffsführern zu verstehen gibt, ihre Bedenken seien nur Feigheit¹.

In den Landkriegen aber waren die damalige ultima ratio regum die Elefanten. Im Kriege von Ipsos z. B. brachte Seleukos deren 480 mit; Demetrios nannte ihn spottweise nur den Elefantarchen². Er und seine Dynastie bedienten sich der indischen, während die Ptolemäer äthiopische hatten. Nur seinen sechzehn Elefanten hatte z. B. auch Antiochos Soter einmal die Verblüffung und Niederlage der gallischen Reiterei zu verdanken. Während seine Soldaten jubelten, soll er dies als Demütigung beklagt haben. Bei dem hohen Alter, das diese Tiere erreichen, mochte mancher diadochische Elefant Gründung und Vergehen vieler Reiche überleben.

Was die einzelnen Staaten betrifft, so weiß man wohl am meisten von Heer und Flotte der *Ptolemäer*. Diese hielten die Eingeborenen jedenfalls sorgfältig von den Waffen fern, obwohl dieselben in früherer Zeit, bei ihren Aufständen gegen Persien, wenn auch seit dem 5. Jahrhundert stets durch griechische Söldner und Hülfsstruppen verstärkt, die Waffen wohl zu führen verstanden hatten. Erst im syrischen Kriege Philopators fochten 20 000 geborene Ägypter mit. Diese lernten sich aber dabei fühlen und setzten sich hernach als Empörer zu Lykopolis im Delta fest, wo sie zunächst mit Grausamkeit gebändigt werden mußten; die Sache flammte aber dann noch einmal unter Epiphanes auf. Die Hauptkraft des Heeres waren die makedonischen, griechischen, gallischen, später auch libyschen und thrakischen Söldner, die meist in und um Alexandria stationiert, aber teilweise auch zu Zwecken der Verteidigung, Polizei und Beitreibung der Abgaben im Lande verteilt waren. Dazu kam die für die Außenbesitze und deren Behauptung unentbehrliche Mittelmeerflotte, neben der es noch eine zweite auf dem Roten Meere gab. Ungefährlich waren aber auch hier die Söldner nicht. Die sogenannten Makedonier bedrohten und mißhandelten auch wohl König und Hof; es kam

¹ Diodor XX, 73. — ² Diodor XX, 115. — Plut. Demetr. 25.

Achilleus an¹ bis auf den Berg Meros bei Nysa, den er mit den Genossen und dem Agema besteigt². Man wird an das mystische Treiben der Olympias erinnert, wenn man liest, wie sie sich dort in dem herrlichen Wald aus dem längst nicht mehr gewohnten Epheu Kränze machen, dem Dionysos Hymnen singen und ihn bei allen seinen Namen rufen, und wie viele vornehme Makedonier, vom Gotte ergriffen, in ekstatischen Jubel ausbrechen. Der spezielle göttliche Schutz, unter dem er sich glaubt, heißt wie bei andern Griechen „das göttliche Wesen“ (τὸ θεῖον oder ὁ θεός).

Die ersten Akte der Theokrasie³ sind es dann, daß er in Memphis dem Apis und den übrigen Göttern opfert, für die Isis, wie wir gesehen (S. 266) haben, in Alexandrien einen Tempel bauen läßt und nach dem Ammonium zieht, für welchen Zug er sich übrigens, auch abgesehen von Lysander, auf seine eigenen Ahnen Perseus und Herakles berufen konnte. In Babylon befiehlt er dann auch die Herstellung der von den Persern zerstörten Heiligtümer, besonders des Belostempels, verfügt in Sachen der babylonischen Gottesdienste nach dem Gutachten der hier vorgefundenen Chaldäer und opfert dem Belos nach deren Vorschrift, wie er denn überhaupt fortan oft nach fremden Riten opfert, so daß es ausdrücklich bemerkt wird, wenn dies nicht der Fall ist. Ob er dabei die Götter der verschiedenen Nationen als Nationalgötter oder als ur-identisch mit den Griechengöttern aufgefaßt hat, wird nicht gesagt; jedenfalls aber handelt er hier, indem er das Gegenteil von dem tut, was die fanatische Ormuzd-Religion getan hatte, mit politischer Absicht, und zwar mit der gleichen, aus der er auch die große Kommunion von Opis⁴ vorgenommen hat. Wenn es sich mit seinem Vorhaben richtig verhielte, neben Uranos und Dionysos

¹ In dem Tempel der Athene Ilias legt er seine eigene Rüstung nieder und nimmt dafür heilige Waffen der Urzeit heraus, die ihm später in die Schlachten vorangetragen werden. Arrian I, 11, 7 f.

² Arrian V, 2, 5 ff. — [Agema = Garde].

³ [Der Mischung der östlichen mit den westlichen Göttern].

⁴ [Nördlich von Bagdad, zwischen Tigris und Dijala]. — Vgl. oben S. 277 f.

der dritte Gott der Araber zu werden, „da er ja nach Unterwerfung dieser nicht geringere Taten als der letztere würde verrichtet haben¹⁴“, so hätte auch die *Selbstvergötterung* für die Diadochen mit ihm schon begonnen; vielleicht hatte man ihm über die arabische Religion Nachrichten beigebracht, die so etwas wie diese immerhin merkwürdige Trinität hätten zweckmäßig erscheinen lassen. Sicher beginnt der Kult des fürstlichen *Lieblings* mit Hephästion. Alexanders Frage an Ammon, ob er diesen als Heros verehren solle, wird bejaht, worauf der Bau eines prächtigen Heröons in Alexandria beschlossen wird. Der König selbst aber wollte bei Ammon begraben sein.

Als Herren orientalischer Länder konnten auch die Diadochen kaum anders als irgendwie auf deren Religion eingehen, während sie zugleich überallhin die griechischen Kulte verbreiteten. Hiebei kam ihnen die alte Neigung der Griechen zugute, Verwandtschaft und Identität ihrer Götter mit denjenigen anderer Völker aufzusuchen; opferte man doch im Ausland fremden Göttern bis zur Zudringlichkeit und ließ sich durch deren abweichende mythische Gestalt und Kunstform gar nicht irre machen, und auch in Griechenland selbst hatten Fremdgötter längst einen, wenn auch nur bedingten, Eingang gefunden.

Vor allem kommen hier die *Ptolemäer* in Betracht. Schon Ptolemäos Lagi verrät ein sehr tiefes Eingehen auf die Theokrasie, und zwar bei der Angelegenheit des Serapis, welchen er, durch eine von dem Eumolpiden Timotheos aus Eleusis gedeutete Traumerscheinung gemahnt, aus Sinope am Pontus nach Alexandria kommen läßt. Wie man auch die dunkle Sache ansehe, ein Unterweltsgott, der in Sinope als Pluton galt und ohne Zweifel griechische Kunstform hatte (Kerberos und eine Schlange waren mit abgebildet) wird nach Alexandria transloziert und (wirklich erst hier?) als Serapis erkannt, d. h. als eine in Ägypten seit alter Zeit bekannte Gestalt des Osiris, die

¹⁴ Arrian VII, 20, 1.

dem griechischen Pluton entsprechen sollte¹. An der Stelle, wo jener Serapis mit Isis zusammen ein altes Heiligtum gehabt hatte, erhob sich nun das Serapeum, und Serapis wurde für Alexandria der große Stadtgott und hatte später seine Verehrung in 42, freilich fast lauter unterägyptischen Städten.

Aber auch zur sonstigen Landesreligion wußten sich diese höchst einsichtigen Fürsten im Interesse ihrer Sicherheit und ohnehin als akkomodationsfähige Griechen gut zu stellen. Sie mochten wissen, wie sich die Perser mit ihrem Ormuzddünkel den Besitz von Ägypten erschwert und beständige Empörungen hervorgerufen hatten, und hatten die Wahrheit ergriffen, daß in Ägypten die Nationalität sich wesentlich in der Religion verkörpert hatte. Darum gingen sie, trotzdem sie die ägyptische Sprache nicht beherrscht zu haben scheinen, auf den ägyptischen Stil und Tempelbau ein, machten große Schenkungen an die Priester, gewährten ihnen Steuererlasse usw., wußten es daneben aber doch so zu machen, daß die alten Tempel von ihrem Überflusse vieles an sie abgeben mußten; sie beschützten die Religion und brandschatzten sie daneben nicht wenig. Dabei vergaßen sie aber auch ihrer eigenen Vergötterung nicht, worin ihnen freilich die Pharaonen recht sehr und in hohem Grade vorangegangen waren, und ließen sich Tempel bauen, Götterstatuen weihen und Päane singen. Schon der erste Ptolemäos und seine Berenike wurden als die „rettenden Götter“ (*θεοὶ σωτήρες*) erklärt, und die Priester, indem sie so die makedonischen Könige für die heilig und unverletzlich erklärten, statteten ihnen für die erwiesene Gunst Dank ab und erwarben sich neue Gunst, ohne doch wahrscheinlich die mindeste *theologische* Konzession zu machen. Für dieses freundliche Verhältnis spricht es z. B., daß das dankbare Ägypten dem dritten Ptolemäos, welcher bei seinem großen asiatischen Beutezuge sehr sorgfältig die einst von Kambyzes geraubten Götterbilder aufsuchte und wieder nach Ägypten brachte, den Namen Wohltäter

¹ Tacit. hist. IV, 83. Plut. de Iside et Osiride 28. Macrob. Sat. I, 7.

(Euergetes) gab; und seinem Enkel Epiphanes zu Ehren ist für das viele, was er durch Bildwerke, Ausbesserungen und Neubauten für den ägyptischen Tempeldienst tat, die Inschrift von Rosette in hieroglyphischer, demotischer und griechischer Schrift gesetzt worden. — Neben diesem allem aber konnte noch etwas Internationales wie ein recht prächtiger Adoniskultus in dem gemischten Alexandria gewiß nach griechischer, phönikischer und sonstiger asiatischer Seite hin populär und am Ende auch den Ägyptern verständlich sein.

Während die Ptolemäer den einheimischen Kultus aufs höchste schonen, müssen die *Seleukiden* mehr die *griechische* Religion oben halten. Über Völker von verschiedenen Religionen herrschend und nicht nur auf ihre makedonischen Söldner, sondern auch auf ihre makedonisch-griechischen Reichsstädte sich stützend, sind sie in einer andern Lage als jene, und so kommt es denn höchstens vor, daß Seleukos Kallinikos (vor 226) in Antiochia, wo überhaupt eine Art von Göttersammlung bestanden zu haben scheint, ein Isisheiligtum baut, wozu Ptolemäos Euergetes das Bild der Göttin stiftet; auf Münzen aber erscheinen in diesem Staat nur Griechengötter. Auch die orientalische Vergötterung der lebenden Könige scheint hier nicht vorzukommen. Antiochos I. ließ einen Tempel mit einem Temenos ringsum, welches Nikatoreion hieß, zu Seleukia über der Asche seines Vaters bauen; dies kann aber auf Heroenkultus gehen, und wenn später Antiochos II. „Gott“ (*θεός*) heißt, so ist ihm diese Vergötterung nicht von seiten der Syrer zu teil geworden, sondern durch Beschluß der Milesier, die er von einem Tyrannen befreite. Jedenfalls ungünstig aber war das Verhältnis der seleukidischen Herrschaft zur Religion der Magier. Alexander scheint mit ihnen in Frieden und Einvernehmen gelebt zu haben; aber gleich gegen Seleukos beweisen sie sich falsch, indem sie den Versuch machen, diesen bei der Gründung von Seleukia am Tigris die rechte Schicksalsstunde versäumen zu machen, und zwar aus Angst, ihre Macht könnte verschwinden, wenn ein anderes, stärkeres Geschlecht sich neben sie

setze¹. Und da nun (um 235) die Parther sich eines großen Teils von Mesopotamien bemächtigen und die Seleukiden auf den Westen ihres bisherigen Reiches beschränken, finden sie sich sofort auf der Seite dieser neuen Macht, welche auch in religiöser Beziehung die größte Reaktion gegen das Hellenentum darstellt, ja das Aufkommen des Partherreichs muß teilweise geradezu ihr Werk sein. Wenn also auch die Seleukiden die Zendreligion wohl geduldet haben würden, so waren doch die Repräsentanten dieser Religion ihre Feinde, und demgemäß mußte sich ein eigentümlicher religiöser Gegensatz bilden. — Mit der Zeit scheinen die Seleukiden sich nun freilich den asiatischen Kulte gegenüber auch nicht mehr geniert zu haben. Antiochos III., der Große, machte, vom Römerkriege her finanziell erschöpft (187), einen Plünderungszug gegen den Tempel des Belos in Elymais² und wurde dabei samt seiner Mannschaft erschlagen. Sein Sohn und zweiter Nachfolger aber, Antiochos IV. Epiphanes, ließ sich zunächst von einer hellenistischen Partei unter den Juden dahin berichten, daß Palästina ihm nur dann sicher sein würde, wenn die strengen Anhänger des Judentums — die zugleich die Anhänger der Ptolemäer waren — unterdrückt würden, und außerdem lockten ihn die Schätze des Tempels von Jerusalem (ohne welchen Umstand er die jüdische Religion selbst wohl in Ruhe gelassen hätte). Durch seine Zwangseinführung von griechischer Kultur und griechischem Gottesdienst und die dabei geübten (wenn auch vielleicht in den Berichten stark übertriebenen) Dragonaden usw. hat er dann den heldenmütigen Widerstand der Makkabäer wachgerufen; er stirbt gleichfalls in Elymais bei der Heimkehr von einem neuen, wieder mißglückten Zuge gegen einen Tempel der Anaitis. In Hellas selbst ist indessen die alte Religion im Bewußtsein der Menschen in zunehmender Zersetzung begriffen. Angesichts der theoretischen Unhaltbarkeit des Polytheismus gegenüber der Reflexion beginnen monotheistische, pantheistische und atheistische Weltanschauungen die

¹ Appian, Syr. 58.

² [Landschaft in Susiana am persischen Meerbusen].

Denkenden zu erfüllen, und auch der Rationalismus des Euhemeros, der ein Freund oder Beamter Kassanders war, gewinnt Boden. Hellenentum und Philosophie werden fast synonym; wo Barbaren wie die alexandrinischen Juden von jenem durchdrungen werden, lernen sie auch diese kennen¹; aber anderseits dringen Baal und Astarte, die große Mutter und Attis, sowie der persische Mithras in die griechische Religion ein, und gerade diese Mischgottheiten werden überall sehr prachtvoll gefeiert. Das alles vollzieht sich, man weiß nicht wie; wie groß die Mischung war, kommt dann im Verlauf der römischen Zeit zu Tage.

Damals meldet sich auch, als ein wesentlich neues Element, das früher nur sporadisch ins griechische Leben hineinspielte, die Astrologie, während zugleich von einer Befragung Delphis und anderer Orakel durch die Diadochen kaum mehr die Rede ist. Wir können für diese Sache, wodurch der griechische Geist auf ganz falsche Bahnen gelenkt worden ist, auf eine frühere Stelle dieses Werkes verweisen². Was dagegen echt griechisch bleibt, das ist die Freude am Mythos. Durch Übertragung griechischer Mythen (neben der überall selbstverständlichen der Namen) machte man sich die Städte des vordern Orients förmlich wohnlich. Dies ging mit Unterägypten schon von Homers wegen leicht, indem Proteus, Theonoë, Odysseus, Menelaos und Helena dort schon heimisch waren. Aber auch in das Seleukidenreich folgt der Mythos dem Griechen nach.

Und nun *die Griechen in der Heimat*. Man kann bei Betrachtung der frühern griechischen Geschichte auf die Anschauung kommen, daß keine Potenz in der ganzen Weltgeschichte ihr Leben so furchtbar teuer bezahlt

¹ Zur Zeit des Philadelphos ließ sich auch der Äthiopienkönig Ergamenes von Meroë, da er Anteil an griechischer Erziehung und Philosophie hatte, nicht mehr gefallen, daß ihm die Priester beliebig den Selbstmord befahlen, sondern ließ seinerseits die Priester in dem Heiligume töten, hob jene Ordnung auf und regierte nun frei. Diod. VI, 5. — ² Band I, S. 522 ff.

haben möchte, wie die griechischen Poleis. Vom Eindringen der Demokratie an herrscht in ihrem Innern die beständige Verfolgung gegen alle diejenigen Individuen, die etwas bedeuten können und zeitweise als Beamte, Strategen usw. bedeuten müssen, ferner die Unerbittlichkeit gegen das Talent, es mag so treu und ergeben dienen, als es will, die periodische Hetze gegen die, welche etwas besitzen, und endlich bei den Verfolgern das durchgebildete Bewußtsein: man habe es den Leuten so gemacht, daß jeder, der etwas sei, notwendig innerlich empört und daher bei gegebenem Anlaß ein Verräter sein müsse. Diese Zustände waren alt, und die Vorstellung ist kindisch, als wären es die eines Tages gekommenen bösen Makedonier, die den Griechen die Freiheit und jeden höhern Wert geraubt hätten. Aber freilich, solange die Griechenwelt noch relativ geschlossen, die Abwesenheit von der Heimat ein Unglück, das Bürgertum trotz aller Mißhandlungen das eins und alles war, ging es noch so weiter. Nun aber war die Welt in unerhörter Weise geöffnet, die ganze Existenz beweglich, die Apolitie der Ausgezeichnetsten die Regel, und von verschiedenen Königshäusern her wurde auf die Städte losgearbeitet; sollten diese unter solchen Umständen nicht abdizieren und sich einem größern Staatsganzen, etwa Makedonien, anschließen?

Dies wäre um des persönlichen Glückes willen im modernen Sinne hundertmal das „Zweckmäßigste“ gewesen. Die Polis aber ist ein furchtbar starker Organismus, der sich gegen eine schreckliche Krankheit so lange als möglich wehrt, und so behauptet und erneut man bis in alles Elend und allen Untergang hinein immer wieder die „Autonomie“. Für diese wehren sich die seit zweihundert Jahren meist zehnmal durch Mord, Umsiedelung und Neumischung veränderten, ja mit völlig neuen Bewohnern versehenen sizilischen Städte noch gegen Agathokles aufs wütendste; sie ist das Heiligtum der Hellenen, wie für andere Völker dieser oder jener Tempel. Der Einzelne freilich — man denke an den Verfasser der aus frühmakedonischer Zeit stammenden pseudo-plato-

nischen Dialoge Hipparch und Minos — geniert sich wenig, die Monarchie zu vergöttern, und hat manchmal ein wahres Genie des Kriechens vor gewissen Diadochen; auch ganze Städte verstehen sich darauf; aber in ein größeres Staatsganzes sich zu fügen (wobei sie ja noch hätten Bedingungen stellen können), ist ihnen total unmöglich, es mag in ihrem Innern noch so jämmerlich aussehen, und gar das stumpfe und unbesehene Übergehen moderner Städte von einem Staat an den andern kennen auch diese spätesten freien Griechen nicht; die orientalischen Diadochenstädte aber sind gleich als Teile größerer Staaten *entstanden*.

An der Autonomie hängt eben die Gleichheit, und der Ehrgeizigste muß sich darein fügen, ein Privatmann zu sein, als einer der Vielen gezählt und bei den Wahlen von einem Beliebigen an Glück überholt zu werden¹. Daß dies der gewollte Zustand war, hatte z. B. der genaueste Kenner der Griechen, Philipp von Makedonien, sehr deutlich gewußt und unter anderem Thessalien danach behandelt. Er gewann es nicht etwa durch handgreifliche Unterwerfung, sondern in den Fehden von Stadt gegen Stadt nahm er Partei für die, welche ihn riefen; wo er siegte, trieb er die Überwundenen nicht aus, ließ sich die Waffen nicht ausliefern und zerstörte die Mauern nicht; die innern Zwistigkeiten unterhielt er eher, als daß er ihnen ein Ende machte, sorgte für die Schwächern, stürzte die Stärkern, war überall der Freund des Demos und hegte die Demagogen. Hiedurch, nicht durch die Waffen, war er Herrscher Thessaliens gewesen².

Gesetzt aber auch, die innere Unmöglichkeit des Anschlusses an einen größern Staat hätte nicht bestanden, so war doch gerade der gegebene Staat, gegen dessen Herrschaft die übrigen Diadochen nichts hätten ausrichten können, nämlich Makedonien, in sich selbst viel zu zerrissen, um dieser Aufgabe gewachsen zu sein; denn bis auf Antigonos Gonatas, unter dem es wieder einiger-

¹ Diodor XX, 79. — ² Polyän IV, 2, 19.

maßen in festen Händen war, jagten sich die Dynastien hier wie Schatten, und man wußte die längste Zeit nicht, *wer* das Land dauernd vertreten würde. Gewollt und befohlen aber wurde den Griechen von hier aus sukzessive das Verschiedenste, und inzwischen hatten die Ptolemäer Zeit, sich im halben Archipel zu etablieren. Auch dieses Makedonien macht eben lange den Eindruck, als könnte es unter der Last ungeheurer Erinnerungen nicht sterben.

Daß die Hellenen auch nicht imstande waren, sich untereinander mehr als bloß momentan zu einigen und durch ihre also vereinte Kraft wieder eine Rolle zu spielen, beweist der Verlauf gleich des ersten, was nach Alexanders Tode begonnen wurde, des lamischen Krieges. Als die Todesnachricht kam, war die Aufregung ungeheuer; man beschloß in Athen sofort, die makedonische Herrschaft mit Aufbietung aller Kräfte abzuschütteln, und fand auch die meisten übrigen Griechen hiezu bereit. Wie aber überhaupt in den Städten *die* mächtig waren, welche nichts zu verlieren hatten und daher leicht zu Krieg, Parteiung und Abfall trieben, so waren diese auch diesmal an der Spitze, während die Besitzenden von der Bewegung abmahnten. Und nun endete nach glücklichem Beginn auch diese Erhebung gegen Antipater infolge der bald ausbrechenden Uneinigkeit so unglücklich als möglich; die Hellenen waren, wie Demosthenes (oder Phokion) sagte, nur noch dem gewöhnlichen Wettlaufe, nicht aber mehr dem Dauerlaufe gewachsen¹, und von da an geraten die Poleis, nachdem sie sich zuerst einzeln dem Antipater unterworfen, an den Schweif der Diadochenparteiung, und speziell für Athen beginnt die Zeit der großen Misere, da es von einem Gewalthaber an den andern übergeht.

Zunächst verlangt Makedonien von der gedemütigten Stadt eine andere Art Majorität als die bisherige und auferlegt ihr zu diesem Zweck eine timokratische Verfassungsänderung; alle diejenigen, welche unter 2000 Drachmen²

¹ Plutarch, decem orat. vit. s. u. Demosthenes.

² [Etwa 1813 Mark].

besitzen, werden des Aktivbürgerrechts beraubt, weil sie zu Unruhen und Krieg geneigt seien; deren sind etwa 12 000; die übrigen nur noch 9000 aber werden nun Herren von Stadt und Gebiet und leben nach Solons Gesetzen, ein Zustand, den Phokion, weil der Demos keine Exzesse mehr begehen konnte, gar nicht so übel fand; — aber freilich mußte man sich dabei eine makedonische Garnison auf Munychia gefallen lassen, und diese war der siegreiche Staat nicht zurückzuziehen gewillt. — Als dann aber Antipater gestorben war, tat der neue Reichsverweser Polysperchon sofort das gerade Gegenteil von dem, was sein Vorgänger getan hatte. Im Kampfe mit Kassander und als Vormund der Königsfamilie wollte er die griechischen Poleis zu freien Verbündeten haben und an Stelle der von Antipater eingesetzten Oligarchien Demokratien einrichten und führte zu diesem Zweck alle Verbannten in ihre Poleis zurück. In Athen brachte dieser Umschwung der makedonischen Politik den Untergang der ehemaligen Antipaterpartei und besonders Phokions. Dieser hatte insofern sehr gefehlt, als er Kassanders Kommandanten Nikanor zu lange traute und nicht rechtzeitig verhinderte, daß derselbe sich von Munychia aus im Piräus festsetzte; höchst bezeichnend aber ist doch die Aufführung der Athener gegen ihn, ja man kann sagen, daß das wieder „frei“ gewordene Athen sich hier in seiner tiefsten Gemeinheit zeigt. Nachdem Polysperchon die zu ihm Geflüchteten an das wohlfeil wütend gewordene Volk ausgeliefert hat, ist keine Rede mehr von einer regelmäßigen gerichtlichen Verhandlung; Phokion und seine Freunde, um deren Schonung er umsonst gebeten hat, müssen alle „nach der Väter Sitte“ den Schierling trinken; das Pathos dieses Athens bedarf wieder einmal eines erlauchten Opfers¹. Und Athen war nicht der einzige Ort, wo es zu blutigen Verfolgungen kam; auch im Peloponnes ließ Polysperchon den Städten sagen, sie sollten die von Antipater eingesetzten Oligarchen töten und dem Demos die Autonomie zurückgeben.

¹ Vgl. oben S. 258 f.

Bald mußte dann freilich Athen seinen Frieden mit Kassander schließen, wobei wieder die makedonische Besatzung auf Munychia und die Beschränkung der bürgerlichen Rechte, diesmal auf die Besitzer von zehn Minen¹, einbedungen war; dazu sollte ein Athener, den Kassander ernannte, Vorsteher (*ἐπιμελητής*) der Stadt werden. Und hier verschaffte der sonst überall böse Kassander den Athenern nun durch die Wahl des Demetrios von Phaleron doch zehn glückliche Jahre; denn dieser suchte zu helfen, indem er die Demokratie nicht abschaffte, sondern besserte. Nur wuchsen dann doch der Neid und die Feindseligkeit gegen die Herrschaft Weniger so heran, daß auch dieser beim ersten Kommen des Städtebelagerers Demetrios (307) nach Ägypten fliehen mußte; man verurteilte ihn natürlich auch zum Tode, und die 300 ihm gesetzten Bilder und Statuen wurden zerstört und eingeschmolzen. — Die Einschränkung der Demokratie gelang erst nach 146 den Römern leicht, dann allerdings mit einem ungleich ärmeren und müdern Griechenland. Dazwischen kommen immer wieder die glänzendsten Hoffnungen, indem die Diadochen um die Wette den Griechen schöntun. Die Politik der Antigoniden den Griechen gegenüber geht im wesentlichen auf das Gewinnen aus. Dies bezweckt der Glanz, mit dem Demetrios nicht bloß in Athen, sondern unter anderem auch an den Heräen zu Argos auftritt, wo er einem panhellenischen Agon vorsitzt, und auf dem Isthmos, wo er sich zum Anführer von Hellas ausrufen läßt. Von Hellas erwarten sie ihren Ruhm; schon Antigonos sagte, derselbe werde von hier aus wie mit Feuersignalen über die ganze bewohnte Erde verbreitet; um diesen Hellenenruhm behaupten sie denn auch das Gut, das ihnen die Erniedrigung der Barbaren eintrug, an die Hellenen zu wenden². Auch versteht Demetrios sowohl nach dem zweimaligen Abfall Thebens als nach dem Athens große Milde walten zu lassen. Wie Alexander schrecklich gegen Theben und dann wieder absichtlich milde gegen Hellas ge-

¹ [Etwa 965 Mark]. — ² Plutarch, Demetrios 8.

wesen war, so ist dann freilich später auch ein merkwürdiger Wechsel im Verfahren dieses Hauses zu beobachten: neben aller Hülfe, die sie den freien Poleis angedeihen lassen, halten die Antigoniden doch in Griechenland Garnisonen und unterstützten Tyrannen, und auch der für ritterlich geltende Antigonos Gonatas braucht etwa ziemlich schmachliche Mittel¹. Sobald es aber ein Rom gibt, sind sie doch die frühesten Vertreter des hellenischen Pathos gegen dieses Rom; zum steigenden Unglück von Griechenland haben sie hierin bis auf Mithridates auch unter andern Diadochen Nachfolger gehabt.

Die Diadochen überhaupt scheinen das Gefühl gehabt zu haben, daß sie für alle in ihren Regierungen und Ländern nötige Intelligenz auf die Griechen angewiesen seien. Daher erklärt sich die Euergesie, welche die pergamenischen Fürsten und die Ptolemäer gegen Athen walten lassen, und die geradezu enorme Freigebigkeit fast sämtlicher Diadochen gegen das (um 226) durch ein Erdbeben erschütterte Rhodos. Aber solange es mächtige Diadochen gibt, schwanken auch die griechischen Städte im Verhalten gegen dieselben zwischen Widerstand und unsinniger Schmeichelei und tragen die Folgen hievon; nur *eines* ist ihnen, wie gesagt, nicht gegeben: sich in ein Untertanenverhältnis mit Ruhe und Pietät zu fügen. Von ihren souveränen Rats- und Volksversammlungen können sie einmal nicht lassen, jenen „contiones“, welche noch Cicero in der Flaccusrede verhöhnt, und denen gegenüber die einander noch gleichenden römischen Senatoren einem Kineas wie eine Versammlung von Königen erschienen.

Makedonien mit seinen teilweisen Okkupationen griechischen Landes war doch wenigstens eine völlig griechische Macht, welche nicht am Untergang, sondern an der Vor-

¹ Plut. Arat. 17. — Später sagt Demetrios von Pharos dem jüngern Philipp in Bezug auf makedonische Herrschaft über den Peloponnes: „An den Hörnern wirst du den Stier niederhalten.“ Die beiden Hörner waren Akrokorinth und Ithome. Strabo VIII, 4, p. 561.

herrschaft über Griechenland ein Interesse hatte; auch hatte es, solange es kräftige Regierungen besaß, die Griechen gegen Barbaren gedeckt; schon die Siege Philipps und Alexanders über Illyrier und Triballer waren vielleicht tatsächlich Rettungen der Nation gewesen. Nun kamen aber die Jahrzehnte zwischen dem Tode Kassanders (297) und dem Ende des Pyrrhos (272), da hier selbst die blutigste Verwirrung herrschte, und in dieser Zeit hätte Griechenland noch sehr viel jämmerlicher fahren können, als es gefahren ist. Eine momentane, ganz große Gefahr war der Einbruch der Gallier (279); doch lag diesen weniger an der Einnahme von Städten, als am Schatze von Delphi, von dem sie angeblich etwas bekommen haben¹. Daß sie nicht in Griechenland neue Sitze suchten, mag weniger von der Gegenwehr der Griechen hergekommen sein, über welche wir grenzenlos (zu Gunsten Athens) verlogene Berichte haben, — denn lügen konnte man noch immer — als daher, daß Griechenland bei seinem damaligen Zustande wenig Einladendes hatte. Bekanntlich haben Trokmer, Tolistobojer und Tektosagen dann in Kleinasien, welches weite, fruchtbare Fluren bot, eine Herrschaft gegründet, und lange haben diese Gallierschwärme auch als ein neues Söldnervolk mit den Griechen konkurriert.

Schon lange ehe die Gallier erschienen, war aber im griechischen Norden eine andere Heimsuchung für Hellas ins Leben getreten, und zwar in Gestalt des *ätolischen Bundes*, welcher, wie hier gleich gesagt sein möge, etwas wesentlich anderes als der spätere achäische Bund und mit diesem gar nicht zu parallelisieren ist. Mit dem Sinken des höher zivilisierten Hellas und der Abnahme und Bedrohung des griechischen Menschenkapitals im 4. Jahrhundert waren die zurückgebliebenen, weniger bedeutenden Völker überhaupt wieder kecker geworden, wie ja solche elementare Kräfte noch da sein und „interessant“

¹ Anatheme, „welche einst die Galater unter Brennus aus Delphi raubten“, sollen sich später im gallischen Tolosa gefunden haben. Dio Cass. fragm. libr. prior. 97. Was weiter damit vorgeht, s. Justin XXXII, 3.

werden können, auch wenn man sie vergessen hat oder diszipliniert zu haben glaubt; hier hatte ihnen offenbar das Söldnertum wieder Wert und Bedeutung gegeben, begegnen wir doch vielen ihrer Leute schon in Xenophons Anabasis. Nun aber tut sich einer der größten dieser Stämme, ein großes Stück halb entwickelten Hellenentums, zu einer rohen politisch-militärischen Organisation zusammen, zunächst um sich Makedonier und andere Feinde vom Leibe zu halten, und wendet sich dann, nach diesem gerechten Widerstande munter geworden, dem Räuberleben im großen zu, um als Horde periodisch über die müden und zerrütteten Poleis herzufallen; es sind vorherrschend Bauern und Hirten und Einwohner von kleinen festen Orten, welche sich an verkommenen Bürgern gütlich tun. Schon im lamischen Kriege spielten die Ätoler neben Athen die größte Rolle. Damals zogen Antipater und Krateros mit 32 500 Mann gegen sie; sie aber stellten unerschrocken 10 000 Mann auf, brachten Weiber, Kinder, Greise und Habe in die Gebirge, gaben die offenen Orte preis und besetzten dafür die festen Plätze stark. Gleichwohl wären sie vielleicht diesmal dem Winterfeldzug des Krateros erlegen, wenn nicht durch die Ankunft des Antigonos beide Angreifer bewogen worden wären, sich nach Asien gegen Perdikkas zu wenden. Sie behaupteten sich dann fortwährend und mit allen Mitteln gegen den jeweiligen Herrn von Makedonien. Später finden wir sie mit Pyrrhos gegen Demetrios verbündet¹, und ihr Glanzmoment, auf den sie sich später beriefen, ist (279) die starke Verteidigung gegen die Gallier, wobei sie von den Griechen offenbar das Beste geleistet haben.

Von da an aber geht dieses kräftig barbarisch gebliebene Altertum fast hundert Jahre gegen die spätere Bildung auf Beute aus, und gegenüber dieser ätolischen Manier hilft den unglücklichen Griechenstädten keine Demokratie noch Aufklärung; denn hoch zivilisierte Gegenden, welche politisch und sozial bankrott sind, *müssen* zum

¹ Vgl. oben S. 297.

Objekt für Banden irgend welcher Art werden, und so ist denn auch gegen diese Räuber eine Polis desto hilfloser, je mehr sie demagogisch ruiniert ist. Ob sie nur alle Hellenen waren, läßt sich noch fragen; wenigstens von den Stämmen der Agräer, Apodoten und Amphiloher sagt Polyb¹ ausdrücklich, daß das nicht Hellas sei. Ihr Bundeswesen mit einer jährlichen Landsgemeinde zu Thermon (dem Panätolion), einem ständigen Ausschuß (den Apokleten) und je einem Strategen, Hipparchen und Schreiber als Beamten erhebt sich nicht weit über den Organismus einer Räuberschar. Und nun ist Kaperei zu Wasser und Raub, zumal allgemeiner Viehraub, zu Lande bei ihnen an der Tagesordnung; ihre Beute verkaufen sie dann offen an irgend einem festen Punkt, den sie gerade okkupiert haben. Ihre Kriegsführung ist schändlich und ehrlos; sie brechen ihrer plötzlichen Handlungsweise gemäß ohne Kriegserklärung ein, und die Art, wie sie sich dafür verantworten, ist bloßer Hohn und Lüge. Wenn sie sich einer Stadt bemächtigen, kommt es vor, daß sie zunächst diejenigen niederstoßen, die ihnen die Tore aufgemacht, und dann Geld und Kostbarkeiten plündern und erfordern. Tempelraub wird nur vermieden, wenn man ihnen gutwillig Wertsachen aus dem Tempel gibt, und die „Herden einer Göttin“ treiben sie ohne Skrupeln mit sich fort; auch zünden sie Ortschaften bloß darum an, weil sie sie nicht behaupten können und einem andern nicht gönnen.

Und dieses Volk, das zu einem, wie früher die Gallier, mit Schnappsäcken herumziehenden Mordpöbel geworden ist, nötigt doch allgemach viele Städte zum Beitritt und reißt sogar die Aufsicht über das delphische Heiligtum an sich, wofür es sich auf sein einziges Verdienst um Hellas, nämlich den Widerstand gegen die Gallier berufen konnte. Wie sehr aber doch die höhere hellenische Lebensform die bäurischen Räuber erbittert, zeigt sich bei der Zerstörung des makedonischen Dion, wo auch das Gymnasion, die Tempel und alle Statuen der

¹ Polyb XVIII, 5.

anrichten konnten, kam es unter ihnen selbst zu den gräßlichsten Metzeleien; „alles war voll Rechtlosigkeit, Gewalttat und Mord, und sie handelten ohne Vernunft und Zweck, als wäre ein Sturmwind in sie gefahren¹.“

Daß die ätolische Sphinx, wie dieses auf seinen Bergen hausende Raubwesen in dem Ithyphallikos auf Demetrios Poliorketes² genannt wird, sich so lange behaupten konnte, hängt teilweise auch damit zusammen, daß das benachbarte *Epirus* nach dem frühen Tode der Enkel des Pyrrhos dynastielos, demokratisch und schwach geworden war; noch weiter jenseits aber wurden nun die räuberischen *Illyrier*, vor welchen früher Makedonien die Hellenen geschützt hatte, gegen alles übrige munter, unternahmen Raubzüge zu Land und zur See und wagten sich bis nach Sparta. Mit der Zeit bekamen auch sie es dann glücklicherweise mit Rom zu tun.

Hier wäre nun zunächst noch über die *Spätgestalt der Tyrannis* zu sprechen, wie sie in Sizilien, dem Tyrannenlande kat exochen, im Peloponnes und an den Grenzmarken machtloserer Diadochenstaaten auftritt. Indes können wir hiefür auf frühere Stellen dieses Werkes verweisen³ und wenden uns nun vor allem zur Betrachtung des damaligen *Athen und der Poleis im allgemeinen*. Wenn die Griechen zu jener Zeit ihre Bestimmung erfüllten, aus einem Bündel von Poleis zu einem Bildungsferment für die ganze Welt zu werden, so lebten in der Heimat die Poleis doch wohl oder übel als solche fort; auch stammten die in Kunst, Poesie und Bildung ausgezeichneten Individuen immer noch fortwährend wichtigernteils aus diesen *alten* Städten und den Kolonien der *frühern* Zeit; das frühmakedonische Athen aber speziell ist im wesentlichen der Schauplatz der neuern Komödie, der Hintergrund von Alkiphrons Briefen⁴, der Hauptsitz

¹ Polyb XXX, 11. — ² Bei Athen. VI, 63.

³ Über Sizilien vgl. oben S. 288 f. und 300 ff. Über die sonstige Tyrannis vgl. Band I, S. 208 ff.

⁴ [Alkiphrons, eines jüngeren Zeitgenossen Lukians, Sammlung fingierter Briefe von Hetären, Parasiten, Bauern usw.].

der Philosophie, was es immer geblieben ist, und noch stets haften auf ihm die Blicke aller Außengriechen. An politischen Persönlichkeiten aber wird die Stadt seit dem Tode des Demosthenes und des Phokion erstaunlich arm, und nicht bloß an diesen, sondern der schon 342 in einer attischen Kleruchenfamilie auf Samos geborene Epikur ist überhaupt der letzte weltgeschichtlich wichtige Athener. Dies hängt mit dem Aussterben der bekannten Familien zusammen, welches vom peloponnesischen Krieg an zu verfolgen ist¹ und höchst wahrscheinlich, wie auch anderswo, seinen Grund darin hat, daß der Demos diese Familien aus Vergnügungsgier durch Steuern, Konfiskationen, Hinrichtungen und zahlreichen Mord aufzehrte. Es waren dies aber zufälligerweise gerade die Familien von geistiger und sittlicher Tradition, in jedem Sinne der höhere Stand gewesen, und ihr Wegfall war weder für das Griechentum noch für die Nachwelt gleichgültig. Und nun ist vom lamischen Kriege an in dem korrumpierten Athen alles möglich, und wenn nur etwas geht, ist dem von seiner Komödie her an alles gewöhnten Volke auch der wahnsinnigste Jux, natürlich im Gewande des Pathos, recht. Vor allem feiert man jetzt Individuen statt der Götter. Dies tritt schon bei den übertriebenen Ehrungen zu Tage, wodurch der von Kassander eingesetzte Vorsteher Demetrios von Phaleron gefeiert wurde. Aber mit den diesem gesetzten 300 Statuen ist das Maß der Schmeichelei noch lange nicht, wie man hätte denken sollen, erschöpft. Als der Städtebelagerer

¹ Vgl. oben S. 186. Vereinzelt Fälle sind es, wenn man von einer der Gemahlinnen des Demetrios, der Witwe des Ophellas von Kyrene, noch wußte, daß sie von Miltiades abstamme, oder wenn sich (Plutarch Alkibiades 32) der Geschichtsschreiber Duris von Samos für einen Abkömmling des Alkibiades ausgab. Noch zur Zeit des Plutarch (Themist. 32) kommt dann Themistokles, der Athener, vor, ein guter Freund Plutarchs und Schulgenosse desselben bei Ammonios. Dieser genoß in Magnesia noch die Ehren, welche diese Stadt den Abkömmlingen des großen Themistokles fortdauernd gewährte. Es mag mit ihnen etwa gewesen sein wie mit den Abkömmlingen des Propheten, oder es konnte sich auch einer melden, wenn er den betreffenden Namen trug.

Beinamen seiner Gattin Phila und seiner Hetären Leäna und Lamia und mindestens Altäre und Herōa seiner drei Hauptschmeichler Burichos, Adeimantos und Oxythemis, denen man Spenden darbrachte und Päane sang, so daß er selbst verwundert fand, es gebe zu seiner Zeit keinen großen und herzhaften Athener mehr. Ihn selbst hatte man mit Weihrauch, Kränzen, Spenden, Prosodien usw. empfangen, indem das Volk an den Straßen stand und tanzte und sang, er allein sei wahrer Gott, die andern Götter seien im Schlaf, in der Ferne oder überhaupt nicht vorhanden, er sei Sohn Poseidons und Aphrodites; dazu betete man ihn mit aller Inbrunst an¹. Diesen Inhalt hat in der Tat der erhaltene Ithyphallikos, welchen diese „Marathonkämpfer“ nicht bloß öffentlich, sondern auch in ihren Häusern sangen; derselbe endet mit dem Gebete um Befreiung von der ätolischen Sphinx²; die attischen Kleruchen auf Lemnos aber bauten ihrerseits dem Seleukos und Antiochos Tempel und nannten bei ihren Gelagen den letzten Becher den des rettenden Seleukos.

Und trotz allem gibt es damals zweierlei Athen. Neben dem korrumpierten, wahnsinnig schmeichlerischen, dessen Demagogen, Strategen usw. nicht des Nennens wert sind, ist noch ein besseres da, welches sich (304) gegen Kassander hält, bis Demetrios als Befreier erscheint, sich auch 287 noch einmal unter Führung des Olympiodoros von den Makedoniern befreit, später eine, wenn auch in der Überlieferung stark übertriebene, Rolle in der Verteidigung gegen die Kelten hat, und noch gegenüber Antigonos Gonatas zwar ohne Glück, aber nicht ohne Ehre den chremonideischen Krieg (269—262) führt. Antigonos ließ damals noch einmal in Athen einmarschieren; doch gestattete er den Athenern nunmehr, da dies unschädlich geworden war, sich demokratisch zu regieren. Nur überwog dann doch wieder die Schwäche. In der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts hält sich die Stadt mehr

¹ Plutarch Demetr. 23 ff. Athen. VI, 62 ff., wo erwähnt wird, daß auch in Theben ein Tempel der Aphrodite Lamia gebaut wurde.

² Vgl. oben S. 347.

Jetzt treten allerdings die seither abgefallenen Städte dem Bunde wieder bei, aber unter makedonischen Auspizien. Seinen Sieg bei Sellasia benützte Antigonos nur zu einem ganz mäßigen Bundesverhältnis mit den griechischen Staaten. Nachdem er aber im folgenden Jahre schon (221) gestorben war, durften sich sogleich die Ätoler aufs verderblichste regen. *Ihr* Bund war eine *starke* Verbindung zu Raub und Genuß, während der aus Reflexion entstandene achäische eine schwache zum gegenseitigen Schutz und Aneinanderlehnen war. Und so fielen sie denn voll Verachtung gegen die tatlosen und an fremde Hülfe gewohnten Bundesstaaten wieder weit in den Peloponnes ein, und die Achäer ließen sich richtig schlagen und mußten dankbar sein, als der nunmehrige König von Makedonien, Philipp III., auf einem Tage zu Korinth allgemeinen Krieg gegen diese Feinde beschließen ließ. Schlecht unterstützt, handelte dieser dann aber nach eigener Konvenienz, hetzte die Mitglieder des Bundes gegen einander und hatte die Blicke meist auf Rom gerichtet, und nachdem er (215), wie man glaubte, Aratos sowie dessen Sohn durch Gift hatte wegräumen lassen, figurierten die Achäer im Kriege gegen die italische Großmacht (211—205) als seine Notverbündeten, während Ätoler, Sparta und Elis es mit Rom hielten; die Poleis parteilich sich also wieder einmal kläglich auf beiden Seiten.

Erst Philopömen, der 208 Stratege wurde und im folgenden Jahre den spartanischen Tyrannen Machanidas vernichtete, konnte dem Bunde ein größeres Selbstgefühl einflößen, so daß derselbe, wie Plutarch¹ stark betont, jetzt endlich auf das Präsidium auswärtiger Fürsten verzichtete. So hielten die Achäer in Philipps neuem Römerkrieg nicht mehr mit diesem, ja 198 traten sie in Freundschaft mit Rom und bekamen nach Kynoskephalä die ihnen entrissenen Städte wieder. Aber Korinth hatte nun

Plut. Arat. 45. — Darüber, daß er noch kurz vorher jährlich sechs Talente von Ägypten erhielt, vgl. ebenda 41. Kleomenes hätte ihm zwölf Talente gegeben, wenn er ihn hätte Strategen des Bundes werden lassen. — ¹ Philopömen 8.

statt der makedonischen eine römische Garnison, und der von den Römern zu dem Zwecke, daß er die Achäer im Schach halte, begnadigte, schreckliche Nabis fing bald wieder Streit an und verbündete sich mit den Ätolern¹. Und als nach dessen Untergang (192) das nur auf kurze Zeit für den Bund gewonnene und dann wieder abgefallene Sparta von Philopömen hart heimgesucht werden mußte, plädierten beide Parteien vor den Römern, welche den Bund deutlich zu schwächen suchten. Philopömen wurde 183 beim Versuche, die abgefallenen Messenier zu demütigen, gefangen und getötet. Diese konnte sein Genosse Lykortas dann wohl dem Bunde wieder unterwerfen; aber derselbe blieb mehr und mehr schwach und bedroht.

Hier möge mit kurzen Worten auch des damaligen *Patriotismus* Erwähnung getan sein. Auch wenn Makedonien und die sonstige Griechenparteiung die Griechen machen ließ, konnte sich doch kein Staat mehr an die Spitze des Ganzen stellen, weder Sparta, noch Theben, noch Athen; doch kommen im Einzeldasein der Städte noch hie und da achtbare und heldenmütige Anstrengungen vor. Zwar der Darstellung des Kampfes gegen die Gallier, die Pausanias gibt, ist, wie bereits (S. 343) gesagt, wegen der starken Aufschneidereien, zumal in den Zahlen, nicht zu trauen². Doch haben sich hier die nördlichen Griechen immerhin gewehrt, während die Peloponnesier sich, weil die Gallier keine Schiffe hatten, mit der Verschanzung des Isthmos begnügten und der gemeinschaftlichen Verteidigung entzogen. Freilich herrscht auch viel affektierter Patriotismus in Worten, was stets ein schlimmes Zeichen für die Wirklichkeit ist.

Und nun die *Spätgestalt des tugendhaften Panhellenen*. Auch dieses Ideal erhebt sich mit Hülfe von Vorbildern wie Epaminondas³, mit Hülfe ethischer Reflexionen und unter einem gewissen Einfluß von Philosophen noch stellenweise zur Wirklichkeit, obwohl unter bedeutend

¹ Vgl. über Machanidas und Nabis Band I, S. 142 f.

² Paus. X, 20 ff. — ³ Vgl. oben S. 225.

geringern Chancen als im 4. Jahrhundert; denn die Welt ist diadochischer, d. h. gieriger und gewaltsamer geworden als je vorher und die Poleis, auf deren Zusammenwirken ja doch die Hoffnungen des Panhellenen beruhen mußten, jede einzeln schwächer und zerrütteter. Wir haben es also — ganz im Gegensatz zu einem Themistokles, welcher in allem original sein will — bei den vereinzelt großen Männern mit solchen zu tun, die sich auf das Nachstreben verlegen; dahin gehört in seinen bessern Zeiten *Aratos* und besonders *Philopömen*.

Jener gibt sich als Knabe zu Argos, wohin er geflüchtet worden ist, eine palästrische Erziehung und gewinnt im Pentathlon Sieg und Kranz, während er sich, wie es heißt, für einen künftigen Politiker um Beredsamkeit zu wenig bemüht. Es wird ihm dann später zu großem Ruhm angerechnet, daß er sich in seinen ersten Zeiten — wie ja auch Epaminondas tat — dem jeweiligen Strategen der Achäer gleich dem ersten besten zur Verfügung stellte, auch wenn es nur ein Dymäer oder Tritäer oder sonst ein Mann aus einem kleinen Neste war. Weil er weiß, daß Phokion und Epaminondas einst den Ruhm der gerechtesten und edelsten Männer durch Zurückweisung großer Geschenke erworben haben, bringt er, da es sich um die Gewinnung von Akrokorinth handelt, ohne jemandes Wissen große Opfer und setzt sich selber dazu den größten Gefahren aus. Daneben scheint zu diesem Typus eine gewisse prosaische Verständigkeit zu gehören: Aratos verläßt sich nicht stark auf Opferzeichen und Orakel, sondern braucht sein Nachdenken. Trotz der schwachen Stunde, die er hatte, als er die Makedonier um Hilfe anflehen mußte, bestatten ihn die Sikyonier schließlich doch wie ein übermenschliches Wesen.

In höchster Geltung bei den Griechen wegen seiner Gesinnung wie wegen seiner Taten war *Philopömen*. Wie Epaminondas in Theben unter pythagoreischem Einfluß aufwuchs, so übernehmen seine Erziehung absichtlich zwei akademische Philosophen, beständige Verschwörer gegen Tyrannen und Männer, welche die Ordnung in Kyrene neu hergestellt haben, um aus ihm durch Philo-

sophie eine gemeinsame Wohltat für ganz Griechenland zu machen. Für Wettkämpfe verschmähte er sich auszubilden, trieb aber dafür außer der Kriegswissenschaft¹ Landbau, Jagd, Philosophie, letztere freilich nur, so weit sie ihn in der Tugend zu fördern schien, und ging in allem auf Nachahmung des Epaminondas aus, den er an Tatkraft, Einsicht und Unabhängigkeit vom Gewinn erreichte, während er allerdings seinen Zorn nicht gleich gut beherrschen konnte und daher mehr für eine soldatische als für eine politische Natur galt; auch war er sich dessen bewußt, daß es seiner Art völlig zuwider sei, Befehle von andern entgegenzunehmen. Seine wahrhaft ängstliche Uneigennützigkeit zeigte sich, als er das Geschenk von 120 aus dem Vermögen des ermordeten Nabis erlösten Talenten, das ihm die Spartaner anboten, abwies, weil er beim achäischen Bunde nur dann für sie wirken könne, wenn er völlig reine Hände habe; derjenige seiner spartanischen Gastfreunde, welcher dazu gepreßt war, ihm die Gabe anzuzeigen, war deshalb zweimal nach Megalopolis gereist, ohne ihm davon zu reden, und hatte dies erst bei der dritten Reise gewagt. Dafür besserte er sein Hauswesen durch den Ertrag seines Ackerbaus, „der ehrlichsten Art des Erwerbes“. So liebte denn, wie Plutarch² sagt, Hellas ihn ganz besonders und erhöhte seine Macht durch den (ihm bei Lebzeiten gegönnten) Ruhm. Ein Lob aus römischem Munde aber nannte ihn den letzten der Hellenen, indem Hellas nach ihm keinen großen und seiner würdigen Mann mehr geboren habe.

Nachdem so Epaminondas noch einen Reflex in diese jammervollen Zeiten hineingeworfen hat, wird es in dieser Nation allmählich dunkel; es erfolgt die *definitive Zerrüttung der Poleis*. Während die Städte der Diadochenlande wenigstens ein ruhiges ökonomisches Dasein führten und nur die größten (Antiochia, Alexandria, Seleukia am Tigris) sich etwa zu momentanen Krawallen erhoben,

¹ Vgl. oben S. 330.

² Philopömen 1. Ähnlich Pausan. VIII, 52, 1.

wankt in einer ganzen Anzahl alter griechischer Poleis der Boden unaufhörlich. Schon im Verlauf des peloponnesischen Krieges hatte die schlimme alte Tradition, daß das Aufkommen der Demokratie soziale Gewalttaten mit sich führen mußte, daß dieselbe dann fortwährend unbillige, aber legal erklärte Anforderungen an die Besitzenden und Erwerbenden stellte, und daß man diesen noch außerdem illegal auf alle Weise zusetzte, die furchtbarsten sogenannten oligarchischen Reaktionen hervorgerufen. Aber der unvernünftig gesteigerte Begriff vom Rechte der Polis gegenüber den Einzelnen hatte sich behauptet und die wechselnden Hegemonien Spartas, Thebens und Makedoniens überlebt. Und jetzt geht neben aller Parteiung zwischen Makedoniern, Achäern und Ätolern die Ausartung des Staates ihren Weg unerbittlich weiter in Tyrannien spätester Bildung mit schrecklicher Söldnerwirtschaft und in gewaltsamen Oligarchien und Demokratien, welche sich durch Gemetzel, Verbannungen und Aufteilungen des Grundeigentums manifestieren. Die unvermeidliche letzte Konsequenz jeder Demokratie, der Hader um den Besitz, führt zu einem wahren Höllenleben; immer wieder tritt der Kommunismus auf, und beide Parteien nehmen jede Allianz an, die zum Ziele führt, und erlauben sich alle Mittel. Indem allgemach alles, was geschieht, in immer schlechtere Hände fällt, vollendet sich der Bankrott der griechischen Staatsidee, der im Grunde mit jenem unsinnigen Emporschrauben des Bürgertums begonnen hatte. Echt griechisch ist zwischen dies alles hinein die Wonne, womit etwa eine Konspiration mit allen möglichen Finessen vorbereitet und durchgeführt wird¹; aber man gerät in sonderbare Stimmung, wenn man daneben die gewaltige innere Festigkeit des vordringenden *Rom* in Betracht zieht, wo

¹ Man vgl. außer den Befreiungen von Sikyon und Korinth in Plutarchs Aratos die umständliche Beschreibung, wie Tarent von den Römern zu Hannibal abfällt, ganz als ob es kein Rom mehr gäbe, das unter andern Umständen dergleichen strafen könnte, bei Polyb VIII, 26–33, und denke überhaupt an die weitläufige Literatur der Strategemata.

lichen Ort hinein, sondern zogen rings um denselben herum, indem sie über sein und ihr Los laute Klage anstimmten, und fanden dann ihr Unterkommen in der Stadt der Lappäer. In dem Parteistreit Kretas aber intervenierten auf knosischer Seite die Ätoler, auf der andern Philipp und der achäische Bund.

In Messene ferner, wo von dem durch Philipp aufgewiegelten Volke 200 angesehene Männer ermordet und viele in die Flucht gejagt worden waren, bestand eine Demokratie, wobei der Staat in der Gewalt derer war, die den Grundbesitz der früheren Eigentümer eingezogen und unter sich geteilt hatten; auch Fremde hatten diese Demokraten herbeigezogen. Ähnliche Zustände herrschten in dem bithynischen, zum ätolischen Bunde gehörigen Kios. Die Kianer hatten nämlich in kommunistischer Neigung immer die Schlechtesten erhoben und die, welche diesen Widerstand leisten wollten, gezüchtigt. Damit kam Molpagoras empor, ein Demagoge und Egoist. Dieser schmeichelte der Menge und verleumdete die Wohlhabenden beim Pöbel, tötete die einen, ächtete die andern und zog ihre Habe ein, um sie an die Massen zu verteilen, wobei er bald monarchische Gewalt bekam. Polyb bemerkt zum Schicksale dieser Stadt, welche Philipp später einnahm und nach grausamer Behandlung seinem Schwager Prusias I. in Trümmern überließ, man könne jede Bevölkerung über den sichern Ruin verblenden, wenn man ihr Hoffnung auf Besserung ihrer Lage durch Beraubung der Mitbürger mache¹. Für eine Zeit, da dies förmlich als durchschnittliche und unwiderstehliche Gewohnheit bezeichnet werden kann, nehmen sich dann die Delikatessen eines Philopömen merkwürdig aus.

Besonders groß ist die Verkommenheit in Böotien. Nachdem man hier schon lange vom Ruhm und Wohlbefinden der früheren Zeit heruntergekommen war, war man 245, weil man die Ankunft des verbündeten Aratos nicht abgewartet hatte, von den Ätolern bei Chäronea geschlagen

¹ Polyb XV, 21, 7.

fielen ihnen die Böoter, über solche „Mißachtung“ erzürnt, mit voller Heeresmacht ins Land und belagerten Megara; da aber ein panischer Schreck über sie kam, weil es hieß, Philopömen ziehe mit den Achäern heran, ließen sie die Leitern an den Mauern stehen und flohen in aufgelöster Flucht davon. Erst als nach dem Frieden zwischen Rom und Antiochos (189) den Neuerungssüchtigen in Bötien alle Hoffnungen abgeschnitten waren, nahmen die Staaten eine andere Richtung an, und es hieß jetzt, die so lange liegen gebliebenen Prozesse müßten entschieden werden; aber auch hierüber erhob sich viel Hader, weil die Heruntergekommenen viel zahlreicher als die Wohlhabenden waren; und vollends, als Rom die Restitution gewisser Flüchtlinge verlangte, konnte man sich darēin nicht finden¹.

Inzwischen kommen doch auch in dieser Diadochenzeit dadurch, daß das Schwergewicht des Handels verlegt wird, einzelne Städte erst recht empor, und dies sind dann diejenigen Stellen, wo noch irgendwie wirkliche Freiheit herrscht. So legt der Niedergang von Athen und Milet und später besonders die Freundschaft mit den Attaliden und mit Rom den Grund zum Wohlstand der Halbinselstadt *Kyzikos* an der Propontis. Dieselbe hatte schon um 365 ihre persische Besatzung vertrieben, hatte sich befestigt und sehr verschönert und in den Diadochenkämpfen — unter anderem glänzend gegen den Satrapen Aridaios — ihre Unabhängigkeit behauptet. Auch *Byzanz* hob sich damals. Es hatte seine herrliche Lage und das höchst fruchtbare Landgebiet — auch auf asiatischem Ufer besaß es ein kleines Territorium — durch die häufige Brandschatzung der umwohnenden Thraker und Bithynier von jeher teuer bezahlen müssen, und im 3. Jahrhundert war noch eine starke Bedrängnis durch diejenigen Galater hinzugekommen, welche um Tyle am Hämus ein Reich gegründet hatten. Da die Stadt von diesen zuletzt jährlich um 80 Talente gebrandschatzt und von den Griechen (denen sie doch den freien Bosphoros sicherte) trotz ihren

¹ Über die böotischen Dinge vgl. Polyb XX, 4ff. und XXII, 4.

Bitten nicht unterstützt wurde, half sie sich endlich durch einen Sundzoll und bekam darob freilich 220 Streit mit Rhodos. Aber besonders der Getreidehandel blieb sehr in Blüte, und so verlebte sie während der folgenden Kriege der Römer mit Makedonien, Syrien und den griechischen Koalitionen und noch später ihre glücklichste Zeit; auch ließ ihr Rom ihre eigenen Gesetze und ein ansehnliches Gebiet.

Am merkwürdigsten ging es mit *Rhodos*. Dieses hatte gleich nach Alexanders Tode die makedonische Besatzung vertrieben und hatte dann als die mächtigste und bestregierte aller Hellenenstädte gegolten, auch zum Besten aller Hellenen das Meer von Piraten gesäubert. Seine Hauptverbindung hatte es mit Ägypten, weil sein Handel hauptsächlich dahin ging, hielt aber sorgfältige Neutralität gegenüber allen Diadochen, bis Antigonos dieselbe durch rohe Prätionen störte. Und nun erfolgte die berühmte Verteidigung gegen Demetrios (305/4). Man hatte hiefür, als man seine Kräfte zählte, nur 6000 Bürger zur Verfügung, was für eine so wichtige Stadt auffallend wenig ist und wohl auf eine sehr zahlreiche Sklavenschaft schließen läßt. Dazu kamen noch 1000 Einsassen und Söldner, sowie tapfere, von ihren Herrn freigekaufte Sklaven, denen man das Bürgerrecht versprach. Den Mut der Leute hob man dadurch, daß man ihnen für den Fall des Todes öffentliches Begräbnis und liberale Versorgung ihrer Angehörigen in Aussicht stellte, und so herrschte Eintracht und allgemeiner Wetteifer, indem die Wohlhabenden ihr Geld opferten, die Gewerbsleute ihr Wissen und Können aufboten usw. Auch von einem Söldnerhauptmann genoß die Stadt volle Treue, so daß Demetrios ihn nicht verlocken konnte. Der Pöbel aber hatte in dieser rhodischen Demokratie noch so wenig das große Wort, daß diejenigen, welche die Statuen des Antigonos und Demetrios umzustürzen rieten, nur Tadel erfuhren. Im gefährlichsten Moment, als der Hafen drohte eingenommen zu werden, boten die Prytanen auserlesene Freiwillige auf und füllten mit diesen drei Schiffe, welche dann unter heftigem Hagel von Geschossen das Ent-

scheidende taten, indem sie die schwimmenden Maschinen des Demetrios versenkten. Nachdem es sodann Ptolemäos, Kassander und Lysimachos geglückt war, die Belagerten mit Proviant zu versehen, und diese nochmals durch glänzende Gegenwehr einen Sturm zurückgeschlagen hatten, erfolgte endlich der Friede. Eine frühere Vermittlung Athens und anderer hellenischer Städte war erfolglos geblieben, jetzt aber wünschte Antigonos selbst, daß sein Sohn einlenke, und anderseits gab Ptolemäos den Rhodiern den gleichen Rat. Und nun mußten diese allerdings in die Bundesgenossenschaft des Antigonos treten und diesem hundert Geiseln stellen, konnten sich aber vorbehalten, daß sie nicht dürften zum Kriege gegen Ptolemäos gezwungen werden, blieben autonom und ohne fremde Besatzung und behielten ihre eigenen Einkünfte. Nach diesem im Grunde höchst glänzenden Abkommen ehrte Rhodos, wie es versprochen, seine Tapfern, stellte die Statuen des Kassander und Lysimachos auf und weihte dem Ptolemäos auf Anfrage beim Ammon sogar ein Temenos, das sogenannte Ptolemäon, wie einem Gotte¹. Es blieb nun eine gemäßigte Demokratie² mit ausbreitetem Handel und einem so musterhaften Seewesen, daß Rom von ihm seine Seegesetze entlehnte. Auch wurde es ein großer Kunstort und zeigte als solcher Neigung für das Imposante und Kolossale und für glänzende Wirkungen; es bildete sich eine rhodische Beredsamkeit aus, und die Geschichtsschreiber Zenon und Antisthenes trieben ihre Historiographie, wie Polyb sagt, nicht um des persönlichen Nutzens, sondern um des Ruhmes willen, und weil es sich für politische Männer schicke, nur war Zenon zu eifrig auf den Schmuck des Ausdrucks bedacht³.

¹ Hieraus ist deutlich zu ersehen, daß das Vergöttern von Mächtigen nicht gar zu hoch aufzunehmen ist, indem eine Bürgerschaft von der höchsten Achtbarkeit sich nicht davor scheute. Vgl. auch oben S. 333.

² Nach Strabo XIV, 2, 5, p. 653 konnten hier Geheimnisse wirklich gewahrt werden. In den Arsenalen war Einiges den Vielen entzogen, und wenn Jemand es erspähte oder hineingeriet, stand der Tod darauf. — ³ Polyb XVI, 14. 17.

Welche Gunst diese Stadt genoß, zeigte sich besonders bei dem großen Erdbeben (um 226), bei welchem unter anderem der Koloß des Helios zusammenstürzte. Dieses Unglück wurde von den erfahrenen Rhodiern so benützt, daß sie weniger Schaden als Vorteil davon hatten; denn ihre um Hülfe bittenden Gesandten traten so vornehm und imponierend auf, daß sie die Städte und Könige nicht nur dazu brachten, ihnen gewaltig viel zu schenken, sondern ihnen noch obendrein dankbar zu sein, was alles gewiß nicht aus bloßer Herzensgüte, sondern daraus zu erklären ist, daß Rhodos für sie war, was man französisch ein *intérêt majeur* nennt. Das Interesse und die Freiheit der Städte betrachtete dasselbe aber auch Philipp III. gegenüber (um 201) als seine eigene Sache und wurde darum dessen erklärter Feind, indem es zu Attalos und den Römern hielt. In diesem Kriege lernt man den trefflichen rhodischen Admiral Theophiliskos kennen, der nach der günstig verlaufenen Schlacht bei Chios noch seinen Bericht an die Vaterstadt schrieb und dann Tags darauf an seinen Wunden starb.

Diese Ereignisse gehören zu den Vorspielen des zweiten römisch-makedonischen Krieges. Philipp, der sich im Einverständnis mit Antiochos die ptolemäischen Vorposten in Thrakien, Ionien, Karien usw. zu nehmen angeschlossen hatte, führte damals einen abwechslungsreichen Krieg gegen Ägyptens Verbündete, zumal Byzanz, Rhodos und das pergamenische Reich, wobei ihm unter anderm die Einnahme von Kios und später (200) auch die von Abydos gelang. Jetzt klagten Ägypten, Pergamon und Rhodos gegen ihn in Rom, und durch das von ihm und den Akarnanen gleichfalls angegriffene Athen wurde der Senat schließlich zum militärischen Eingreifen veranlaßt. In dem nun folgenden dreijährigen Kriege (200—197) brachte Kynoskephalä die Entscheidung, und an den Isthmien des Jahres 196 verkündete T. Quinctius Flaminus den Griechen, von denen die Achäer sich inzwischen auf Roms Seite gestellt hatten, die neue Freiheit. Allein das gleiche Jahrzehnt führte auch noch den

Hafenzoll fast auf den siebenten Teil gesunken sei; und doch seien die wenigen Römerfeinde durch den Demos selbst dem Verderben geweiht worden, und man strafe nur noch Unschuldige. Rom gewährte schließlich das erfluchte Bündnis, und nun beschloß das etwas erholte Rhodos (165) gar, es sollte im Tempel der Athene ein 30 Ellen hoher Koloß des römischen Demos errichtet werden.

Wer aber Nichtrömer war, hatte in dieser Zeit des Rückganges alle Muße, sich mit Lernen und Forschen abzugeben und mit alexandrinischer Vielseitigkeit der römisch werdenden Weltkultur zu dienen. Zu seinem und der Weltgeschichte größtem Glück gelangte gerade damals, da es in Griechenland für einen Staatsmann nichts mehr zu tun gab, als einer jener tausend Achäer *Polyb* nach Rom, wo er in große Verbindungen kam, sich einen gewaltigen Gesichtskreis verschaffen und die Geschichte dieser Zeiten schreiben konnte. Er ist es denn auch, der, im Begriffe seine eigenen mühsamen Forscherreisen in Iberien¹, Libyen, Gallien und dem äußern Meere zu erwähnen, die Tatsache zuerst offen herausgesagt, daß die Männer der Tat jetzt der kriegerischen und politischen Beschäftigungen ledig geworden seien und daraus die größte Veranlassung gewonnen hätten, sich mit der wissenschaftlichen Forschung abzugeben². Mit andern Worten: der Grieche ist kein Mann der Polis mehr, sondern hat die neue große Bestimmung gewonnen, ein Bildungselement für die ganze Welt zu sein. Jetzt könnten auch, wie er selbst es wünscht, Staatsmänner die Geschichte schreiben, und er selbst hat denn auch das Entscheidende über Rom und seine Geschichte gesagt.

Aber in Hellas trieb man der letzten Entscheidung zu. Dieser zitterte, vielleicht ohne daß die eine oder die andere Partei in besonders hohem Grade schuld gewesen wäre, das ganze aufgelöste Hellenentum entgegen, und am Ende handelte es sich nur darum, welches die Gelegenheit dafür sein werde. Um 150 wurde es im Zu-

¹ [Spanien]. — ² Polyb III, 59. XII, 28.

setzen zu können, an die Städte, man solle 12 000 hausgeborene Sklaven freilassen, bewaffnen und nach Korinth schicken, was natürlich auch unter den übrigen Sklaven eine Gärung hervorrief, indem diese nun ebenfalls auf baldige Freilassung hofften¹. Und indem hiezu noch Zwangsanleihen und ein allgemeines Aufgebot kamen, waren die Städte voll von Verwirrung und Mutlosigkeit, und man pries die Umgekommenen und bejammerte die Ausziehenden. Ja schon vor der Einnahme Korinths verließen sich viele ziellos aus den Städten; man schleppte einander zu gegenseitiger Denunziation vor die Römer; manche kamen mit Ölzweigen, klagten sich selbst als wortbrüchig an und verlangten ihre Strafe zu wissen, ohne daß jemand sie zur Rede gestellt hätte. Die Thebaner verließen von selbst ihre Stadt, so daß sie öde stand, alles war voll von solchen, die sich in die Brunnen und von den Felsen herunterstürzten, es war ein Anblick, der auch einen Feind hätte erbarmen können, und neben diesem allem tobte der letzte Terrorismus des Diäos, der sich mit Verhaften, zu Tode Foltern und zu Tode Peitschen der Gemäßigten half, um teils Geständnisse, teils auch die letzten Geldmittel zu erhalten. Das Glück im Unglück war noch die schnelle Besiegung, so daß die Römer nicht weiter erbittert wurden und man die Truppen aus Afrika nicht mehr brauchte, auch die Terroristen nicht weiter wüten konnten. Alle sagten damals (mit einer ursprünglich von Themistokles stammenden Wendung): „Wenn wir nicht rasch untergegangen wären, hätte es keine Rettung für uns gegeben.“ Die Rettung aber, die es gab, war nun allerdings damit verbunden, daß die Griechen fortan von dem römischen Statthalter der neuen Provinz Makedonien abhängig waren.

Und nun haben wir von der quantitativen *Abnahme der Nation* zu sprechen, einem Faktum, das bisweilen über-

¹ Ist man später wohl jemals wieder wohlhabend genug geworden, um genügend Sklaven nachzukaufen? Offenbar hatte man die früher geringe *Sklavenzüchtung* bereits müssen aufkommen lassen.

sehen oder nicht genug betont wird, das aber in erstaunlichem Grade vorhanden war. Fragen wir nach den allgemeinen Tatsachen, die ihr zu Grunde liegen, so bietet sich vor allem der von Polyb dafür angeführte Umstand, daß die in Großtuerie, Habsucht und Vergnügungssucht verfallenen Menschen nicht mehr heiraten und, wenn sie es je taten, keine oder höchstens ein oder zwei Kinder haben wollten, um diese in aller Üppigkeit aufziehen und reich zurücklassen zu können; das Unglück sei binnen kurzem unbemerkt so groß geworden, daß der erste beste Krieg oder Krankheitsfall nun gleich das Haus veröde; man sollte also die Sinnesart ändern *oder* durch Gesetze das Aufziehen der erzeugten Kinder befehlen¹. Wir möchten indes bezweifeln, ob damals wirklich noch die Vergnügungssucht die Menschen in diesem Punkte hauptsächlich bestimmte und nicht eher die Desperation, die ja doch ihre Gründe hatte. Die unseligen Eltern wußten in dieser Zeit, da Bodenaufteilung und Schuldenerlaß an der Tagesordnung waren, gar zu gut, was der Kinder warten würde; der Polis aber, welche reich zu werden glaubte, wenn sie den Besitzenden das Ihrige nahm, gingen zu spät die Augen darüber auf, daß man auf diese Weise immer ärmer werden, ja daß das Leben zuletzt erlöschen mußte.

Ferner pflegt man als Gründe der Abnahme den Abzug der Bevölkerung in die Diadochenlande, die Kriege mit den Römern (respektive die römischen Kriegswellen, die bis zur Schlacht von Actium über Griechenland gingen) und die Einfälle der überhand nehmenden Seeräuber namhaft zu machen². Aber dies alles ist nicht das Wesentliche. Hätten nicht Griechen sich vor Griechen retten müssen, so wäre die Auswanderung nach Syrien, Ägypten usw. schon gar nicht in solchem Maße erfolgt. Die Kriege mit Rom ferner und die römischen Bürgerkämpfe in Griechenland waren von kurzer Dauer; abgesehen von Haliartos, das im Perseuskriege geschleift wurde, und von

¹ Polyb XXXVII, 9, 7 ff. Vgl. auch Band II, S. 61 f.; das dort angeführte thebanische Gesetz dürfte wohl aus dieser Zeit stammen. — ² E. Curtius, Pelop. I, S. 83.

dem 146 zerstörten Korinth wurde von den Römern eigentlich systematisch nur Epirus und das Illyrierland, beides ursprünglich volkreiche Landschaften, zur Sicherung der Apollonia mit Makedonien verbindenden via Egnatia verödet, so daß man hier, weil die Städte zerstört waren, dorfweise und in Trümmern wohnte und überall römische Garnisonen lagerten; auch was im mithridatischen Kriege durch Sulla geschah, ist wenig und läßt sich kontrollieren. Und was den Seeraub betrifft, so kam derselbe beim Verfall der Diadochenreiche allerdings stark auf; das verwilderte, durch Bürgerkriege ruinierte Kreta wurde piratisch, und bald war es auch Kilikien, während im Westen die Piraterie von Illyrien aus früh in Blüte stand, und überall waren die Seeräuber zugleich Sklavenfänger und Sklavenhändler; daß dergleichen aber furchtbar werden konnte, ist ein Beweis dafür, daß die Küstenlandschaften bereits arm an Menschen *waren*, und nicht die bewirkende Ursache der großen Abnahme. Die Hauptursache ist vielmehr die, welche Plutarch beiläufig da nennt, wo er mit dem Rückgang der Bevölkerung das Erlöschen vieler Orakel motiviert¹: es sind *die frühern Bürgerkämpfe*. Wenn zu Plutarchs Zeiten ganz Hellas kaum 3000 Hopliten hätte stellen können, und wenn sich bei Dio Chrysostomos das Bewußtsein findet, daß die alten echten Griechen eine ganz seltene Spezies geworden seien, so hatte sich eben hier erfüllt, was der alte Scher vom Ausgang seines fünften Menschengeschlechts geweissagt hatte: Allgemeine Zwietracht, auch innerhalb der Familien, werde sich erheben, einer werde die Stadt des andern ausplündern; nichts werde mehr das Halten der Eide und das Gerechte und Gute gelten, sondern den Übeltäter und Frevler werde man ehren; das Recht werde in der Faust sein und keine Scham werde es mehr geben; der Schlechte werde den Bessern mit trügerischen Worten schädigen, die er mit Eiden bekräftige². „Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ hätte sich

¹ Plut. de defectu oraculorum 8. Vgl. Band I, S. 547.

² Hesiod Werke und Tage 178 ff. Fast sieht es aus, als hätte er das Altern der Rasse vorausgeahnt, indem er dem Beginn der

die Nation können fragen lassen. Es waren eben zusammengekommen die beständigen innern Wirren mit dem periodischen Ausmorden der Besitzenden und die Überfälle von Stadt gegen Stadt. War man hiedurch schon recht gründlich geschwächt, so konnte der Kultur dadurch ein Ende gemacht werden, daß Sklaven und Tiere weggeschleppt wurden¹. Man war jetzt nicht mehr reich genug, um sie durch Kauf zu ersetzen; selber arbeiten wollte und konnte man nicht mehr, wie man auch zu erschöpft war, um das Land von neuem mit Freien zu bevölkern, und so wurde man durch das Ödelassen des Landes gemäß einem gegebenen *circulus vitiosus* erst vollends arm. Hellas endete also mit allgemeiner Verarmung, vielleicht zum großen Staunen der damaligen Politicians, welche auf Genuß mögen gehofft haben; durch die angebliche Freiheit mit ihrer faktischen Despotie war es demselben Aussterben zugeführt worden wie im 17. Jahrhundert die spanische Nation durch die sogenannte Despotie, d. h. den monarchischen Steuerdruck, nur daß Spanien nicht demokratisch verpöbelt wurde.

Und nun die Zerstörung und Verödung von Städten, wobei die Fälle ganz außer Betracht kommen mögen, da solche den häufigen lokalen Erdbeben zum Opfer fielen; würden doch tätige Bevölkerungen durch diese nicht von stets neuem Anbau abgeschreckt worden sein. An die Stelle desjenigen Reichtums von städtischen Anlagen, von denen uns schon der Schiffskatalog der Ilias ein so deutliches Bild gibt, trat mit der Zeit ein Zustand, den uns Dio Chrysostomos mit dem Worte anschaulich macht: „Strömt nicht der Peneios durch ein einsames Thessalien und der Ladon durch ein verwüstetes Arkadien? . . Welche Städte sind jetzt öder als Kroton, Thurioi, Metapont und Tarent? . . Zu Pella in Makedonien bemerkt

Vertilgung vorausgehen läßt, daß die Kinder mit grauem Haar um die Schläfen auf die Welt kommen würden.

¹ Um die Mitte des 3. Jahrhunderts, als Sparta sehr schwach war, konnten die einfallenden Ätoler 50 000 Sklaven (Heloten?) wegfangen. Ein alter Spartiate sagte damals freilich: Sie haben wohl daran getan, uns zu erleichtern. Plut. Kleom. 18.

reichtum stark entvölkert war; während es einst das hundertstädtige hieß, waren der übrigen Städtchen außer den westlichen Peloponneslandschaften, so erfahren wir, Sparta jetzt noch etwa dreißig; von den bei Homer genannten Orten waren die einen zerstört, von den andern waren noch Spuren vorhanden, wieder andere hatten neuere Namen. Mit dem bloßen Fortschleppen der Leute in die Sklaverei mochte in den Kämpfen unter Griechen bald diese, bald jene Stadt auf immer verödet werden. Wandte man sich aber nordwärts, gegen Triphylien, so erfuhr man, daß die Lakedämonier nach dem dritten messenischen Krieg (um 460) den Lepreaten zu Gefallen Pylos (das dabei wohl demoliert wurde) in Lepreon synoikiert und auch sonst dort viele keckere Ortschaften zerstört hatten, und kam man dann nach einem langen Weg durch Sand und Fichtenbestände in das *Alpheiostal*, so fand man die Ruinen von Skillus, dessen Einwohner, lange bevor Xenophon daselbst seinen Besitz erhalten hatte, von den Eliern vertrieben worden waren, weil sie es mit den Pisaten gehalten hatten. Von dem *elischen* Hyrmine heißt es: „es war einst ein Städtchen, besteht aber nicht mehr¹.“ — Und nun die Mittellandschaft des Peloponnes, *Arkadien*. Strabo sagt an der Hauptstelle, die sich bei ihm über dieses Land findet, die arkadischen Völker (Azanen, Parrhasier und andere) schienen die ältesten der Hellenen; aber wegen der gänzlichen Verwüstung der Gegend würde es sich nicht ziemen, umständlich von ihnen zu handeln; denn die früher ruhmvollen Städte seien durch die fortwährenden Kriege verlitgt worden, und die Bebauer hätten das Land schon von den Zeiten an verlassen, da der Synoikismos in die sogenannte „Große Stadt“ (Megalopolis) stattfand; jetzt verhalte es sich auch mit dieser nach dem Wort des Komikers: „eine große Einsamkeit ist die große Stadt;“ für Herden aber sei hier reiche Weide, besonders für Rosse und für Esel, welche als Beschäler bei Rossen dienten². Zur Zeit des Pausanias kann der größte Teil von

¹ Strabo VIII, 3, 10, p. 341. — ² Strabo ebenda 8, 1, p. 388.

Arkadien, soweit es nicht völlig menschenleer war, nur noch von Hirten bewohnt gewesen sein, von denen wir gerne wüßten, wem ihre Herden gehörten. Gewiß waren die Wälder noch nicht ausgeholzt, sondern noch reichlich vorhanden und mit ihnen die Quellen. Wenn daher irgendwann ein Stück der Welt das Bild der Landschaft eines Poussin und Claude verwirklicht hat, so war es nicht das frühere Arkadien, welches ein stark bebautes Ackerland mit vielen Poleis gewesen sein muß, sondern das damalige, mit seinen Ruinen, Tempeln und Hirten und seinem wahrscheinlich wieder vordringenden Wald¹.

Verließ man etwa über das zur Zeit des Städtebelagerers Demetrios auch sehr verkleinerte Sikyon den Peloponnes, so fand man zu Strabos und Pausanias Zeiten *Korinth* durch Cäsars Verdienst wiedererstanden, nachdem es 146 von der römischen Kaufmannspartei dem Untergang geweiht worden war und hundert Jahre lang in Trümmern gelegen hatte. Es hatte immerhin große Ehrfurcht vor allem, was Tradition war, oder große Empfindungslosigkeit verraten, daß man auch angesichts der Ruinen von Korinth die Isthmien nicht eingehen ließ, sondern den Sikyoniern den Agon abzuhalten übertrug; dies werden die Festlinge durchgesetzt haben, welche am Ende der Zeiten immer mächtig sind. Die Dinge mochten gehen, wie sie wollten, die Turnerei ging allem vor, und an den Anblick von Ruinenstädten war man ja gewohnt. Selbst *Attika* hatte eine solche, und zwar durch eine Schandtat der Athener in makedonischer Zeit. Salamis war den Athenern 318 abhanden gekommen, indem die Bewohner aus absichtlicher Feigheit, wie man sagte, sich an Kassander übergaben, und nun hatten die Athener geschworen, den Salamiern auf alle Zeiten des Verrats eingedenk sein zu wollen. Später aber besetzte auch Demetrios die Insel, und sie blieb bei Makedonien, bis sie 229 durch Aratos wieder an Athen kam. Und nun ließ

¹ Das Bukolische wurde dann seit dem 3. Jahrhundert ganz unbefangen an das urtümliche Hirtenleben des Daphnis angehängt. Übrigens paßt auch bei Virgil alles Bukolische notorisch zu einem ziemlich modernen, sekundären Latifundienleben.

völkerung gingen viele Einwohner der Dörfer und kleinen Städte schon darum in die größere, feste Polis, weil es draußen vor Land- und Seeräubern zu unsicher wurde; die verlassenen Orte mochten dann, wie anderswo durch Sieger, welche nur die Vernichtung goutierten, so in diesem Falle, weil man die Bausteine am neuen Orte brauchte, oder auch, damit sich nicht Räuber oder Piraten einnisteten, nachträglich demoliert werden. Nach 146 soll für das unglückliche Land allerdings eine Erholung eingetreten sein; aber dies ist wohl nur relativ zu verstehen; von einigen bevorzugten Stellen, wie Neu-Korinth, abgesehen, blieb die Ruinenwelt sich gleich, und Strabo und Pausanias haben sie gesehen, wie das zweite Jahrhundert sie hinterlassen hatte.

Ganz herrlich wurde in diesen Zeiten die Jagd. Die Spätgriechen sind gewaltige Jäger gewesen, nicht nur auf Hasen, sondern auf Hirsche und Wildschweine, die Freunde der Verödung und Einsamkeit, deren Überhandnehmen geradezu darauf schließen läßt, daß der Mensch zurückgewichen war und ihnen keine Konkurrenz mehr machte. Hätte der Ackerbau noch wie früher geblüht, so würde man davon so wenig etwas wissen als von den schönen arkadischen Pferdeweiden.

Wie einander aber angesehene Griechen noch zur Kaiserzeit traktierten, lehrt die von Plutarch¹ berichtete Geschichte aus dem Badeort Ädepsos auf Euböa. Hier war man durch Parteiung um Tänzer und Kitharöden in Zwist geraten und stritt sich dann weiter um die Schwimmbassins, Hallen und Säle, und eine Partei schnitt der andern die Wasserleitungen ab, und endlich gerieten sie in solche Verwilderung und Verderbnis, daß sie, von dem Tyrannen (Domitian?) jeglicher Habe beraubt, flüchtig, verarmt und nahezu zu andern Menschen als früher geworden, nur in dem gegenseitigen Haß dieselben blieben.

In dieser Zeit des allgemeinen Rückganges kommt dem Griechentum und seiner Kultur ein weltgeschichtliches

¹ De fraterno amore 17.

Phänomen ersten Ranges zu Hülfe: *Roms Philhellenismus*¹. Daß das sonst so harte und trockene Römervolk, das so wenig geliebt hat, hier einen Idealismus und ungewohnten Enthusiasmus hat verspüren müssen, darf uns als ein wahres Wunder erscheinen; wenn wir aber nach einer Erklärung suchen, so mögen wir uns daran erinnern, daß zwischen Griechen und Italikern eine uralte Verwandtschaft bestand, und daß speziell Rom schon in alter Zeit Beziehungen zum Hellenentum hatte. Jedenfalls hatten die Römer von früh an etwas Griechisch gekannt. Die sibyllinischen Bücher, ein Falsum aus dem sechsten oder fünften Jahrhundert, welches Rom zu seinem fatidiken² Organ erkor, waren griechische Chresmen, und in späterer Zeit, aber schon am Beginn des dritten Jahrhunderts weist der Umstand, daß A. Postumius vor den Tarentinern griechisch spricht und Kineas im Senat mit griechischer Rede verstanden wird, auf eine geläufige Handhabung des Griechischen bei den höherstehenden Römern hin³. Teils durch Vermittlung Etruriens, teils direkt von Hellas aus fand von früh an eine beständige Einwirkung statt, ja, man kann sagen, daß die Griechen es gewesen sind, die den Italikern ihre Gedanken und Gefühle ausgedeutet haben. Besonders die italische Religion war als bloßer Polytheismus der Fusion mit der griechischen Götterwelt völlig offen, zumal in Gestalt der griechischen Poesie, und jedenfalls war ihr etruskischer Bestandteil zur Abwehr nicht stark genug. So drangen die griechischen Kulte und der griechische Mythos, dem keine italische Nation einen selbst hervorbrachten entgegensetzen konnte, durch alle Poren ein. Schon die populäre Umgestaltung der griechischen mythologischen Namen (z. B. Latona, Hercules, Ulixes) beweist, daß man dieselben häufig im Munde führte; auch hätte Livius Andronicus griechische Mythen nicht auf das Theater bringen können, wenn sie nicht früher

¹ Vgl. oben S. 64 und Band II, S. 397. — ² [Weissagendem].

³ Zu beachten ist auch, daß schon im 4. Jahrhundert einzelne griechische Beinamen, wie Sophus in der sempronischen, Philo in der publicischen Familie vorkommen.

bereits etwas Geläufiges gewesen wären. Die anfänglich etruskisch gewesene römische Kunst, zumal die Architektur, wartete förmlich auf eine Hellenisierung und sehnte sich überhaupt nach Läuterung und Verklärung durch die griechische¹. Und schon kommt am Ende des vierten Jahrhunderts in Rom auch Kenntnis der pythagoreischen Weisheit vor; wenigstens kannte Cicero² ein Gedicht des Appius Claudius Cäcus, welches Ähnlichkeit mit den pythagoreischen Dichtungen hatte; daß einst unter den Zuhörern des Weisen selbst auch Römer gewesen seien, ist nicht durchaus undenkbar.

Ferner vernimmt man von verschiedenen nach Griechenland abgeschickten Gesandtschaften. Schon 454, da es sich um eine Gesetzgebung handelt, die ewig und für alle Römer gelten soll, werden auf den Rat des T. Romilius vom Senate drei Gesandte ernannt und teils an die Griechenstädte in Unteritalien, teils nach Athen geschickt, um sich die besten und am meisten zu Roms Lebensverhältnissen passenden Gesetze zu erbitten und sie nach Rom zu bringen; auf diese Weise wurde die Gesetzgebung der zwölf Tafeln vorbereitet. Sodann werden verschiedene Anfragen an den Apoll von Delphi gerichtet, der darauf denn auch alle möglichen hellenisch lautenden Ratschläge gibt. Als der albanische See (398) überströmt, versöhnen die Römer zuerst die Götter und Dämonen der Gegend und fragen die Manteis des Ortes aus, ob sie ein Mittel dagegen wüßten; da aber der See nicht nachläßt, raten ihnen diese Manteis selbst die Befragung von Delphi, offenbar als etwas selbstverständliches, an³. Sodann wird nach Vejis Fall (396) in Erfüllung eines Gelübdes als Zehnten der Beute ein herrlicher goldener Dreifuß nach Delphi gestiftet, wohin er freilich erst nach großen Fährlichkeiten gelangte, weil er unterwegs in die Hände von Seeräubern aus den liparischen Inseln fällt. Sicher ist, daß am Anfang des

¹ Hätten die Römer mit dem vielen Andern nur den Griechen auch ihre Zahlzeichen abgenommen! — ² Tusc. IV, 2, 4.

³ Dion. Hal. X, 50ff.; XII, 12.

3. Jahrhunderts Antiaten¹, welche sich noch als römische Untertanen dem Seeraub widmeten und dabei von den Leuten des damaligen makedonischen Königs, Demetrios Poliorketes, aufgegriffen worden waren, mit dem Vermelden an die Römer zurückgeschickt worden: man lasse ihnen die Leute zwar der Verwandtschaft zwischen Hellenen und Römern zuliebe am Leben, finde es aber ungeschicklich, daß die nämlichen Männer die kriegerische Führung Italiens hätten und daneben Piratenschiffe ausendeten usw., worauf der Senat der Sache abhalf². Eine ähnliche Beschwerde hatte schon Alexander erhoben; diese aber ist dadurch besonders merkwürdig, daß hier ein Diadochenfürst dreist an die Römer als Halb Griechen appelliert; wenn Demetrios so konnte schreiben lassen, so muß er dazu seinen Grund gehabt haben. Mit Rhodos finden wir ferner Rom schon 306 in Handelsbeziehungen, die zu einem Verträge führen; nach dem Pyrrhoskriege (273) kommt es zu einem freundschaftlichen Gesandtschaftswechsel mit König Ptolemäos Philadelphos, und sieben Jahre später erscheint zu Rom eine Gesandtschaft der Apolloniaten, wahrscheinlich um Unterstützung gegen Alexander, den Sohn des Pyrrhos, zu erbitten. Um eines besondern gottesdienstlichen Zweckes willen war von Rom 293 eine Gesandtschaft von zehn Männern nach Griechenland gegangen. Als Hunger und Pest herrschten, hatten die sibyllinischen Bücher befohlen, aus Epidaurus den Äsculapius zu holen. Wirklich kam der Gott in Gestalt einer Tempelschlange auf ihr Schiff und verschwand alsdann bei der Ankunft in Rom auf der Tiberinsel, wo sich hierauf sein Tempel erhob. Schließlich gehört auch diejenige Anknüpfung an den griechischen Mythos, welche Rom von Troia abstammen ließ, einer ziemlich alten Zeit an. Man nahm dieselbe spätestens in der Mitte des dritten Jahrhunderts sehr ernst und unterstützte demgemäß die Akarnanenstädte gegen die Ätoler mit der Motivierung, daß die Akarnanen einst allein von den Griechen keinen Zuzug gegen Troia geleistet hätten.

¹ [Bewohner der latinischen Küstenstadt Antium].

² Strabo V, 3, 5, p. 232.

Wie Rom ferner schon vor Pyrrhos und sodann durch den Krieg mit ihm die unteritalischen Griechenstädte (so weit sie noch so heißen konnten) in seine Tutel bekam, und wie es im ersten punischen Kriege, nachdem es sich bald mit Hieron befreundet hatte, die Karthager völlig aus Sizilien vertrieb und die Insel dem Stamme Japhet rettete, haben wir früher bei unserm Blick auf die Westgriechen gesehen¹. Als dann später der illyrische Seeräuberkönig Agron und seine Wittwe und Nachfolgerin Teuta ihre Scharen und Raubflotten aussandten, letztere, indem sie für deren Führer jedes Land zum voraus als Feindesland erklärte, erlöste es durch mächtige Intervention 229 Kerkyra, Apollonia und Epidamnus aus deren Klauen und sicherte damit auch die Küste von Elis und Messenien, die von diesem unbedingten Korsarentum beständig waren heimgesucht worden. Es war die Zeit, da Makedonien und die beiden Bünde sich gegenseitig schwächten, und da es bei der Ermüdung der Griechen und der Antigoniden nicht außerhalb aller Möglichkeit gelegen hätte, daß der hellenische Westen den Illyriern, Dakern usw. zur Beute gefallen wäre; dafür, daß Rom diese Gefahr abwandte, wurden seine Bürger seitdem zu den istsmischen Spielen und eleusinischen Mysterien zugelassen. Und bald fing darauf der zweite punische Krieg damit an, daß die Römer als Beschützer des Griechentums ein Bündnis mit Saguntum und Emporiä schlossen. Freilich mußten sie im Verlaufe dieses Krieges das früher so enge verbündete Syrakus belagern; aber der Sieger von Clastidium und Nola, dem diese Aufgabe zufiel, war ein Freund der hellenischen Bildung und Beredsamkeit², er empfand Schmerz über die bevorstehenden Leiden der Stadt und beschränkte die Gewalttat auf Geld und Sklaven, während alle freien Syrakusaner unberührt bleiben sollten, verabscheute auch den Mörder des Archimedes und ehrte dessen Hinterlassene. Für Rom ist überhaupt das *parcere subjectis et debellare super-*

¹ Vgl. oben S. 287 ff.

² Plutarch, Marcellus 1, wo erzählt wird, daß er für griechische Sprachfehler korrigiert sein wollte.

x bos¹ keine bloße Phrase gewesen. Da es ja ein Reich gründete, wollte es, daß die Unterworfenen unschädlich wären und weiterlebten, während die Griechen trotz Platos Warnung fortfuhren, einander gegenseitig zu zernichten und bei Überwundenen, wie dies zwischen Polis und Polis Sitte war, das Ausrotten übten; die Legionare begannen also nach der Eroberung freilich in der Regel rite mit der Tötung eines jeden, der ihnen begegnete; auf ein bestimmtes Signal aber hörte das Töten auf und das höchst regelrechte Plündern begann².

Allerdings war nun in Syrakus der zum erstenmale und zwar auf förmlichen Beschluß, daß man nichts zurücklassen wolle, unternommene vollständige Kunstraub eine bedenkliche Sache. Polyb führt aus, die Römer hätten damals und seither hierin nicht richtig gehandelt. Denn, wären sie mit der Kunst emporgekommen und ein mächtiger Staat geworden, dann würden sie solche Dinge billigerweise nach Rom verpflanzen; sie seien aber so fern als möglich von solchem Luxus und solcher Pracht groß geworden und hätten nun die Denkart des Siegers verlassen und die des Besiegten angenommen³. Der Kunstraub blieb aber von da an üblich und wurde z. B. auch von M. Fulvius Nobilior 189 bei der Einnahme Ambrakias, der einstigen Prachtresidenz des Pyrrhos, welches voll von Weihegeschenken, Statuen und Gemälden war, großartig geübt⁴.

Auch zum ersten tatsächlichen Eingreifen in Griechenland selbst kamen die Römer (214—205) noch während des Hannibalkrieges. Damals sehen wir sie im Bunde mit Ätolien und als Feinde des Achäerfreundes Philipp; aber im zweiten makedonischen Krieg (200—197), der, als Philipp sich an das Verbot eines Angriffskriegs gegen griechische Staaten nicht gekehrt hatte, auf ein Hülfe-

¹ [„Die Unterworfenen schonen, die Stolzen bekriegen“. Vergil Aen. VI, 853]. — ² Polyb X, 15f. — ³ Ebd. IX, 10.

⁴ Ebd. XXI, 30. — Vielleicht damals nahm ein Feldherr auch aus dem ätolischen Hafen des Herakles die „Taten des Herakles“ von Lysipp nach Rom, weil „der Ort so abgelegen war“. Strabo X, 2, 21, p. 459.

gesuch Athens hin begonnen wurde, konnten sie völlig philhellenisch auftreten, und namentlich Athen kam ihnen mit großem Pathos entgegen, zumal da Attalos, der diadochische Wohltäter der Stadt, es ihnen weislich überließ, die erste Rolle im Philhellenismus zu spielen. Das Bedeutungsvollste aber war, daß Rom in diesem Kriege, da es den Hellenen ihre „Fußfesseln“ (d. h. die makedonischen Besatzungen von Akrokorinth, Chalkis und Demetrias) abnahm, einen Feldherrn hatte, in dem der Philhellenismus förmlich verkörpert war. Man begegnete hier „einem jungen Mann von freundlichem Aussehen und hellenischer Stimme und Ausdrucksweise und einem Freunde wahrer Auszeichnung, dem schon seine Art, wie er sich, etwa im Gehen, die Sachen ruhig vortragen ließ und fragte und diskurierte, die Griechen gewann“, und so wurde von T. Quinctius Flamininus alles bezaubert, und die Städte erfüllten sich mit Wohlwollen für ihn¹. Auch ließ er es an Anerkennung des griechischen Wesens nicht fehlen, indem er z. B. vor Kynoskephalä seine Soldaten damit anfeuerte, daß sie in Hellas als auf dem ehrenvollsten Schauplatz sich mit den besten Gegnern (den durch Alexander berühmten Makedoniern) zu messen im Begriffe wären. Nach dem Siege ließ er den makedonischen Staat, wenn auch mit sehr verringerter, bis zur Unschädlichkeit herabgebrachter Macht, nicht nur als Vormauer gegen Thraker und Galater weiter bestehen, sondern damit nicht bei einem gänzlichen Sturze Philipps die Ätoler, über deren nachlässiges und räuberisches Verhalten bei Kynoskephalä wie über ihre Ansprüche auf die Hauptehre des Tages er sich bereits genug geärgert hatte, als Herren von Griechenland übrig blieben, und alle Insolenz half ihnen hiegegen nichts². Und nun kamen die Isthmien des Jahres 196, wo der Herold, nachdem mit der Trompete Stille geboten war, ausrief, „daß die Römer und ihr Imperator T. Quinctius nach vollständigem Sieg über König Philipp und die Makedonier für frei und nicht zur Aufnahme

¹ Plutarch, Flamininus 5f. — ² Polyb XVIII, 34.

einer (römischen) Besatzung oder zur Entrichtung eines Tributs verpflichtet und auch für berechtigt nach ihren eigenen Gesetzen zu leben erklärten: die Korinthier, Lokrer, Phokier, Euböer, Achäer, Phthioten, Magnetes, Thessaler, Perrhäber“. Nachdem dies im Stadion vor Lärm erst nicht von allen verstanden worden war und es der Herold hatte wiederholen müssen, erhob sich *ein* bis ans Meer hörbarer Freudenschrei, so daß nach einer für das nervöse griechische Wesen bezeichnenden Übertreibung Raben, die über das Stadion flogen, tot darein niederfielen und Flamininus, um nicht erdrückt zu werden, sich davonmachen mußte. Dieselbe Freiheitsverkündung (Nero hat sie später in Korinth parodiert) erfolgte dann nochmals an den Nemeen, für die Flamininus zu Argos als Agonothet¹ proklamiert war; auch Städte in Asien wurden frei gemacht, und dann zog der Befreier als Versöhner und Zurückführer von Verbannten von Stadt zu Stadt, so daß die Befreiung noch als die geringere von seinen Wohltaten erschien. Sein Hochgefühl sprach aus den Weihinschriften des goldenen Kranzes und der silbernen Schilde, die er nach Delphi stiftete; eine Schattenseite aber war es, daß er, nur um selber mit den griechischen Dingen allein fertig zu werden, und vielleicht auch aus Neid auf Philopömen, der ebenso gepriesen wurde, dem Nabis einen Vertrag gönnte, so daß die spartanischen Verbannten nicht restituiert werden konnten. Auch waren bald bedenkliche Anzeichen die vielerlei Ansprüche, welche von Staat gegen Staat auf Gebiete erhoben wurden, die Unzufriedenheit der Ätoler und der petulante Makedonismus, den Böotien noch lange zur Schau trug, und gegen sich die dortigen Römerfreunde von Flamininus noch ganz naiv eine Mördererlaubnis erbat. Dieser ermahnte (194) noch einmal die Boten aller Staaten in Korinth zum vernünftigen Gebrauch der Freiheit und verlangte als einzige Gabe die Auslieferung der während des zweiten punischen Krieges nach Griechenland verkauften Italiker. Mit diesen

¹ [Kampfrichter].

zog er, als bereits Antiochos in der Nähe war, heim, nachdem er noch die letzten Festungen geräumt hatte. Aber unmittelbar darauf konnte sich Antiochos der Große wieder einbilden, er sei von allen Griechen ersehnt. Indem derselbe nach Europa kam, meinte er zunächst, er begehre nur das „Seinige“ wieder, d. h. die von den Ptolemäern und Antigoniden besetzten Gebiete, die ehemals den Seleukiden gehört hatten, und das Auftreten römischer Gesandter und deren Einmischung bei der Herstellung seines seleukidischen Gesamtstaats war ihm offenbar unbegreiflich. Diese aber war unvermeidlich, weil er, statt Griechenland in Ruhe zu lassen, mit der Prätension auftrat, die Griechen zu befreien, die, soeben frei und autonom geworden, dessen gar nicht bedurften. Und nun war die psychologische Lage der Einwohner Griechenlands am Vorabend des Antiochoskrieges die, daß zwar jeder vernünftige Mensch, der etwas zu verlieren hatte, zu den Römern hielt, daß es aber gar viel mehr Menschen gab, welche nichts zu verlieren und dabei alle möglichen Ansprüche von früher her hatten; es ist diejenige Sorte, die sich auch später, sogar bis zum Kriege von Actium, mit jedem Feinde Roms und auch mit römischen Einzelparteien verbündet hat, wenn nur Änderung zu hoffen war. Verrückt waren zumal die Ätoler, welchen zunächst noch Flamininus selber umsonst zusprach; der letzte Bescheid ihres Strategen Damokritos lautete: man werde den Römern den Beschluß nächstens von einem Lager am Tiberufer aus einhändigen¹. Wenn diese wenigstens ihre Existenz wagten, so sah Hannibals Menschenverstand in betreff der Euböer, Böoter und Thessaler um so sicherer, daß sie, ohne eigene Kraft, es mit dem Stärkern halten und sich, sobald ein römisches Heer da sei, Rom wieder zuwenden und dessen Verzeihung finden würden. Hannibal, den Antiochos für untergeordnete Aufgaben vernutzte, drang in dem Kriegsrat zu Demetrias, wo man ihn endlich einmal zu hören bekam, mit diesen Bedenken sowie mit seinen sonstigen

¹ Livius XXXV, 33.

Ratschlägen nicht durch, zumal entschloß man sich auch nicht, Philipps Bundesgenossenschaft zu suchen, und so blieb Makedonien wie Eumenes von Pergamon, Rhodos, Byzanz, der achäische Bund, Athen und auch der durch einen Brief der Scipionen über Roms Politik beruhigte Prusias von Bithynien auf römischer Seite. Und nun wurde Antiochos, nachdem er den Winter von 192 auf 191 untätig in Chalkis zugebracht, in der Schlacht bei den Thermopylen aufs Haupt geschlagen, und der Sieger Manius Acilius Glabrio, der in seiner Anrede an die Truppen vor dem Kampfe die Befreiung Griechenlands von den Ätolern und Antiochos einen prächtigen Ruhmes-titel genannt hatte, verfuhr wirklich gegen die Griechen sehr gnädig, indem er nur an *einem* Orte etwas plündern ließ, die Bööter wegen ihres Undanks nach so vielen Wohltaten nur mit Worten tadelte und auf den Zuspruch des als Legat anwesenden Flamininus selbst die übel kompromittierten Chalkidier begnadigte. Sogar den Ätolern ließ er noch einmal zusprechen, sie möchten das von ihnen besetzte Heraklea übergeben und vom Senat Verzeihung für ihren Wahnsinn oder ihren Irrtum erleben. Daß sie dies nicht taten und noch später den mit Scipio abgeschlossenen Waffenstillstand brachen, brachte dem Bunde 189 den Verlust vieler Städte, die Auferlegung einer großen Kontribution und das Ende der politischen Selbständigkeit.

Inzwischen war der Krieg mit Antiochos nach Asien hinüüberverlegt, und in Ilion war, als die Römer hinkamen, die Erinnerung an die Verwandtschaft in einer großen Rührszene aufgefrischt worden¹. Und als sie nun auch bei Magnesia gesiegt hatten, waren vielleicht die ersten, welche Roms Fatum, die Welt zu leiten, aussprachen, Zeuxis und Antipatros, die Gesandten des gemühtigten Königs. Diese ersuchten die Römer vor den Scipionen und ihrem Kriegsrat, von ihrem Glücke einen milden und großherzigen Gebrauch zu machen, weniger um des Antiochos als um ihrer selber willen, „weil ihnen

¹ Justin XXXI, 8.

das Schicksal die Herrschaft und Gewalt über die bewohnte Erde in die Hände gegeben habe“, worauf dann freilich Scipio erwiderte, die Römer seien im Siege noch nie übermütiger geworden¹. Das Resultat war, daß das Seleukidenreich nunmehr auf das Land jenseits des Taurus beschränkt und stark gebrandschatzt, die vordern Diadochenstaaten vergrößert, eine ganze Anzahl asiatischer Poleis, welche treu geblieben waren und dies durch ihre Boten in Rom sehr geltend machten (vor allem Rhodos, dann auch Klazomenä, Milet, Chios, Smyrna, Erythra, Phokäa und andere) stark begünstigt wurden; für sich behielt Rom nur Kephallenia und Zakynthos; aber das ganze Mittelmeer stand nun, nachdem Karthago, Philipp und Antiochos ihm den Gefallen getan hatten, sich als Feinde hübsch sukzessiv zu melden, unter seiner Kuratel.

Von den zahlreichen Gesandten an den römischen Senat aber verstand es am besten der Sprecher der Rhodier, den Römern Angenehmes zu sagen. „Ihr verfolgt ein anderes Ziel als andere Menschen“, sprach er, „andere wollen Städte, Einkünfte, Schiffe gewinnen, wenn sie sich aufmachen; euch dagegen haben die Götter solches Bedürfnis enthoben, dafür aber die ganze Welt unter eure Macht gegeben. Was bedürft ihr nun noch, und worauf habt ihr den Blick am festesten gerichtet? Offenbar auf Lob und Ruhm bei den Menschen, was so schwer zu erwerben und noch schwerer zu behaupten ist².“ Als dann Rom noch (189) die Galater züchtigte, rettete es auch hiemit die asiatischen Poleis, welchen nunmehr die Furcht vor den Barbaren und deren Frevel und Gesetzlosigkeit benommen war; sie freuten sich darüber noch mehr, als daß sie die Steuern, Garnisonen und Kabinettsbefehle des Antiochos losgeworden waren.

So endete dieser Krieg, den sich Rom teilweise durch die von Flamininus gegen die Hellenen geübte Milde zugezogen hatte, für die Nation noch recht gnädig; nur glaubte sich noch nach dem Untergange des Nabis der

¹ Polyb XXI, 16f. — ² Polyb XXI, 25.

achäische Bund durch Roms Gunst gegen das jeweilige „freie Lakedämon“ schikaniert, indem er z. B. 184 vom Senate darum getadelt wurde, weil er Spartas Mauern zerstört hatte¹. Schließlich konnte die Griechen doch, nachdem sie für Roms Gunst jedesmal Verständnis gezeigt und gejubelt hatten, der erste beste wieder zum Gegenteil bekehren, und so gab es denn, als Perseus auftrat, überall eine Partei für ihn, und Rom mußte ihm 172 den Krieg schon deshalb erklären, weil er sonst die Hegemonie über Hellas würde erhalten haben². Übrigens führten die Römer den Krieg diesmal anfangs schlecht und dabei grausam; auch sie richteten jetzt Bürgerschaften hin oder verkauften sie als Sklaven, und erst im vierten Jahre (168) erfocht L. Aemilius Paulus bei Pydna den entscheidenden Sieg. Dieser gab sich als ein zweiter Flamininus: er wandte sich nach Pydna der Betrachtung von Hellas und einer rühmlichen und menschenfreundlichen Tätigkeit zu, stellte Verfassungen her, schenkte den Städten aus makedonischen Vorräten Getreide und Öl, ließ in Delphi *seine* Statue auf die große für Perseus bestimmte Basis stellen, besuchte Olympia und erklärte hier das in vier Republiken zerteilte Makedonien frei und autonom, und zwar so, daß es jetzt an die Römer als Grundsteuer nur die Hälfte der Summe entrichten sollte, die es bisher den eigenen Königen bezahlt hatte. Aus den Königsschätzen hielt er Agone, Opfer und Gastmähler, während er sich selbst aus der Beute nur zu Händen seiner bildungsfreundlichen Söhne mit den Büchern des Königs bediente, und schied dann mit einem freundlichen Abschiedsgruß an die Hellenen und einem Zuspruch an die Makedonier, um — auf Senatsbefehl das

¹ Vgl. über das damalige Sparta Band I, S. 145.

² Polyb XXVII, 9f. vergleiche die Gunst der Griechen gegenüber Perseus nach seinen anfänglichen Erfolgen mit jener Kunst, welche die Zuschauer bei Wettkämpfen dem anfänglich Schwächeren gegenüber einem Sieggewohnten zuzuwenden pflegen. Bei einigem Besinnen hätten sie eine große Macht für das Haus Makedonien, das ihnen so viele Leiden gebracht, gewiß nicht gewünscht; jetzt aber freuten sich alle, daß den Römern überhaupt nur ein tüchtiger Gegner erwachsen sei.

epirotische (nicht eigentlich griechische) Molosserland einer furchtbaren Verwüstung preiszugeben, wobei 70 Städte zerstört und 100 000 Menschen zu Sklaven gemacht wurden. Es ist, als hätte Rom noch vom Pyrrhoskriege her einen Rest von Schrecken vor dem Molosservolke gehabt und die Ausrottung der kräftigsten Elemente desselben gern gesehen, während es die Griechen nicht fürchtete und für seine Bildung brauchte. Auch die Piratenflotte des Illyrikerkönigs Genthios wurde damals an griechische Küstenstädte geschenkt, während dessen Land — ähnlich wie Makedonien — in drei Republiken geteilt wurde.

Aber trotz allen diesen Freundlichkeiten gegen die Griechen war doch im Senat bereits die Unschädlichmachung auch der befreundeten griechischen Staaten beschlossen¹. Als Eumenes seine Sache in Rom vertreten wollte, wurde er in Brundisium zurückgewiesen; Rhodos verlor seine festländischen Besitzungen und mußte erleben, daß durch die Erklärung von Delos zum Freihafen sein Hafenzoll von einer Million Drachmen auf 100 000 sank², und der Eroberungspolitik des Antiochos Epiphanes gegenüber Ägypten setzte das bloße Wort des römischen Gesandten C. Popillius ein Ziel. Polyb urteilt gewiß richtig, wenn er das Aufhören der makedonischen Monarchie unbedingt als denjenigen Termin bezeichnet, von wo an es eine zugestandene Sache war, daß nichts anderes übrig sei, als auf die Römer zu hören und sich nach ihren Befehlen zu richten.

Von dem großen Denunziantentum unter den Griechen, den Hochverratsprozessen und der Deportation von tausend angesehenen Achäern nach Italien, was alles sich an diesen Krieg hängte, war bereits die Rede³. Auch durfte damals (um 157) in Epirus der entsetzliche Charops als sogenannter Römerfreund auf die grauenvollste Weise schalten. Im Peloponnes herrschte um dieser Dinge willen tiefer Haß gegen diejenigen achäischen Staatsmänner, welche die Spione für Rom gemacht hatten:

¹ Vgl. Mommsen, Röm. Gesch. I, S. 771 ff.

² [1 Drachme = etwa 80 Pfennig]. — ³ Vgl. S. 370.

in Sikyon mußte, wo sie gebadet hatten, das Bad ausgegossen werden, ehe ein anderer hineinging, bei Festen wurden sie ausgezischt, und die Gassenbuben riefen ihnen „Verräter“ nach. Indes auch die römische Philhellenie kam damals durch den zunehmenden Einfluß der Kaufmannspartei partiell zu Schaden, welcher vielleicht schon bei der für so geringe Verschuldung auffallenden Härte gegen Rhodos im Spiele war. Ganz direkt philhellenisch stellt sich dann wieder Roms mächtige Hülfeleistung an Massalia (154) dar, welches nebst Nikäa und Antipolis von den Ligurern bedrängt war und nun teilweise das Land dieser seiner Feinde erhielt, und auch in Unteritalien soll sich das griechische Element völlig behauptet haben, während das übrige Land sich latinisierte.

Daneben ging die Hellenisierung der gebildeten Römer in Dichtung, Kunst, Familie und Religion mit Riesenschritten vor sich, und zumal gewann auch die Philosophie Boden, anfänglich noch in Gestalt des unteritalischen Pythagoreismus, bald in der der Stoa. Es war sehr wichtig, daß gerade seit der römischen Intervention Griechenland eine so ehrbare Philosophie zu Gebote stand, welche durch Abwesenheit müßiger Spekulation, praktische Tendenz, sittliche Strenge, geschlossene Form, Verstandesmäßigkeit und bei allem noch durch religiösen Positivismus den Römern besonders zusagen und bald eine wichtige Stellung in ihrem Leben erhalten mußte. Nun erstand freilich dieser griechischen Bildung auch ihr Gegner, und zwar in M. Porcius Cato. Auch er war in seiner Jugend nicht ohne griechische Einwirkung geblieben: als Fabius Maximus Tarent einnahm, war er mit dabei gewesen und hatte damals den Pythagoreer Nearchos zum Gastfreund gehabt, von dem er das Leben von der strengsten Seite ansehen lernte, indem derselbe — ganz wie Plato — lehrte, die Lust sei der stärkste Köder zum Bösen, der Leib das erste Unglück für die Seele usw.¹ Aber im ganzen war er doch in der griechischen Bildung

¹ Plutarch, Cato major 2.

die dies alles mit höchstem Ernst betrieben, wie wir denn von Aemilius Paulus erfahren, daß er als ein trefflicher Vater seinen Kindern zwar die römische Erziehung gab, aber daneben noch eifriger die griechische; denn nicht nur Grammatiker und Sophisten und Rhetoren, sondern auch Plastiker und Maler und Reitmeister und Aufseher der Jagdhunde und Lehrer der Jagd von hellenischer Nationalität waren um die jungen Leute¹. Wenn solche Männer dem Hellenismus derartige Huldigungen darbrachten, so mag dabei allerdings auch entscheidend die Einsicht gewirkt haben, daß Rom auf dem Wege des Sieges weitergehen und sich bleibend in die Herrschaft über den hellenistischen Orient einlassen müsse. Schon darum mußte man die jungen Leute auf den Stand der hellenistischen Bildung bringen.

Freilich wurde das für alle Zukunft hochwichtige Bewußtsein von einer Kontinuität der Weltentwicklung, welches wir dem Philhellenismus der Römer verdanken, von diesen selbst teuer bezahlt, indem sie jetzt mit dem Guten das Schlimme in den Kauf nehmen mußten; wenn ein genialer, aber gründlich verdorbener Erstgeborener durch einen kräftigern Jüngern unter Tutel gebracht werden muß, lernt eben etwa auch der Jüngere manches Böse dabei. So kann Polyb² für diese Zeiten den Anfang derjenigen Bestechlichkeit konstatieren, von der man bisher in Rom nichts, wohl aber in Griechenland viel gewußt hatte, und ebenso begann damals ein böses Durcheinander von hellenistischer Gottlosigkeit und hellenistischem Aberglauben auf Rom zu wirken: 204 wurde das Steinidol der Großen Mutter von Pessinus herbeigeschafft und Italien so mit den Gegenden am Pontus in religiösen Kontakt gebracht, 186 mußte die bekannte furchtbare Untersuchung wegen des wüsten nächtlichen Kultus der aus Unteritalien eingeschleppten

¹ Über die Einwirkung der spätgriechischen Jagdleidenschaft auf Rom vgl. Helbig, Untersuchungen über d. campan. Wandmalerei, S. 276.

² XVIII, 35. — Er erzählt daneben freilich noch die glänzendsten Beispiele vom Gegenteil.

Bakchanalien erfolgen, 181 wurden die gefälschten Bücher Numas auf dem Janiculus entdeckt; den Perseuskrieg gibt Polyb als das feste Datum dafür an, daß die jungen Römer begannen, sich in Männerliebe, Hetärenwesen, verfeinertem Symposion und allem Lotterleben gehen zu lassen; hiefür hätten ihnen die aus Makedonien nach Rom gebrachten Schätze die Mittel geliefert, indem auch der Reichtum der Privaten stark zugenommen hatte¹. Noch mehr als der große Besitz möchte freilich die eigentümliche Ansteckung von seiten der Griechen gegenüber der alten Sitte auflösend gewirkt haben. Und nun war schicksalsvollerweise für Rom wie auch anderswo Zentrum und Hauptausdruck des hellenistischen Treibens das, was mit den Schauspielen zusammenhing². Wir werden von diesen später noch zu sprechen haben; daß den Römern die Stücke der mittlern und viel mehr noch der neuen griechischen Komödie samt allen ihren Prämissen durch eine Übersetzungsliteratur, wie wir sie uns besser nicht denken können, in Masse vermittelt werden konnten, und daß Rom nicht etwa damit anfang, sich auf der Bühne vorzugsweise selber darzustellen, sondern das dargestellte Athen interessant fand, ist noch um einen Grad kurioser als die moderne Parallelerscheinung, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Zustände des jetzigen Paris, von der Bühne herab auf deutsch verkündigt, ein deutsches Publikum entzückt haben; wir müssen daraus auf eine enorme Sympathie für das grie-

¹ Polyb XXXII, 11.

² Über ihre Wirkung auf die religiösen Vorstellungen sagt Preller, Röm. Myth. S. 23: „Das seit dem Ende des 2. punischen Kriegs eingeführte griechische Theater wird für die Römer die Bildungsschule einer mythologischen Weltansicht und eines ästhetischen Götterglaubens, der seines tieferen religiösen Inhalts längst entkleidet war und von der Philosophie verworfen, ja mit Spott und Schande verfolgt wurde, so daß der Gegensatz zwischen der Religion der Gebildeten und der des großen Haufens nun vollends unversöhnlich wurde. Scipio Nasica, der Pontifex maximus, warnte zugleich vor der Zerstörung Karthagos und vor einer stehenden Bühne. Umsonst; die Spiele wurden bald Hauptsache bei allen Götterfesten und neben den Circensien vollends ein Hauptmittel der Stellenambition.“

chische Wesen schließen; wenn irgendwo sich eine gewollte Affinität dafür offenbart, so ist es hier¹.

Plautus (254—184) und Terenz (185—159) sind aber überhaupt für uns die erhaltenen Vertreter einer römischen Literatur, welche seit dem 3. Jahrhundert durch und mit Kenntnis der griechischen entstanden war, zum Teil noch mit Hülfe von unteritalischen Halb griechen, indem man anfänglich wohl noch keine wirklichen Hellenen hätte bekommen können. Dahin gehört schon der tarentinische Grieche Livius Andronicus (284—204) als Übersetzer der Odyssee in saturnischem Versmaß, daneben aber auch griechischer Dramen in griechischen Maßen, ferner dessen jüngerer Zeitgenosse Cn. Naevius, der zwar in seinem Epos, worin er den ersten punischen Krieg in Saturniern darstellte, durchaus national war, in seinen (teilweise auch nationale Stoffe behandelnden) Tragödien und seinen Komödien aber doch auch die griechische Form vorzog, und dann besonders der eigentliche Hellenist Q. Ennius (239—169), ein Mann von messapischer Herkunft, der sich nur griechischer Metren bediente und darin außer seinem Hauptwerke, der großen römischen Verschronik, Tragödien und Komödien, sowie Gedichte vermischten Inhalts (sogenannte *satūrae*) verfaßte. Mit diesen Dichtern, denen wir noch die Tragiker Pacuvius, Staius Cäcilius und andere beifügen könnten, präsentierte sich das Griechische, ehe es direkt kam, in römischem Ge-

¹ Bezeichnend für die Zeit, da man das griechische Technitenwesen [Virtuosentum] selbst in Rom sich produzieren lassen wollte, ohne doch Verständnis dafür zu haben, ist die Geschichte, die Polyb XXX, 14 vom Triumph des L. Anicius über den Illyriekönig Genthios (167) erzählt. Anicius gab große Spiele und hatte die berühmtesten Techniten kommen lassen und im Zirkus eine gewaltige Bühne errichtet. Hier führte er zuerst alle Flötenspieler herein, ließ sie samt dem Chor auf das Proscenium treten und befahl, sie sollten alle miteinander blasen. Als sie es taten und die passenden Bewegungen dazu machten, fand er, sie bliesen nicht schön, sie sollten lieber ἀγωνίζεσθαι (wettkämpfen oder kämpfen). Als sie nun unschlüssig waren, zeigte ihnen ein Lictor, wie sie aufeinander losgehen und gleichsam eine Schlacht liefern sollten. Jetzt merkten sie etwas und machten samt dem Chor eine lächerlich konfuse Faxe.

wande. Umgekehrt schrieb der Geschichtsschreiber des zweiten punischen Krieges, Fabius Pictor, noch griechisch, und erst seit dem Vorgange Catos gab es auch lateinische Darstellungen nationaler Geschichte. In nicht zu ferner Zeit sollte Rom auch Übertragungen der griechischen Wissenschaft, Rhetorik und Philosophie erhalten; auch die Kunst hellenisierte sich immer stärker; auf allen Gebieten bereitete sich eine völlige Fusion der griechischen und römischen Kultur vor.

Zu erobern verstanden die Römer die Welt von sich aus, sie erkennen lernten sie erst von den Griechen. Auf diese waren sie a priori für jede Anschauung des Geistigen und für jede Äußerung desselben im Wort als auf ihre Lehrer angewiesen. Der ganze Übergang vom Rassevolk zum Individualismus der Einzelnen mußte und konnte nur unter griechischer Einwirkung erfolgen; deshalb beginnen die individuell interessanten Römer auch erst von der Berührung mit dem Hellenismus im 3. Jahrhundert an.

Aber die griechische Nation konnte Rom, das sie ohne Zweifel im deutlichen Bewußtsein ihrer nunmehrigen geistigen Unentbehrlichkeit gerne gerettet hätte, nicht vor sich selber retten. Elend und Hader und gegenseitige Beraubung dauerten hier fort, und nun kompromittierten sich zwar die Griechen noch nicht beim Kriege des Pseudophilippos (149—148), welcher den Erfolg hatte, daß Makedonien römische Provinz und für immer passiv wurde, aber an die Feindschaft des achäischen Bundes gegen Sparta, da beide Parteien sich auf Senatsentscheide beriefen, knüpfte sich dann der letzte Krieg. Aus der anfänglichen Milde der Römer schloß man, die Sachen Roms mit Karthago und Viriatus ständen schlecht und brach, entgegen ihrem Verbot, gegen Sparta auf, und die Boten des Metellus überschrie man in Korinth, indem Kritolaos erklärte, man wolle die Römer zu Freunden, nicht zu Herrn. Hierauf machten denn Metellus und Mummius leicht und kurz ein Ende. Aber auch jetzt ließen, abgesehen von Korinth, wo die römische Kauf-

mannspartei eine Ausnahme durchsetzte, die Römer ganz außerordentliche Milde walten. Zwar fielen bei Chalkis arge Greuel vor, und dasselbe verlor, wie auch Theben, seine Mauern; auch raubte man diesmal wieder Kunstwerke in Menge, und zwar wurden mit solchen außer Rom auch italische Landstädte bedacht. Aber sonst begnügte man sich damit, die Bünde, besonders den achäischen, aufzulösen, den einzelnen Griechen den Grundbesitz in mehr als einer Polis zu untersagen, den Städten eine feste Abgabe an Rom aufzuerlegen, innerhalb der Gemeinden die Regierung einem Rat aus den Besitzenden zu übergeben und sie im übrigen der Oberleitung des Statthalters von Makedonien zu unterstellen; auch hielt man in den Strafgerichten Maß, indem man die über die Gemeinden verhängten Geldbußen nicht in die römische Kasse fließen ließ, sondern für die geschädigten Städte bestimmte, ja sie später sogar zum Teil erließ und das Vermögen, das man Hochverrätern konfiszierte, an deren Eltern oder Kinder gab. So erwarben sich Mummius und die ihm beigegebenen zehn Senatoren ein gesegnetes Andenken; der römische Feldherr wurde auf seiner Rundreise durch die Städte überall mit verdienten Ehren empfangen und seine Enthaltbarkeit und Milde um so höher geschätzt, als man wußte, daß er eine gewaltige Vollmacht hatte, zu verfahren wie er wollte; wenn man bedachte, wie Griechenlands Behandlung zu der der barbarischen Länder Afrika und Spanien kontrastierte, fand man allerdings Grund, sich noch glücklich zu preisen.

In Rom hatten einsichtige Männer nach der Vernichtung Karthagos und Korinths das Bewußtsein, daß man zu mächtig geworden sei; Nasica fand damals, jetzt stehe es für den Staat erst recht unsicher, da man weder solche, die man fürchten, noch solche, vor denen man Scheu empfinden könne, übrig gelassen habe¹, und in der Tat hatte ja damals die Zeit begonnen, da Rom sehr ungleich wurde und zwischen gewaltigen einzelnen Streichen und

¹ Plut. de cap. ex inimico util. 3.

großen Pausen der Mediokrität und Schlechtigkeit abwechselte. Im ganzen aber empfand man jedenfalls in politischen Dingen vor den Griechen keine besondere Scheu. Schon Fabius Cunctator hatte mit einem Seitenblick auf sie gesagt, daß die Trefflichkeit nicht in den Psephismen, sondern im Herzen eines jeden liege¹, und solche Reflexionen kehrten oft wieder; auch war man überzeugt, daß Roms Taten mehr wert seien als alle ihre Ethik und Rhetorik². Sie selbst lernten Roms Beruf zur Weltherrschaft von der schönen und erhebenden Seite betrachten; nur beim niedern Pöbel, hier allerdings noch lange, konnte man den Römerhaß noch aufregen, wie denn z. B. noch im ersten Jahrhundert in Athen die unruhigen Elemente des Demos sich charakteristischerweise den Mithridates als Philhellenen aufreden ließen, während alle ansehnlichen Leute freiwillig zu den Römern hinausflüchteten. Und bei diesen dauerte der Philhellenismus weiter. Schon der Umstand, daß viele ihre Studien in Athen machten, fesselte sie an das Land; eine der letzten Propositionen des geschlagenen Antonius an Octavian konnte z. B. sein, man möchte ihn in Athen als Privatmann ausleben lassen³. Und schließlich trat sogar eine wahre Verzärtelung und lächerliche Idealisierung der Griechen ein.

Vom zweiten punischen Krieg an, der mit dem Kriege Philipps und seiner Bundesgenossen gegen die Ätoler, mit dem des Ptolemäos Philopator und des Antiochos um Kōlesyrien und mit den spätern Zeiten des Aratos in *eine* Zeit fiel, datiert Polyb (I, 3 f.) die *Verflechtung der großen Weltschicksale, eine ganz veränderte Weltlage*; auch hier ist es also der Grieche, der die Sache im Zusammenhang und als Kontrast gegen das Bisherige schaut und konstatiert, ja diese und andere griechische Rasonnements mögen erst recht das Bewußtsein der Römer über sich selbst geweckt haben. Polyb erkennt, daß in den bisherigen Zeiten die Ereignisse auf der Welt gewisser-

¹ Dio Cass. fragm. libr. prior. 53, 16.

² Vgl. z. B. Quintilian, inst. or. XII, 2, 29. — ³ Plut. Anton. 72.

maßen verzettelt (*σποράδες*), sowohl durch Anfang als durch Schluß und durch Örtlichkeit von einander geschieden waren, daß aber von dieser Zeit die Geschichte sozusagen ein organisches Ganzes (*σωματοειδής*) wird, so daß italische und libysche Dinge sich mit den asiatischen und hellenischen verflechten und alle nach einem Ziele hin tendieren, und daß demgemäß das römische Ausgreifen nach dem Osten an dem Siege über Karthago hängt. Wie nun das Schicksal die Dinge auf der Welt konvergieren läßt, so muß auch seine Darstellung für alles eine große Übersicht schaffen. Ja dies ist es hauptsächlich, was ihn zum Schreiben bewogen hat, abgesehen davon, daß kein anderer seiner Zeitgenossen sich dieser Aufgabe widmete. Und zwar scheint ihm dies große Gesamtschicksal eine überaus herrliche und nützliche Fügung; denn während die Tyche vieles erneuerte und sich beständig im Leben der Menschen tummelt, hat sie nie ein so gewaltiges Meisterwerk geschaffen, wie zu seiner Zeit. Polyb ist hier völlig ergriffen von dem großen Zusammenhang der Ereignisse; kein Wunder, daß er auch den Römern gegenüber den Griechen alle Gerechtigkeit widerfahren läßt und z. B. in einer wichtigen Aussage den physischen Vorrang des römischen Soldaten über den griechischen ohne weiteres anerkennt¹.

Hier ist nun noch ein kurzer Blick auf die spätern Diadochen bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts zu werfen. — Das Diadochentum hatte seine spezifischen Kräfte in Staatseinrichtungen, Kriegsmacht und Kultur wesentlich im 3. Jahrhundert entwickelt und sogar ausgegeben. Mit denselben erschöpft sich auch so ziemlich die Bedeutung und Zelebrität seiner Individuen; später — und nicht bloß durch das gleichzeitige gewaltige Eingreifen Roms

¹ Polyb XVIII, 18, bei Anlaß von Kynoskephalä, wo ausgeführt wird, wie die Römer zu Schild und Spieß auch die Schanzpfähle mittragen können, was den Griechen unmöglich ist; denn diese vermögen auf dem Marsch kaum die Sarissen [die makedonischen Lanzen] zu tragen.

Kölesyrien¹ führte die Einmischung Roms und die Aufnahme des Kindes in römische Tutel herbei (200). Epiphanes blieb aber ein solches; der durch furchtbare innere Aufstände bezeichneten Regierung dieses unendlich abhängigen Wesens wurde von Freunden ein Ende gemacht, die sich mit Wegnahme ihres Raubes bedroht sahen und es vergifteten.

Wieder ein etwas besserer Mensch war dessen Sohn Philometor (181—145). Kölesyrien wieder an Ägypten zu bringen, gelang ihm zwar nicht, aber Antiochos IV., welcher darauf Ägypten durchraubt hatte, mußte es (170) doch wieder räumen und wurde bei einem zweiten Einfall (168) von Popillius auf die bekannte Weise aus dem Lande gewiesen. Dann aber geriet Philometor in einen unaufhörlichen Konflikt mit seinem jüngern Bruder Euergetes II. (oder Physkon), gegen den er wiederholt Roms Hülfe anrufen mußte, das zwischen den Brüdern vermittelte, dann aber doch den Streit zwischen ihnen schürte. Nachdem der König auf einem Eroberungszug nach Syrien in einem siegreichen Kampfe durch einen Sturz vom Pferde verunglückt war, gelangte dann dieser Euergetes, der sich bisher mit Kyrene hatte begnügen müssen, wirklich zur Alleinregierung (145—116), ein kleiner, dickbäuchiger, schwelgerischer Mensch, der vor keiner Grausamkeit und keinem Durcheinander von Scheußlichkeiten zurückschrak. Den Sohn Philometors ließ er sofort hinhorden, während er Philometors Witwe, Kleopatra, die gemeinsame Schwester, heiratete; diese verstieß er, um sich mit ihrer von ihm geschändeten Tochter zu verbinden, und am Ende hatte er beide zugleich. Und dies war derselbe Mann, welcher *später* gelehrte Kommentare mit wichtigen Notizen für Länder- und Völkerkunde verfaßte und als Schüler Aristarchs (den er freilich zuletzt vertrieb) homerische Textkritik übte, auch wohl die alexandrinische Bibliothek vermehrte und die Ausfuhr des Papyrus aus Eifersucht auf die bücherliebenden pergamenischen Fürsten verbot. Aber am An-

¹ [Die Landschaft des nördlichen Libanon, um das heutige Homs].

fang war seine Alleinherrschaft schrecklich. Nachdem die Alexandriner einen Entrüstungsaufstand gemacht hatten, suchte er sie durch einen allgemeinen Terrorismus, verbunden mit spezieller Verfolgung der Anhänger seines Bruders, gefügig zu machen und ließ mehrfach, wenn er von Aufruhr bedroht war, durch seine Söldner auf sie einhauen. Die Folge war, daß der griechische, räsonnierende Bestandteil der Bevölkerung größtenteils aus der Stadt floh, und dies muß eine sehr wichtige Tatsache der hellenischen Kultur gewesen sein, indem Grammatiker, Philosophen, Geometer, Musiker, Maler, Erzieher und Ärzte als Flüchtlinge in Masse nach Hellas kamen, wo infolge der beständigen Kriege die allgemeinen Kenntnisse (*ἐγκύκλιος παιδεία*) vielfach ausgestorben waren. Dadurch, daß sie lehrten, was sie wußten, und treffliche Schüler bildeten, bewirkten diese Ausgewichenen nun eine sekundäre Auffrischung der ganzen Bildung. Euergetes aber lud dann durch Erlasse neue Ansiedler in die verlassene Stadt, und es fanden sich, durch die Aussicht auf gute Geschäfte angelockt, wirklich wieder solche, er machte es aber auch diesen nicht viel besser.

Die weitem Ptolemäer, die ihre Regierung unter beständiger Einmischung Roms führten, zeigen den Verfall in seinen schlimmsten Formen; nur zuletzt kommt noch eine Gestalt, die dem Blick imponiert; es ist Kleopatra.

Während das Antigonidenhaus auf der Scheide der Zeiten seinen Philipp III. hatte, weist das *seleukidische* Antiochos III., den Großen (223—187), auf. Dieser ist, abgesehen von sonstigen bessern, sittlichen Eigenschaften, woran es ihm nicht fehlte, jedenfalls ein Mensch von höherer Energie und verdient dadurch Sympathie. Er hatte sich aus einer horribel verruchten Umgebung heraufzuarbeiten, wurde aber ein tüchtiger Krieger und machte seine Feldzüge unter den größten Anstrengungen selbst mit, so daß man in ihm das alte makedonische Wesen deutlich wieder aufblühen sah. So gelang es ihm, die östlichen Satrapien, freilich nicht für lange, durch seinen indischen Feldzug wiederzugewinnen und nicht

der Makkabäer; gegen die Gesandten Roms, das heimlich beständig gegen ihn wie gegen Eumenes die Galater begünstigte, trug er bei tiefem Haß die gesuchteste Defferenz zur Schau. Davon, daß er, wie sein Vater beim Heimweg einer mißlungenen Tempelplünderung in Elymais starb, war schon (S. 335) die Rede, schlimme Vorzeichen hatten ihn zuvor wegen dieses gottlosen Vorhabens geängstigt.

Unter seinen Nachfolgern erhält Rom dauernde Zwie tracht und stellt ihnen die ärgsten Zumutungen. Selbst zu dem von ihm anerkannten Thronfolger des Epiphanes kommt eine Gesandtschaft mit dem Auftrag, zuerst die Kriegsschiffe zu verbrennen, dann die Elefanten zu lähmen und überhaupt die königliche Macht zu mindern, und so geschah es auch¹. In der Folge beschützt Rom wissentlich einen Untergeschobenen, den angeblichen Sohn des Epiphanes, Alexander Balas. Wie die Familie ausartete, erhellt z. B. aus der Möglichkeit einer Königin, wie die syrische Kleopatra war. Dieses entsetzliche, mörderische und dabei mit einer gewissen Intelligenz begabte Weib, die Tochter des Ptolemäos Philometor, war zuerst die Gemahlin dieses Balas, dann nach dessen Sturze die des Demetrios II. Nikator und nach dessen Gefangennahme durch die Parther die seines Bruders Antiochos VII. Sidetes. Als dieser gegen die Parther gefallen war und Demetrios mit einer parthischen Prinzessin heimkam, aber von einem Usurpator geschlagen wurde, ließ sie ihn ermorden und tötete in der Folge eigenhändig ihren Sohn von ihm, Seleukos V., mit einem Pfeil, aus Furcht, er möchte ihr Orestes werden; als sie auch ihrem zweiten Sohne, Grypos, nach dem Leben stellte, nötigte dieser sie endlich, das für ihn bereitete Gift zu trinken. Während es aber mit den Seleukiden abwärts geht, werden die Parther immer mächtiger, und anderseits nehmen im Zusammenhang mit ihrer Schwäche das Piratenwesen und der Menschenhandel,

¹ Polyb XXXI, 12. 19. Freilich ließ der Vormund des Königs dann den betreffenden Gesandten ermorden, der Täter wurde jedoch in der Folge ausgeliefert. Polyb XXXII, 6.

besonders von Kilikien aus, den erstaunlichsten Umfang an.

Bergabwärts ging es auch mit den zwei *vordern kleinasiatischen Staaten*. *Bithynien* finden wir unter Prusias II. (185—149), dem Verräter Hannibals. Dieser kostümierte sich schon zum Empfang von römischen Gesandten völlig als Freigelassenen mit Pileus¹, Toga und Schuhen und kam 166 nach dem Perseuskriege in dieser Tracht auch mit seinem Sohne Nikomedes nach Rom. Hier fiel er vor dem Senat auf der Schwelle nieder und verehrte die sitzenden Senatoren mit der Anrede: „Seid gegrüßt, rettende Götter.“ Und sie wußten die tiefe Selbstwegwerfung zu schätzen und gaben ihm eine freundliche Antwort². Später überfiel er auf schmäbliche Weise Attalos II. von Pergamon und benahm sich dabei so, daß Polyb ihn für wahnsinnig hält; denn er konnte abwechselnd vor den Göttern niedergeworfen winseln und sie dann wieder berauben und Tempel zerstören; jedenfalls war er ein häßlicher, feiger Barbar ohne alle Bildung, der ein sardanapalisches Leben führte. Seinen Sohn Nikomedes verbannte er nach Rom und wollte ihn dort töten lassen; derselbe kehrte aber nach Bithynien zurück und erhob mit pergamenischer Hülfe einen Aufstand wider den Vater, worauf die Römer zur Vermittlung zwischen beiden eine lächerliche Ambassade schickten, die Catos Spott herausforderte; denn sie bestand aus einem Podagriscen, einem Mann, dem ein herabgefallener Ziegel den Kopf entstellt hatte, und einem Stumpfsinnigen. Das Ende war, daß Nikomedes den Vater stürzte und im Zeustempel zu Nikomedien ermordete und auch alle seine Brüder töten ließ.

Von der *pergamenischen* Dynastie haben wir früher gesehen, daß sie durch das musterhafte Verhältnis, das zwischen Brüdern zu herrschen pflegte, eine Ausnahme gegenüber andern Diadochenhöfen bildete. Hier finden

¹ [Filzkappe]. — ² Polyb XXX, 19.

wir in dem von Polyb wegen seiner Siege über die Gallier, seiner edeln Haltung im Reichtum, seines sittlichen Familienlebens und seiner hellenischen Gesinnung gerühmten Attalos I. (241—197), sowie in dessen Sohn Eumenes II. (197—159) Römerfreunde, die sich, wenn sie auch ihr Heil in Rom erkannt haben, doch nicht wie die Könige von Bithynien wegwerfen. Noch nach dem Antiochoskriege bekam Eumenes aus der Beute mächtige Stücke. Später aber ließen sich die Römer einreden, er hätte sich doch mit Perseus zu tief eingelassen. Man wies ihn, als er sich nach Pydna zu Rom verantworten wollte, in Brundisium zurück und gönnte es ihm auch, daß ihn die Gallier bedrängten, welche, wenn auch nicht direkt, doch ganz eigentlich von Rom begünstigt wurden, ja ein römischer Legat, C. Sulpicius Gallus, thronte zehn Tage im Gymnasion von Sardes und nahm in boshafter Weise alle möglichen Klagen von Asiaten gegen ihn an. Besser verfahren sie gegen seinen Bruder und Nachfolger Attalos II. (159—138), einen noch immer guten, wenn auch später erschlafften Fürsten; wenigstens nötigten sie Prusias wegen seines zerstörenden Einfalles in das pergamenische Gebiet zu schwerem Schadenersatz und zur Abtretung von Städten. Mit seinem Neffen Attalos III. (138—133), dem Sohne des Eumenes, aber kommen furchtbare Züge zum Vorschein: er ist ein Wüterich gegen Verwandte und Freunde und versinkt dann von Zeit zu Zeit in finstere Schwermut, so daß er Haar und Bart nicht scheren läßt, sich von der Regierung zurückzieht und sich nur noch mit Gärtnerei, Bildhauerei und Gießkunst beschäftigt¹. Da er schlimme Zeiten kommen sah, hat er, um ruhig ausleben zu können, sein schönes und blühendes Reich an die Römer vermacht, bei denen es zur Provinz Asia wurde.

Von *halbbarbarischen Diadochenhäusern*, die man an den äußern Rändern der römischen Geschichte kennenzulernen

¹ Dies Ausgehen eines Diadochenhauses in Kunstdilettantismus ist sehr bezeichnend; derselbe kommt bei den Diadochen hie und da vor; man mag dabei auch an Nero denken.

pfllegt, wie dem von Kappadokien, von Pontus und den Galatern, sowie von dem meisten Diadochentum nach der Mitte des 2. Jahrhunderts ist hier nicht zu handeln.

Indem wir uns nun der damaligen *Kultur im engern Sinne des Wortes* zuwenden, möchten wir vor allem gerne wissen, wie weit das Sinken der Poleis und der Abschmack am Bürgertum den intellektuellen Dingen wirklich große Begabungen zuführte, und ob überhaupt die hohe Anlage zu- oder abnahm. Indes ist es beim Dürftigwerden aller Tradition, die sich nicht auf Diadochen, Philosophen oder sonstige Literaturlaute oder auf Skandäler bezieht, rein unmöglich, darüber etwas Befriedigendes zu sagen. Daß man sich vom Staate weg und dem Wissen und Forschen zuwandte, sagt Polyb deutlich¹, und auch die Philosophie gewann so gewiß an Anhängern. Was aber die Künste betrifft, so ist es sehr zweifelhaft, daß ihnen von dieser Seite viele Kräfte zuströmten. Sie hatten und behielten ihre Leute sowieso, und wir greifen es mit Händen, daß in der Skulptur und Malerei noch immer das Herrlichste geschaffen wurde. Aber es ist eine garstige Lücke in der damaligen Tradition, daß selbst über die größten Künstler das Schweigen waltet und die berühmten Namen überhaupt aufhören, wie man denn die Namen der rhodischen und pergamenischen Bildhauer jedesmal nur zufällig bei Anlaß eines Werkes erfährt und nicht als die sonst weitbekannteren Meister. Auch die Namen z. B. der berühmten Schauspieler hören in der Literatur so ziemlich auf, und doch könnten viele höchst vorzügliche noch immer gewirkt haben, die nicht mehr erwähnt werden, *weil* es so viele gab.

Auf andern Gebieten steht unserer Erkenntnis das Fragmentarische der Erhaltung im Wege. Solange wir z. B. aus der ganzen asiatischen und ägyptischen Diadochenwelt außer Theatern kein einziges gut erhaltenes Ge-

¹ Vgl. oben S. 371.

bäude kennen, ist uns jedes eigentliche Urteil über das Baufach jener Zeit völlig untersagt. Und auch die Poesie ist nur äußerst fragmentarisch erhalten, und mit Ausnahme von Theokrit das Beste gerade nicht. Ganze Gattungen, wie die chorische Lyrik, mögen freilich beinahe erloschen gewesen sein, während nicht einzusehen ist, weshalb nicht treffliche individuelle Lyrik sollte geblüht haben, nur vielleicht gerade nicht in Alexandrien.

Auf das stärkste bezeugt ist das allgemeine Leben des griechischen Geistes durch das der Philosophie in ihren drei Hauptrichtungen: Stoa, Epikureismus und Skepsis. Und jedenfalls ist es noch ein großes Zeugnis für die Kraft des damaligen Griechentums, daß es den vordern Orient hat wirklich hellenisieren können, und das gewiß nicht bloß durch den von den makedonischen Regierungen zu seinen Gunsten geübten politischen Druck, sondern durch innere Superiorität und Leben. Ob daneben die Durchschnittsmasse der gebildeten Griechen im Vergleich zu früher äußerlich weibisch und weichlich erschien, wäre wichtig zu wissen; doch können wir es nicht entscheiden¹.

Wie war es nun mit den *Idealen* der hellenischen Nation beschaffen, mit jenen leuchtenden Dingen, welche die frühern Hellenen zu erfüllen schienen, vor allem mit dem *Ruhm*? Was diesen betrifft, so fehlt es auch in dem traurigen 3. Jahrhundert nicht ganz an Menschen, die ihm nachstreben. Zwar haben die wenigen in Staat und Krieg berühmten Männer des sogenannten freien Hellas, ein Aratos, Philopömen und andere, ihre bedeutenden Schwächen und Lücken, und der letzte Kleomenes erwies sich nicht erst nach Sellasia individuell ungenügend, sondern seine ganze Reform roch bereits zu sehr nach der damaligen griechischen Auflösung. Indes wurde bei Anlaß dieser Männer doch noch im alten Sinne pathetisch gesprochen und geschildert, und gerade Kleomenes muß noch Leute um sich gehabt haben, die ihn als einen

¹ Dafür würde die Stelle aus Klearch über Parfum und Schminke bei Athen. XV, 35 sprechen.

großen Mann individuell beobachteten. Allein im ganzen ist das Sinken des wahren Ruhmessinnes doch kenntlich. Vor allem ist der *agonale* Ruhm am Aussterben, wie wir durch eine wichtige Aussage in Plutarchs Philopömen (3) erfahren. Der große Strategie lernte, weil von Jugend an soldatisch, alles, was zum Kriege gehört. Nun gab ihm, da er auch im Ringen trefflich erschien, seine Umgebung den Rat, er solle auch Athlet werden. Als er darauf fragte, ob ihm diese Übung nicht für die militärische Ausbildung hinderlich sei, sagte man ihm der Wahrheit gemäß, Leib und Lebensweise des Athleten seien von denen des Kriegers völlig verschieden; jener bedürfe vielen Schlafes, beständigen Essens und genau vorgeschriebener Bewegung und Ruhe, und jede Abweichung bringe ihn leicht zum Wanken, während das Leben des Soldaten voll Herumirrens und Unregelmäßigkeit und Gewöhnung an Hunger und Schlaflosigkeit sei. Da verstieß und verspottete Philopömen das Athletentum und verscheuchte es später sogar mit Hohn und Strafen, soweit an ihm lag, aus seiner Heeresschar, indem es die tüchtigsten Leiber zu den notwendigsten Kämpfen unbrauchbar mache, machte aber den eigenen Leib durch Jagd und Ackerbau kräftig.

Verehrt und vergöttert wurde nunmehr, was mächtig und auch was verächtlich war, wofern es eine gewisse Nervenaufrregung über die Leute bringen und die Kuriosität erregen konnte. Schon zu Anfang dieser Epoche konnte Harpalos den Griechen in der Heimat zumuten, seine Hetäre Pythionike, der er das große Monument am heiligen Weg nach Eleusis errichten ließ, als „Pythionike Aphrodite“ mit Temenos und Altar göttlich verehrt zu sehen¹; dann kommt das erlauchte Beispiel des Demetrios von Phaleron, von dem die Athener so entzückt waren, daß sie ihm — für uns zum Beweis, wie wertlos die Ehrendenkmäler geworden waren — 300 Statuen auf einmal setzten, die dann freilich bei seinem Sturze ein sehr übles Schicksal hatten². Aber gleich dar-

¹ Vgl. oben S. 255. — ² Vgl. oben S. 341.

liebte überhaupt das *Übelreden*, und zwar, wie er sagte, weil er nicht in der Lage war, Übles zu *tun*, und verfeindet sich durch seine auch gegen Lebende geübte Bosheit mit allen. Der Name dieses literarischen Thersites, oder, wie man ihn nannte, des rhetorischen Zynikers, ist denn auch sprichwörtlich geworden¹.

Im Vordergrund der damaligen Zelebrität aber stehen außer den Diadochen die Philosophen und die Hetären. Wie die Athener den Stoiker Zenon ehrten, werden wir später sehen; eine vergoldete Statue widmeten ihm auch, um sich selber zu ehren, seine Mitbürger in Kition auf Zypern, und als Karneades starb, sollte gar eine Mondfinsternis eingetreten sein und die Sonne sich verdunkelt haben². Auch von den Gelehrten wird noch gesprochen, während über die Künstler (wofern uns die Nachrichten nicht verloren sind), wie gesagt, fast völlig geschwiegen wird. Was aber die Hetären betrifft, so waren die der Diadochen und die einzelner Philosophen wie Epikurs offenbar ein Hauptthema alles Gesprächs³, und überhaupt steht die Hetäre nicht nur als Typus im Vordergrund, sondern ist im Besitz großer Einzelzelebrität. Wenn auch ihre Witze und die Anekdoten über sie, die das Gedicht des Alexandriners Machon aus der Zeit des Philadelphos und Euergetes enthält, meist ziemlich fadenscheinig und zotig sind⁴, so erkennt man aus dieser (immerhin einfach eleganten) Darstellung diese Tatsache doch deutlich. Nur ist es hier, wie mit dem Diadochentum überhaupt, welches seine individuellen Kräfte in seinen ersten hundert Jahren völlig aufbraucht; es scheint nach 200 keine *berühmte* Hetäre mehr zu geben.

Wie mußte nun in dieser spätern hellenistischen Zeit dem wirklich Ehrgeizigen und Ruhmsüchtigen zumute

¹ Über ihn als Homeromastix vgl. Band II, S. 175.

² Suidas s. v. Karn. Wir aber fragen mit Don Abondio: Carneade, chi era costui?

³ Verzeichnisse und einzelne Züge unter anderem bei Athen. XIII, 37. 39 f. 42. Über Epikurs und seiner Schüler Leontion ebenda 55. — ⁴ Große Stücke daraus bei Athen. XIII, 39. 41 ff.

sein? Welche letzte Gestalt konnte der agonale Hellenenwille noch annehmen? Macht und Reichtum gehörten im ganzen den Höfen; die Polis, wo sie noch existierte, war sozusagen ein abgenagter Knochen, und mehr nur lokal konnte später, zumal in der ruhigen Kaiserzeit, der Reichgebliebene wieder durch Euergesie berühmt werden; die öffentliche Exhibition als Künstler aber (als Kitharöde, Tänzer, Ballspieler usw.) verlangte eine sehr besondere Begabung und konnte nicht jedes Ruhmsüchtigen Sache sein. So mochte denn einstweilen der Glanz nur noch durch dasjenige, was bis zu einem gewissen Grade durch Bildung zu gewinnen war, nämlich durch Redekunst, zu erreichen sein, und zwar jetzt durch lauter epideiktische Rede, woneben es Sache des Einzelnen war, wie weit er noch die Vertretung einer Philosophensekte mitnahm. Damit war aber jetzt notwendig ein Wanderleben verbunden; denn pikantes Bücherschreiben um Geld gab es nicht, und die Reklame hatte, beim besten Willen, noch keine Presse zur Verfügung und mußte überall in Person geübt werden. So erklären sich unter den Kaisern, da alle politische Streberei absolut unmöglich und die literarische Laufbahn für den griechisch Schreibenden kaum lohnend war, Existenzen in der Art der philostratischen Sophisten mit ihrer epideiktischen, ans Politische nur anklingenden Rede. Der Hauptstreber aber mußte Goët¹ und Religionsstifter werden, wie Apollonios von Tyana und Alexander von Abonuteichos; ein solcher konnte am Ende, wenn auch gewöhnlich gleichfalls zum Wanderleben gezwungen, dadurch, daß er einen neuen Kultus stiftete, andere Leute an den Ort hinziehen, wo er war. Von dem Äußersten, wozu es der Ruhmsinn der spätern Zeiten brachte, nämlich dem Feuertode des Peregrinus Proteus zu Olympia haben wir bei früherer Gelegenheit gesprochen².

Wenn eine Zeit sich durch dasjenige charakterisiert, was sie offiziell oder doch usuell verehrt, so ist doch außer-

¹ [Zauberer]. — ² Vgl. Band II, S. 80.

dem wünschbar, daß auch noch ihr tägliches Leben durch gleichzeitige Schilderung bekannt sei. Nun wäre eine Türe, woran wir in dieser Beziehung um Auskunft anknüpfen möchten, die neuere Komödie, wie wir sie freilich fast nur aus den römischen Nachbildungen kennen. Indes ist hier die Ausbeute nicht so groß, als man denken sollte; denn wir lernen nur ein einseitiges Athen in verhältnismäßig wenigen Typen kennen, deren Allgemeinheit trotz vielen Winken aus der damaligen Sitte nicht ein eigentliches Lebensbild auf sie zu gründen gestattet¹. Ganz anders faßt aber nun ein berühmter Philosoph die Sache, und dies ist *Theophrast*, dessen ‚Charaktere‘ etwas viel Bedeutenderes sind als die nur auf dem Tisch vorgezeigten Puppen der Komödie. Dieses Werk, in dem zwar der Verfasser die ewigen Züge der ungunstigen Menschheit, aber doch vielfach im charakteristischen Gewande seiner Nation und seiner Zeit gibt, ist jedenfalls erst im 3. Jahrhundert, nach dem Proömium im neunundneunzigsten Lebensjahre Theophrasts, verfaßt, und zwar mit der kühnen Hoffnung, auf das jüngere Geschlecht besernd zu wirken. Die Tugendhaften bespricht der Autor nicht, und auch im Schlimmen gibt er nur das völlig Ausgesprochene, ja das Exzessive und läßt alle Halbtöne, alle gemischten Wesen völlig weg. Auch viele Charaktere, die man erwarten könnte, z. B. der miles gloriosus², der Sykophant, der Wucherer, der schlechte Dichter usw. fehlen; allein es scheint, daß Theophrast den einzelnen Lebensständen sorgfältig aus dem Wege geht, um sich streng an die *ethischen* Schattierungen zu halten, an das, was bei einer bestimmten Anlage gleichartig aus dem *Innern* kommt. Die Grundabsicht ist eine philosophisch-philologische; er will sich (zum Teil auf Grund von Aristoteles' nikomachischer Ethik) Rechenschaft darüber geben, welche einzelnen Lebenszüge zu jeder Eigenschaft gehören, und beginnt darum mit einer kurzen Definition derselben (womit dann die Kommentatoren meist nicht völlig zufrieden sind). Es scheint, daß er bestimmten In-

¹ Über die Typen der neuen Komödie vgl. Band II, S. 347 ff.

² [Der aufschneidende Soldat].

Diadochen bis zu einem gewissen Grade auch noch Poleis; aber es ist in ihnen mit etwas städtischem Behördentum und einiger Euergesie durchzukommen, und jedenfalls sind die Zumutungen an den Bürger als solchen nicht mehr die alten; auch die periodischen Unruhen in Städten wie Seleukia, Antiochia, Alexandria usw. sind etwas wesentlich anderes als die bürgerlichen Krisen in Hellas.

Man kann nun wohl sagen, der frühere Polites sei ein anderer Mensch gewesen als der diadochische Untertan; aber er war nun einmal nicht mehr da, keine Erdenmacht konnte ihn wieder erwecken. Die „Einheit des Stiles“, die früher alle Äußerungen der Bildung in Staat und Kunst als Ganzes umfassen, hatte sich für immer aufgelöst. Für das alte Bürgertum hatte man nun aber das Privatleben, das zwar teuer erkaufte war, das man aber doch endlich genoß. Soweit das Individuum ökonomisch frei war, war es überhaupt frei und völlig derjenigen Tätigkeit fähig, die einem jeden zusagte. Jedermann ging also jetzt den Weg, den seine eigene Individualität ihm wies, reiste z. B., soweit die Mittel reichten, ohne tödlichem Verdacht ausgesetzt zu sein, und verwandte seine Kräfte nach Belieben. So schieden sich die Berufszweige, wie früher bei den Griechen nie, und besonders im ptolemäischen Reiche unterscheidet man deutlich einen Soldatenstand und einen Beamtenstand, während Künstler und Gelehrte exklusive Fachmänner werden und — worauf schon längst die Apolitie der Philosophen hingewiesen hatte¹ — den Zusammenhang mit einem bestimmten Staat aufgeben. Was die Menschen zusammenführt, ist jetzt statt des politischen Interesses die private Tätigkeit; ob die Gelehrten sich im Museion von Alexandrien oder die Schauspieler in ihren Synodoi vereinigen, sie sind nicht weniger kosmopolitisch als etwa die damaligen Söldnerscharen es sind.

National griechisch aber bleibt das Griechentum ohne die Polis, welches wir Hellenismus nennen, auch im Orient. Wenn wir z. B. die 131 Redeweisen (proverbia)

¹ Vgl. Band II, S. 407. 416f. 423 f.

durchmustern, welche Pseudo-Plutarch als bei den Alexandrinern heimisch anführt, so finden wir, daß eine einzige (97) sich auf Ägyptisches und sonst noch eine (119) auf eine Gegend in Libyen bezieht; alles übrige stammt entweder aus dem allgemein griechischen Sprichwörterschatz, oder es sind Beziehungen aus der griechischen Mythologie oder Lebenszüge aus Griechenland, und zwar zum Teil solche, welche kaum durch die Konversation allein, sondern unvermeidlich durch Lektüre müssen vermittelt gewesen sein; zumal die bisherige griechische Geschichte muß in Alexandrien eine förmliche Pflege genossen haben; freiwillig wendet sich, wie man hier durchweg sieht, der Blick nur nach Norden. Während aber das Hellenische sich erhält, erscheinen zum Unterschied von den frühern Kolonien, die wenigstens genau gewußt hatten, welchem Stamme sie vorherrschend angehörten, und sich zu diesem bekannten, die alten griechischen *Stämme* völlig durcheinandergerüttelt, und auch sonst fragte man der Herkunft der Leute vielfach nicht nach; besonders an den Höfen mag es von Adventuriers und Parvenus aller möglichen Herkunft gewimmelt haben.

Wie weit nun die alte Bildung in den Normalgegenständen (*ἐγκύκλιος παιδεία*), welche die Gymnastik einschloß, in diesen Diadochenstädten noch in Fortdauer blieb, möchten wir gerne wissen. Gewiß war als „Bürger“ niemand mehr daran gebunden; auch kann das Leben, besonders in den Großstädten, selbst bei den Freien, bei weitem nicht mehr die nötige Muße dargeboten haben. Denn von diesen denken wir uns die größte Masse als ein arbeitendes Proletariat, dessen sehr wohlfeil zu habende Arbeit bereits besser als die von Sklaven konveniente, und über dem dann, etwa wie jetzt, eine Schicht von Besitzenden, Prinzipalen, Kaufleuten, Gebildeten usw. kam¹.

¹ Über Zu- und Abnahme des Sklaventums sind wir in völliger Unwissenheit. Die Haussklaven dauerten gewiß fort, wie ehedem; an Stelle der Fabriksklaven aber dürften in Ägypten meist Ägypter zu denken sein, bei denen das Arbeiten in alter Zeit (jetzt freilich kaum mehr) Sache der Kaste, nie aber des Sklaventums gewesen war.

So wird denn die Bildung allgemein gewiß nur soweit gepflegt worden sein, als dies das vom Hellenentum her vererbte Vorurteil verlangte. Und daneben schied sich jetzt fachmäßig von ihr die auf das Sammeln ausgehende und auf Schutz und Besoldung von oben angewiesene Gelehrsamkeit aus, deren einzelne Disziplinen „durch eine ganz einseitig konzentrierte Tätigkeit ausgebildet wurden, welche den Alten sicher banausisch erschienen wäre“¹; man durfte nun aber eben endlich herzhaft Spezialist, d. h. Banause, sein.

Unvermeidlich schwach war in den Diadochenstädten die Religion, soweit sie nicht, sowohl was die Götter als was Lehren betraf, durch orientalisch-ägyptische Kulte ersetzt war; denn hier fehlte es ihr an den uralten lokalen Kulturen, die bei den frühern Griechen ihr stärkster Anhalt gewesen waren; auch der Mythos aber war damals schon in Hellas innerlich so viel als aufgegeben, und wenn er auch hie und da absichtlich und mit Liebe akklimatisiert wurde², faßte er schwerlich tiefere Wurzeln; was man davon auf dem Theater sah, pflanzte keinen Respekt, und dazu kam, daß bei manchen die philosophischen Systeme die Religion vertraten.

Bei dieser Lage der Dinge ist es zu verwundern, daß man in dieser Zeit so viel als nichts von losgebundener Genialität in Poesie und Kunst hört; im Leben mag sie freilich vorhanden gewesen sein, und hie und da dürfte philosophisches Vagabudentum und auch religiöse Gaukelei ihre Stelle vertreten haben. Jedenfalls aber gehen nun die Individuen und ihre äußern Physiognomien weit auseinander. Während früher infolge der gleichmäßigen Ausbildung in den Griechen etwas Gemeinsames gewesen war, scheiden sie sich jetzt in eine Menge von Charaktertypen, und neuere Komödie, Bukolik und bildende Kunst bemühen sich, dieselben bis tief in alles Genre in ihrer Besonderheit vorzuweisen³; man wird

¹ So Rohde, Griech. Roman S. 17. — ² Vgl. oben S. 336.

³ Nach W. Helbig, Untersuch. über die campan. Vasenmalerei, S. 186, welcher bemerkt, daß man in der frühern Zeit vergeblich zeitgenössische Typen von solcher Verschiedenheit suche,

Hernach bekehrt die Witwe des Agis, Agiatis, eine sehr reiche Erbtöchter und die schönste Griechin ihrer Zeit, nachdem Leonidas sie zur Vermählung mit seinem noch ganz jungen Sohne Kleomenes gezwungen hat, den neuen Gemahl zu den Ideen des untergegangenen Agis, und auch die Mutter des Kleomenes, Kratesikleä, geht nach dem Tode des Leonidas völlig auf die Gedanken des Sohnes ein, hilft angesehene Spartaner gewinnen und heiratet im Interesse des Sohnes einen der mächtigsten. Agiatis stirbt während des Krieges mit Antigonos, von ihrem Gatten, der zu ihrer Leiche nach Sparta eilt, tief betrauert. Kratesikleä aber gibt sich, da Ptolemäos Euergetes sie und die Kinder des Kleomenes für die in Aussicht gestellte Hülfe als Geiseln verlangt, und sie dies nach langem Zaudern des Sohnes erfährt, laut auflachend auf das bereitwilligste dazu her, sintemal es Sparta nütze, und beschwört Kleomenes vor dem Abschied im Poseidontempel auf Tänaron um Haltung, „damit niemand uns weinen oder Spartas unwürdig sehe; denn die allein hängt von uns ab, die Schicksale aber vom Dämon“. Gefaßten Antlitzes schreitet sie dann mit den Enkeln nach dem Schiffe, und noch aus Ägypten läßt sie dem Sohn, von dem sie erfahren, daß er Gelegenheit hat, sich ohne Rücksicht auf Ptolemäos mit den Achäern zu rangieren, die Weisung zukommen, er möge nicht um einer einzigen alten Frau und kleiner Kinder willen in beständiger Angst vor Ptolemäos sein¹. In Ägypten wird sie schließlich mit ihren Enkeln und ihrem weiblichen Gefolge in den Untergang des Kleomenes hineingezogen². Unter ihren Frauen aber bietet nun die junge und sehr schöne Gattin des Panteus das wahre Gegenbild vom Tode ihres Gemahls, dem sie unter besondern Gefahren gefolgt ist. Diese führt die von den Soldaten ergriffene Kratesikleä an der Hand zum Richtplatz, und nachdem dort die Kinder des Kleomenes in Gegenwart der Großmutter ermordet sind, die ihnen nur noch nachruft: „O Kinder,

¹ Plutarch, Kleomenes 22. Das Wort vom Dämon schmeckt allerdings wie ein philosophisches Figment [Hinzudichtung].

² Vgl. Band II, S. 77.

Intrige, das schlaue Erringen, vorherrscht und der Inhalt meist das Widerstreben des Jünglings gegen die ihm gedrohte Ehe ist und das Streben der Hetäre, ihr Verhältnis zu ihm zu behaupten oder auch in eine Ehe zu verwandeln. Jetzt werden auch die milesischen Märchen eine bestimmte Literaturgattung. Auch spüren die alexandrinischen Literaten nach verliebten Legenden und Sagen, die bisher nur mündlich überliefert waren, und bessern alte Mythen mit erotischen Motiven aus: bei Duris von Samos (in der Zeit des Philadelphos) meldet sich die Liebe Achills und Iphigeniens, die früher (bei Euripides) absolut ehescheue Atalante wird jetzt Meleagers Geliebte, und sogar Galatea wird später die des Polyphem, während sie ihn früher verschmäht und bei Theokrit einsteilen mit Werfen von Äpfeln noch geneckt hatte; der wahrscheinlich von alexandrinischen Dichtern bei arkadischen Bauern aufgespürte Daphnemythus wird so gegeben, daß Apoll die määnerscheue Jägerin durch Musik zu gewinnen sucht; in Poesie sowohl als bildender Kunst greift die tändelnde Erotenwirtschaft um sich, und auf den Vasen (besonders den unteritalischen) ist die Darstellung des Verkehrs von Männern mit dezenten Frauen und Mädchen im Zunehmen.

Sicher wird in der alexandrinischen Zeit ein *Zug des Gefühls* wach, den wir früher nicht finden. Jetzt erst mag eine Juno Ludovisi entstanden sein, welche ihrer Majestät bewußt und dabei gütig ist. Ja dieser Zug steigert sich gerne zur Sentimentalität, von der wir es dahingestellt sein lassen, wie weit sie ein Zeichen der Alterung ist; der Hellenismus hatte darin bis zu einem gewissen Grade schon an Euripides einen Vorgänger¹. Sicher beginnt man jetzt häufiger in den früher meist so zurückgehaltenen Empfindungen zu schwelgen: bei den Bukolikern und Elegikern ist von Tränen, Liebeschmerz und Verzweiflung viel die Rede, pathologische Schilderung der Liebeskrankheit, auch Anekdoten, wie die von Antiochos und Stratonike, werden beliebt; be-

¹ Vgl. Band II, S. 306.

keinen gemeinsamen Kriegsheroismus mehr gibt, worauf man sich bei der Bildung des Geliebten beziehen könnte, gänzlich auf, sich mit höherer Ethik, Politik und erziehender Kraft zu motivieren. Zum letztenmale dürfte sie sich in der Freundschaft des jüngern Kleomenes und des Panteus pathetisch geben; später gibt es keine berühmten Verhältnisse zwischen Liebhaber und Geliebtem mehr, auch nicht bei den Diadochen, von denen doch Demetrios Poliorketes hiebei einst noch Pathos entfaltet haben könnte; der Geliebte existiert jetzt nicht mehr als Element der Gesellschaft und als zugestanden, sondern nur noch als Werkzeug des Vergnügens, und die Sentimentalität wendet sich vorzugsweise auf das Verhältnis zu den Frauen. In der Poesie verwandte Phanokles das Motiv noch in gelehrter Weise für ätiologische Darstellungen, sonst aber wird die Sache meist zur künstlerisch behandelten Zote¹, und wo dies nicht der Fall ist, nehmen die betreffenden Epigramme etwa die Art von heimlichen Seufzern an; gemütlich ist vielleicht nur noch Theokrit in seinen Knabengedichten (*παιδικά*) und nach ihm keiner mehr gewesen.

Eine weitere Neuerung im Gesichtskreis der damaligen Griechen ist das Aufkommen des landschaftlichen Naturgefühls². Daß freilich auch schon das alte Griechenland für die Herrlichkeit der Landschaft Sinn hatte, wissen wir aus Homer. Indes tritt nun etwas Neues ein: indem nämlich der Polytheismus vor der Reflexion sinkt und damit die Natur entgöttert wird, also daß nicht mehr wie früher Nymphen, Satyrn und Pane Gebirg und Wald be-

¹ Hieher gehört der Kreter Sotades, ein Iambograph, der nach Hesych in ionischem Dialekt *φλύακας* [Possen] oder *κιναιδους* [zweideutige Chansons] schrieb, die auch *Ἴωνικοὶ λόγοι* genannt wurden (als Titel sind die „Fahrt in den Hades“, „Priap“, die „Amazone“, die „Eingeschlossenen“ und andere überliefert), und sich böse Gefahren damit zuzog (vgl. S. 323). Auch der Ätoler Alexander, der Milesier Pyres, ein Theodoros, Timocharidas und Xenarchos pflegten diese Gattung.

² Auch in diesem Abschnitt ist das meiste Helbig S. 269 ff. entnommen.

völkern, beginnt die Natur ohne das frühere persönliche Medium *unmittelbar* auf den Geist zu wirken und zu ihm zu sprechen, und dies zu der gleichen Zeit, da durch die Erschließung des Orients die Weltkunde sowohl geographisch als naturgeschichtlich auf das erstaunlichste wächst und unter anderem eine wissenschaftliche und akklimatisierende Botanik mit sich bringt.

Diese Steigerung des Naturgefühls, die in einem natürlichen Zusammenhang mit der Richtung der Zeit auf Sentimentalität und Wehmut überhaupt steht, läßt sich aus der starken Zunahme der Landschaftsmalerei erweisen, wie wir sie vornehmlich aus den pompejanischen Nachbildungen kennen. Aber auch sonst weiß man, daß die Griechen jetzt den schönen Aussichten nachzugehen begannen. Früher als sie hatten die Perser solches getan, deren Natursinn nicht nur aus den Nachrichten von den herrlichen Parkanlagen (*παράδεισοι*) ihrer Könige und von der Ehrung einer schönen Platane durch Xerxes bekannt ist, sondern durch die interessante Notiz belegt wird, daß König Dareios sich auf die kyanäischen Inseln übersetzen ließ und von hier aus die Aussicht über den Bosphoros betrachtete¹. Bei den Griechen kommt dies erst jetzt. Die erste erweisliche Bergbesteigung um der Aussicht willen ist die des Hämus durch den jüngern Philipp von Makedonien², schon einige Jahrzehnte vorher aber hatte Apollonios von Rhodos dergleichen als poetisches Motiv gebraucht: er läßt seine Argonauten, als sie bei Kyzikos angelangt sind, das Dindymon zwar wohl zu dem Zwecke besteigen, um daselbst der Kybebe ein Opfer darzubringen; aber man sieht leicht, daß bei dieser Exkursion auf einen hohen Berg die schöne Aussicht die Hauptsache ist; ebenso findet sich bei Apollonios³ die Schilderung des Panoramas vom Olympos; auch ist auf den Sinn dieses Dichters für Beleuchtungen und Meteorologisches aufmerksam zu machen.

Ferner drängt sich die Landschaft in die nunmehr ton-

¹ Herodot VII, 31. IV, 85. — Auch aus dem ältern Orient hat man die Nachricht von den hängenden Gärten der Semiramis.

² Livius XL, 22. — ³ III, 164.

angebenden neuen Großstädte hinein, indem der Großstädter ein Bedürfnis nach der Natur fühlt und seine Herrscher diesem dadurch entgegenkommen, daß sie große Naturanblicke in den Städten nachahmen. So hatte Antiochia am Orontes seine herrlichen Promenaden mit Wasserkünsten und in dem anstoßenden Daphne einen wundervollen Park. Auch in Alexandria waren die Häusermassen durch Gärten und Haine unterbrochen, und in der Mitte der Stadt erhob sich das Paneion, ein künstlicher Hügel, welcher durch einen bequemen, in vielfachen Windungen gezogenen Weg zugänglich war, und von dessen Höhe man das Panorama der ganzen Stadt überschaute; man mochte den Altägyp tern damit dartun, wie viel schöner so etwas sei als eine bloße Pyramide. Daneben umfaßte auch der ptolemäische Palast zahlreiche Gartenanlagen, und im Museion befand sich ein mit Bäumen bepflanzter schattiger Spazierplatz, wo sich die Gelehrten ergingen. Zu gleicher Zeit wurde in Knidos die erste pensilis ambulatio¹ errichtet, und zwar von Sostratos, dem Erbauer des alexandrinischen Leuchtturms. Andererseits aber sorgte man auch bei der Anlage von Häusern dafür, daß man von ihnen gute Aussichten hatte; Vitruvs *oecus Cyzicenus*², ein Raum des Hauses hellenistischer Großer, ist auf dreiseitigen Ausblick ins Freie berechnet.

Auch die damalige Steigerung der Jagdleidenschaft, welche im alten Hellas vielfach durch die Gymnastik usw. verdrängt gewesen sein dürfte, mag ihren Grund teilweise in dem Drange der Städter nach der freien Natur gehabt haben; besonders aber sprechen für dessen Vorhandensein einzelne literarische Erscheinungen: die Bukolik eines Theokrit lebt förmlich von der Sehnsucht des Gebildeten nach dem Land als einem verlorenen Paradies; ähnlich mag auch in Liebesromanen die landschaftliche Szenerie eine wesentliche Stelle eingenommen haben, und auch die Epigramme aus der Diadochenzeit geben landschaftliche Eindrücke wieder. Aus solchen Stellen spricht aber

¹ [Auf Schwibbögen ruhende Halle, Arkaden].

² [Kyzikenischer Saal].

nicht bloß das ästhetische Behagen an der Natur, sondern Freude und Leid des Menschenherzens werden mit ihr verglichen und in sie verflochten, und oft werden auch Gegenstände der Natur zum Mitgefühl aufgerufen, oder es wird ihnen ein solches beigelegt.

Auch die Stellung der *Kunst* wird eine neue. Bisher hatten die griechischen Künstler die im Volke lebendigen Ideen verwirklicht, und es fragte sich, was sie von jetzt an würden zu verwirklichen bekommen. Die Entwicklung der griechischen Dinge brachte es mit sich, daß sie auf die Verherrlichung der Herrscher ausgehen und eine Sache des Luxus werden mußte; sie hat aber dann doch nicht *nur* der Macht und dem Reichtum gedient, sondern auch einem individuellen Geist und Schönheitssinn, wobei sie noch viel Großes schafften und sich über neue Gebiete des Lebens ausbreiten konnte.

Nachdem schon Alexander in vertrautem Verhältnis zu Lysippos und Apelles gestanden hatte, beschäftigten die Diadochen viele Künstler ständig an ihren Höfen und ließen auch auswärtige Künstler für sich arbeiten. Und zugleich regte sich bei ihnen der Sammelgeist: Ptolemäos Philadelphos hatte bereits eine Sammlung von Tafelbildern älterer Meister; dem Euergetes sandte Aratos sikyonische Bilder, besonders der Pamphilos und Melanthios, nach Alexandria, um ihn für seine politischen Zwecke zu gewinnen; Attalos von Pergamon bot 100 Talente¹ für ein Gemälde des Aristeides, und Nikomedes von Bithynien bot den Knidiern Tilgung ihrer ganzen Staatsschuld gegen Abtretung der Aphrodite des Praxiteles. Auch Höfe wie der makedonische und Ambrakia, einst Residenz des Pyrrhos, fanden sich bei der römischen Eroberung voll von Kunstwerken. Freilich hatten die Diadochen, selbst noch in spätern Zeiten, auch dem *Kunstraub* eifrig obgelegen, und sogar Anatheme in Tempeln (NB. griechischer Gottheiten) waren davor nicht sicher gewesen. Daß aber den Fürsten in dem Bestreben, Kunst-

¹ [Etwa 544.000 Mark].

schätze zu sammeln, auch Privatleute nach Vermögen folgten, ist selbstverständlich.

Was nun die *Malerei* betrifft, so entstand damals diejenige Wanddekoration, welche ein eingelassenes Tafelbild zum Mittelpunkt hat; es entstanden ferner Pendants, ja ganze Zyklen homogener Tafelbilder, wie sich denn z. B. im Tempel der Athene zu Syrakus aus der Zeit des Agathokles eine Reihe solcher mit Darstellungen von Reitergefechten befand. Auch Malern kleiner Kabinettsbilder begegnet man, und zwar kommen jetzt seit Alexander genrehafte Darstellungen wie die Barbier- und Schusterbuden des Peiraikos, die Komödienszenen des Kalates¹, die Kinderfiguren und blumenflechtenden Mädchen des Pausias. Wegen der höchsten Illusion, die ihnen nachgerühmt wird, sind manche Bilder des letztern nur als Tafelbilder zu denken: so hatte er bei der Darstellung eines Stieropfers eine berühmte Verkürzung angebracht, und das Gesicht der trinkenden Methe sah man durch das Glas schimmern; anderseits aber erfahren wir von dem nämlichen auch, daß er zuerst mit Gemälden Decken, also in Fresko, schmückte. Die Freskotechnik eroberte sich dann mit der Zeit auch die Hauptstelle an den Wänden zurück, indem man es vorzog, namhafte Tafelbilder in eigenen Pinakotheken aufzubewahren, und das Mittelbild einer Freskodekoration lieber auch in Fresko arbeitete.

Daß von Diadochen und Liebhabern Malern wie Theon und Nikomachos enorme Preise gezahlt wurden, haben wir früher² gesehen, und auch davon war schon die Rede, daß einzelne Fürsten hin und wieder als Kunstsammler oder Dilettanten etwas vorstellen wollten³; auch reiche Privatleute folgten ihnen darin nach. Wie gleichfalls schon gesagt⁴, wurde zu Alexanders Zeit das Zeichnen

¹ Peiraikos malte auch Tiere und Stilleben (z. B. EBwerk). — Komödienszenen hat auch die Vasenmalerei.

² Band II, S. 122.

³ Vgl. das oben S. 412 und 415 über Antiochos Epiphanes und Attalos III. Gesagte.

⁴ Band II, S. 118, Anm. 2.

unter die für freie Knaben üblichen Lehrgegenstände aufgenommen; es geschah infolge der Leistungen der sikyonischen Malerschule, in deren strenger Zucht die Hellenen ein pädagogisches Element erkannten; schon Aristoteles aber hatte gemeint, der Zeichenunterricht sei dienlich, um das Urteil über die Werke der Künstler zu bilden¹.

Für die *Plastik* war man bis vor kurzer Zeit auf die bekannten Werke der Schule von Rhodos, wie den Laokoon, den farnesischen Stier, und auf pergamenische Werke, wie den sterbenden Fechter, den Gallier und sein Weib usw., angewiesen. Eine herrliche Kunstübung bei den Rhodiern und den pergamenischen Fürsten war damit belegt; aber wer hätte gedacht, daß man etwas finden würde wie den Riesenfries des Altars von Pergamon²? So können wir uns hier kurz fassen; denn, wenn irgendwo, läßt sich hier von dem dies diem docet³ etwas hoffen. Und ebenso ist es mit der *Architektur*: Daß dieselbe das Herrlichste geboten haben muß, läßt sich aus den Bauten des römischen Imperiums schließen, das in hohem Grade von dieser Kunst abhängig gewesen ist. Aber leider sind wir für die Neuerungen dieser Zeit in der Anlage von Innenräumen, Sälen usw. allein auf diese römischen und etwa noch auf die byzantinischen und sassanidischen Nachklänge und auf die Schilderungen bei Vitruv angewiesen⁴ und werden etwas Näheres erst mit der Zeit vielleicht erfahren. Es ist aufs tiefste zu beklagen, daß wir statt kenntlicher Ruinen und statt bündiger und genauer Periegetenschilderungen über die dauernden Prachtbauten der Diadochen und deren Ausstattung⁵ nur jene Schilderungen des höchsten *momentanen Luxus* besitzen, die uns Athenäos bei Gelegenheit der Pompa des Philadelphos und der des Antiochos Epiphanes, sowie dreier Prachtschiffe, der Eikosoros des Hieron und der Tesserakonteres

¹ Polit. VIII, 3. — ² Vgl. über diesen Band II, S. 143.

³ [„Ein Tag belehrt den andern“].

⁴ [Die Stelle ist geschrieben, ehe die pergamenischen Bauten (z. B. die Bibliothek) bekannt wurden. Oeri].

⁵ Strabo ist hier leider viel zu kurz.

wahnsinniger Verschwendung doch bedeutungsvoll, wenn man sich die Gesichter der Nationalägypter dazu denkt; denn diese sahen hier eine Exhibition des Mythos und der Kunst des Eroberervolks im höchsten Maßstab. Eine höhere Ironie mag man darin finden, daß es in dem kosmopolitischen Alexandrien doch keinen echten dionysischen Humor gab, sondern gewiß nur bezahlte *Masken*; das echte religiöse Altägypten aber war daneben auch tot.

Was die *Forschung* betrifft, so machte sich die gewaltige Weitung des Weltblickes jedenfalls rasch fühlbar und gestaltete die Denkweise in tausend Beziehungen um. Freilich war die Neigung für das rein Tatsächliche und die Lust zur Kritik bei den Griechen stets gering, wie schon die Möglichkeit der vielen Sammlungen „wunderbarer Dinge“ (*θαυμάσια*) beweist; der Fabelgeist der Nation wirkte weiter, und Strabo, der schon die ältern Autoren: einen Herodot, Ktesias, Hellanikos der vergnüglichen Lüge zeiht, beklagt sich in dieser Beziehung vor allem über die Schriftsteller Alexanders selbst: Am meisten, sagt er, müsse man dem Deïmachos und dem Megasthenes mißtrauen; denn diese seien es, welche von den Leuten ohne Mund und Nase, von Einäugigen und Langschenkligen und solchen, welche die Zehen hinten hätten, erzählten und das homerische Märchen vom Kranich- und Pygmäenstreit erneut hätten; laut ihnen seien die Pygmäen drei Spannen lang, sie meldeten von goldgrabenden Ameisen, keilköpfigen Panen, Schlangen, welche Rinder und Hirsche samt Geweih verschluckten¹. Ähnlich findet eine Division des Agathokles in Libyen nicht nur ein Gebirge voll Katzen ohne alle Vögel, sondern auch drei Affenstädte, wo göttlich verehrte Affen mit den Menschen promiscue in den Häusern leben und alle Kinder Affennamen bekommen². Dies waren denkbare Dinge; den Lügern glaubt man, dem armen Pytheas nicht.

Immerhin und unvermeidlich aber wurde doch viele und große Weltkunde von echter Art unter die Menschen

¹ Strabo II, 1, 9, p. 70. — ² Diodor XX, 58.

gebracht, und die Griechen waren und blieben doch das einzige Volk, welches ein allseitiges Interesse mitbrachte und die Welt zu beschreiben und zu deuten Neigung hatte. Zu ihnen aber war nun das große Kontingent von Hellenisierten aus den unterworfenen Völkern gekommen. Von den berühmten Philosophen und Rednern der syrischen, palästinischen und phönikischen Städte, welche Strabo bei Gelegenheit der betreffenden Länder nennt, dürften manche zu ihnen gehören, wenn es auch schwer ist, zwischen ihnen und den kolonisierten Griechen zu scheiden; nur Ägypter, die bis zu diesem Grade hellenisiert gewesen wären, gab es nicht viele; Manetho, der sein grundlegendes Werk Philadelphos dediziert hat, war auf lange der einzige, der auf griechisch Rechenschaft von den Altertümern seines Landes gab. Am weitesten gingen jedenfalls die Juden auf den Hellenismus ein, so daß er ihr Hauptorgan wurde und sie schichtenweise ihr Hebräisch vergaßen¹; aber auch ein Mitglied des babylonischen Priesterstandes wie Berossos konnte an der hellenischen Aufzeichnung teilnehmen. Die erbärmlich lazerierten² Reste seines Werkes sind das unentbehrliche Fundament für die Geschichte jener Gegenden. Unendlich viel Barbarengelut strömte damals in das hellenische Wissen und Denken hinüber und bewirkte eine ungeheure Ausgleichung der Geisteskräfte.

Und nun möge vor allem der enormen Erweiterung der Geographie als Wissenschaft durch Eratosthenes (unter Ptolemäos Euergetes) gedacht sein. Die großen wissenschaftlichen Resultate seines von einer Weltkarte begleiteten Werkes waren aber eben doch schon das Ergebnis der griechischen Welteroberung, mit welcher bereits bei Alexander die *Weltentdeckung* Hand in Hand gegangen war. Und schon zu Alexanders Zeit hatten auch die beiden kühnen Massalioten ihre Forschungsreisen unternommen: Pytheas drang bis zu den Shetlandsinseln (nach „Thule“), Euthymenes bis an den Senegal (also doch nicht so weit wie der Karthager Hanno) vor; keine

¹ Vgl. oben S. 284 f. — ² [Zerrissenen].

Börse in der Welt könnte die Statuen solcher Mitbürger an die Fassade setzen, wie die von Marseille mit diesen beiden getan hat. Auch von Seiten der Diadochen wurden nun große und systematische Bemühungen aufgewandt: die Seleukiden sandten Expeditionen zur Erkundung des kaspischen Meeres aus; Reisen nach Äthiopien geschahen in ptolemäischem Auftrage und ebenso die Umschiffung (*περίπλους*) des roten Meeres durch Agatharchides, wobei sich freilich für die fernern Ufer auch wieder die Fabel melden sollte; denn, weil Agatharchides so weit nicht gedrungen war, stammten von seiner Expedition die spätern Märchen über die Sabäer her. Zuletzt sandte noch Euergetes II. (Physkon) den Eudoxos nach Indien.

Mehr in der Nähe, nämlich in der griechischen Welt selbst, in Italien und Karthago, bewegten sich jetzt, gewissermaßen als Fortsetzer der alten Logographen, die *Periegeten*, welche die monumentalen und lokalen Traditionen und Sagen, die Gebäude, Kunstwerke, Inschriften, Ortsmerkwürdigkeiten und Raritäten illustrierten; das kosmopolitische Reisen und der gelehrte Antiquar kommen auf. So lebte das Vorbild des Pausanias, der aus der Troas gebürtige, in Athen eingebürgerte Polemon (um 200) beständig auf Reisen. Er hinterließ eine große Anzahl von Monographien in den verschiedensten Formen, als Aufzählungen, Polemiken, Briefe usw. Bei ihm läßt sich nun endlich auch ein kunstgeschichtliches Interesse konstatieren, indem er allein über die Anatheme der athenischen Akropolis vier Bücher und auch sonst Werke über Plastiker (*ἀγαλματοποιοί*) und Maler schrieb.

Man hat es nun in dieser Zeit auch mit einer ganz neuen Richtung und Förderung der Wissenschaft zu tun. Bisher kannten die Griechen zunächst einzelne Forscher und Sammler wie Demokrit und einzelne mit ihrem Wissen herumreisende Sophisten, und dann waren endlich die Philosophenschulen gekommen, welche zugleich Sammelorte für einzelne Zweige des Wissens waren. Um einen Philosophen herum scharten sich Schüler, welche

seine Lehre aufnahmen, entwickelten, weitertrugen und am Leben erhielten. An feste Lokale wie die Akademie und das peripatetische Lykeion in Athen muß sich unvermeidlich auch einiger Apparat von Büchern und Sammlungen angeschlossen haben¹. Jetzt aber waren die Griechen in allem Wissen und Forschen weit genug, um außerhalb Griechenlands fester Institute dringend zu bedürfen, welche ihnen ihre stürmischen und im Verkommen begriffenen Poleis unmöglich gewähren konnten. In diesen mußte sich der Wissende dem Staat gewaltsam entziehen; in den Diadochenstaaten hatte er dies nicht mehr nötig. Nur mit den Philosophen hatte es hier eine besondere Bewandnis, insofern diese teils Menschen bessern, teils eine besondere politische Doktrin vertreten mochten; die Forscher dagegen begehrten nichts anderes, als ruhig forschen und sammeln zu können; es war eine völlig weltabgewandte Gelehrsamkeit wie die des Archimedes möglich². Und nun förderten die Fürsten das Wissen teils durch Geschehenlassen, teils durch dasjenige direkte Mäzenatentum, welches zwar literarische Meisterwerke nicht zum Blühen bringt, wohl aber große *wissenschaftliche* Forschungen und Entdeckungen ermöglichen kann. Während die frühere griechische Triebkraft in der Literatur wie in allen Dingen der Agon gewesen war, handelt es sich jetzt um gesicherte wissenschaftliche Arbeit und Teilung derselben.

Hier ist der *Bedeutung Alexandriens* zu gedenken³. Diese Stadt lag (wofern man auch Italien und Rom hinzurechnen darf) im Zentrum der jetzigen hellenistischen Welt, war wie keines der Antiochien und Seleukien vor Eroberungen gesichert und vollends in bezug auf Sicherheit das gerade Gegenteil von Makedonien. Dazu war Ägypten eine Stätte des alten Wissens und Sammelns. Bibliotheken waren schon bei den alten Pharaonen vor-

¹ Wie weit war dies wohl auch bei Tempeln der Fall?

² Vgl. Plutarch, Marcellus 14—19.

³ In diesem Abschnitte ist mehrfach Matters *Essai historique sur l'école d'Alexandrie* benützt.

gekommen, und die des Osymandyas hatte die Inschrift „Heilstätte für den Geist“ getragen. Endlich kommt hier die Denkweise und Begabung der ersten Ptolemäer in Betracht. Obgleich Lagos nur ein gemeiner Krieger gewesen war, ist sein großer Sohn dann doch der gebildetste und geistvollste aller Diadochen und unter andern derjenige, der als Begleiter Alexanders in seinem (von Arrian benützten) Tagebuch die wichtigsten Urkunden über den großen König hinterlassen hat. Indem er das deutliche Gefühl hat, daß er als Mensch und Fürst der bedeutendsten geistigen Kräfte der Griechen bedürfe, beschenkt er nun nicht nur die „savants“, welche kommen, sondern auch fremde, die er nicht in Alexandrien festhalten kann. Während seines Aufenthalts in Griechenland wirbt er um Philosophen (d. h. um Wissende, Gelehrte; denn an dem System wird ihm wohl weniger gelegen gewesen sein), und mit Theophrast, der (wie auch Menander und Philemon) nicht hat mitkommen wollen, unterhält er eine Korrespondenz. — Mehr der Poesie als der Philosophie war die Gunst seines Sohnes Philadelphos zugewandt; doch war auch dieser, der Schüler des Philosophen Straton, selbst ein eifriger Naturkundiger und Botaniker und Gründer einer großen Menagerie. Und nun läßt sich fragen, ob der Vater oder der Sohn mehr Anteil an der Gründung derjenigen Anstalt hatte, welche als „*Museion*“ der Ruhm der Stadt war.

Ein Teil des Bruchionpalastes führte nach einem Musenheiligtum, das sich darin befand, diesen Namen. Hier siedelte schon der erste Ptolemäer Gelehrte an und schaffte für sie mit großen Kosten Bücher aus Griechenland, Asien und Afrika herbei; Philadelphos kaufte weiter solche in Rhodos und Athen und erstand unter anderm die Bibliothek des Aristoteles; mit seiner mehr poetischen Neigung stiftete er auch apollinische Spiele mit dramatischem Agon; doch scheint die poetische Bedeutung Alexandriens, nachdem die Zeit der tragischen Pleias, des Theokrit und des Kallimachos vorüber war, rasch ein Ende genommen zu haben, während die wissenschaftliche sich lange hielt. Jedenfalls haben in dem Museion

Philosophen, Dichter und Gelehrte Jahrhunderte lang zusammengewohnt und studiert, welche im Genuß irgendeiner Dotation waren, laut Strabos deutlicher Aussage gemeinschaftlich speisten, auf einem gemeinsamen Platz (*περίπατος*) lustwandelten¹.

Viele lassen sich füttern im Völkergewimmel Ägyptens
Kritzelnde Männer der Bücher, unendlichen Hader verführend
Dort in dem Käfig der Musen,

sagte der Spötter Timon in seinen Sillen von ihnen, indem er die Anstalt, wo sie so beisammen waren, mit einer Voliere² verglich³. Wahrscheinlich hatte übrigens Demetrios von Phaleron, an dessen Rat man sich bei der Gründung hielt, das Muster der peripatetischen Schule von Athen vorgeschwebt.

Alexandrien war also fortan der Sitz von Gelehrten aus Griechenland und der ganzen griechischen Diaspora von Südrußland bis nach Mesopotamien und wieder bis zum äußersten Westen. Sowie man aber das einzelne der Organisation des Museions wissen möchte, bleibt vieles dunkel. Schon wie die Mitglieder ernannt wurden, wissen wir nicht; nur daß auf königlichen Befehl einem, der gar zu bedenkliche Doktrinen vorbrachte, die Lehrtätigkeit untersagt wurde, ist sicher; es war der merkwürdige kyrenäische Pessimist Hegesias (der *πεισιθάνατος*), welcher seine Schüler zum Selbstmorde veranlaßte. Es wird uns nicht gesagt, ob und wie der Priester der Musen zugleich Vorsteher des ganzen war, man hat *nur* Hypothesen über die Höhe der Dotation im ganzen und der Besoldung im einzelnen, über die Verteilung der Arbeiten, darüber, ob man sich dieselben durch Vorlesung mitteilte und in Diskussionen besprach, ob irgendwelcher Unterricht stattfand und wie weit derselbe vorgeschrieben war. Ferner dürfte sich fragen lassen, ob das, was „alexandrinische Schule“ heißt, auch wirklich alles zum Museion gehört habe; denn es könnten sehr viele auch ohne Dotation und Anstellung in der Bibliothek gearbeitet und außerhalb des Museions in der Stadt gelebt und doziert haben;

¹ Strabo XVIII, 8, p. 795 f. — ² [Vogelkäfig]. — ³ Bei Athen. I, 41.

wovon solche existierten, brauchen wir nicht zu erfragen. Jedenfalls aber war diese Schule ein sehr vielgestaltiges Ganzes. In der Philosophie z. B. waren hier die verschiedenen Sekten ohne alle Exklusivität neben einander vertreten; es gab alexandrinische Platoniker, Aristoteliker und Stoiker, und dabei waren die spekulativen Wissenschaften erst noch der unwesentlichere Teil der Schule; zu den geometrischen, astronomischen, geographischen, medizinischen und grammatischen Studien dürfte der Zulauf oft stärker gewesen sein.

Im Palaste Bruchion, zunächst am kanopischen Tor, wahrscheinlich im Museion selbst oder in dessen Nähe, war die Bibliothek, um deren Gründung sich, wie gesagt, das größte Verdienst die beiden ersten Ptolemäer erworben haben müssen; auch die Anwesenheit des Demetrios von Phaleron, welches immer seine Bedeutung bei derselben gewesen sein mag, gehört in die Zeit beider Könige. Was die Prinzipien betrifft, wonach gesammelt wurde, so schaffte man gewiß zunächst aus der griechischen Literatur alles an, was des Erhaltens wert war, und mochte es aus dem verarmenden Griechenland und Sizilien relativ leicht erwerben. Eine weitere Aussage, welche sich auf Griechisches und auf Denkmäler der von den Diadochen eroberten Länder beziehen kann, ist dann die des Epiphanius, wonach Philadelphos an die *Könige* geschrieben und sie gebeten hätte, ihm (offenbar in Abschriften) zu schicken, was in ihren Ländern von Dichtern, Logographen, Rednern, Sophisten, Ärzten, Medicosophisten, Historiographen usw. vorhanden sei. Eine vage Aussage bei Synkellos meldet ferner, der nämliche König habe die heiligen Schriften der Chaldäer, Ägypter und Römer ins Griechische übertragen lassen, was man nicht auf barbarische Literatur im allgemeinen beziehen darf; die jüdische Septuaginta mag unter Teilnahme der Regierung entstanden sein, hatte aber den praktischen Zweck, den Juden, die ihre Sprache vergessen hatten, zu dienen; die altägyptischen Bücherschätze scheint man in den nationalen Tempeln gelassen zu haben. Jedenfalls wurde sehr systematisch gesammelt, und es

kam eine enorme Menge von Büchern zusammen¹, so daß, als es an Raum zu fehlen begann, im oder beim Serapeion unter den letzten Ptolemäern eine zweite Bibliothek angelegt werden mußte.

Und nun die allgemeine Tendenz der alexandrinischen Schule. Angesichts der vielen Polygraphen, welche stets ein Vorurteil zu erwecken pflegen, hielt man einst die Alexandriner zu sehr für bloße Kommentatoren und Kompilatoren und Vorgänger der Byzantiner, warf ihnen die hie und da vorkommenden jeux d'esprit als eine Regel vor und beurteilte sie hart wegen ihres letzten Produktes, des Neuplatonismus und seiner Auswüchse. Indes haben sie tatsächlich alle Wissenschaften, womit sie sich abgaben, gefördert, einige neu geschaffen und andere so weit gebracht, als sie dann bis auf die Zeiten des neuern Europa geblieben sind, so namentlich die von den übrigen Griechen bisher wenig geförderten Zweige der Anatomie und der wissenschaftlichen Astronomie und mehrere sonstige mathematische und naturwissenschaftliche Disziplinen. Und auch die bloßen Sammler waren von unermeßlicher Bedeutung, wenn es Leute von Geist waren, die etwa ein ganzes Gebiet in seiner historischen Entwicklung übersahen. So gab Kallimachos in seinen „Tafeln“ eine Literaturgeschichte in 120 Büchern, worin in einer nach Gattungen geordneten vollständigen Übersicht von tragischen und komischen Dichtern, Rhetoren, Gesetzgebern usw. gehandelt war, und derselbe scheint auch in einer „Museion“ betitelten Schrift die Geschichte der großen Anstalt bis auf seine Zeit behandelt zu haben. Wenigstens zuhause war in Alexandrien auch der oben (S. 445) genannte Perieget Polemon, der überhaupt nur in einem Zeitalter gesicherter Sammlungen denkbar ist. Und nun mag man freilich der Polygraphie nachsagen, das meiste, was sie hinter-

¹ Die Angaben über die Zahl der Rollen in dieser bei Cäsars alexandrinischem Krieg untergegangenen Sammlung schwanken; um die Mitte des 3. Jahrhunderts sollen deren über eine halbe Million vorhanden gewesen sein; da sie kleinsten Umfanges sein konnten, sind sehr hohe Zahlen möglich.

lassen, sei nur wertlose Kompilation gewesen, und nach den bunten Titeln zu urteilen, mögen es wirklich oft nur leidlich unkritische Zusammenstellungen von Sachen nach ihrem Inhalt gewesen sein¹; man hat es eben hier, wie in der Frührenaissance, mit einem Mittelding zwischen Spezialsammlung und Abhandlung zu tun, das aber als Übersicht über verschiedene Gebiete für jene Zeit ganz unentbehrlich war.

Für die *Geschichte* im engern Sinn tat die alexandrinische Schule wenig, trotzdem, wie gesagt, der erste Ptolemäer selbst in seinen Memoiren vielleicht eines der bedeutendsten eigentlichen Geschichtswerke hinterlassen hatte, und es ist auch nicht zu verlangen, daß Alexandrien für die ganze Welt hätte die Feder führen sollen; nur das freie Griechenland brachte, wenn auch in seiner vollen Zerrüttung, noch einen Polyb hervor. Dagegen geschah hier — wie übrigens auch außerhalb Alexandriens — sehr viel für die Altertümer, wobei sich der allgemeine Sinn des Sammelns und Erhaltens, der doch auch etwas wert ist, betätigen konnte. Auch wertvolle biographische Arbeiten gab es von den betreffenden Sammlern, welche als Philologen und Grammatiker passierten, ferner hatte die Schule ein entschiedenes Verdienst um die Harmonisierung der Zeiten durch die allgemeine Chronologie, und endlich sind unter allen Umständen eine bedeutende Frucht solcher Zeiten Übersichten über die Geschichte bestimmter Wissenschaften: Eratosthenes, der Schöpfer der Chronologie, gab z. B. in seinen Geographika auch eine Geschichte der geographischen Wissenschaft. Nicht ohne Schulzwang und Willkür, aber im großen gewiß segensreich, gestaltete sich die textkritische Tätigkeit der *Grammatiker und Philologen*, deren großes Hauptobjekt, die Sicherstellung des homerischen Textes, vor

¹ Kallimachos z. B. schrieb: über Weltwunder aller Art, historische Erinnerungen, über Agone, über barbarische Gebräuche (hätten wir nur diese Schrift noch!), über Ansiedlung auf Inseln und Gründung von Städten, ferner ein Werk über die Benennungen von Winden, Fischen, Vögeln, Monaten bei den verschiedenen Völkern.

allem den Ruhm Aristarchs ausmacht. Dazu kam eine große exegetische und klassifikatorische Tätigkeit: man paraphrasierte die ältern Dichter und Prosaiker, untersuchte das Ganze und einzelne Stellen, debattierte darüber, wie es scheint, mündlich und schärfte so seinen Sinn an der Diktion vergangener Werke; auch die eigenen sowohl poetischen als wissenschaftlichen Produktionen, einen Euklid, Eratosthenes, Aristarch wie den Kallimachos und Lykophron kommentierte die Schule mit der Zeit. Und von ihr stammt nun ferner auch der Begriff der Klassizität, indem auf die Grundlage des Kallimachos hin besonders Aristophanes von Byzanz und Aristarch eine bestimmte Anzahl von Autoren als solche, die man speziell kennen müsse, ausschieden. Wohl fällt bei der Aufstellung eines solchen Kanons manches durch das Sieb, das für uns noch sehr wichtig wäre; aber die hier getroffene Auswahl von Epikern, Iambographen, Lyrikern, Tragikern, Dichtern der alten, mittlern und neuern Komödie, Rednern, Historikern und Philosophen ist doch diejenige, die im spätern Altertum Kurs gehabt hat. Die griechische Literatur hat eine Stätte gefunden, wo man ihr Ehre antat. Was hier empfohlen wurde, wie z. B. die drei großen Tragiker und die zehn attischen Redner, wurde von den hellenisch Gebildeten, zumal auch den Römern, gelesen und für sie kopiert und damit für uns erhalten.

Schließlich schufen die Grammatiker noch theoretische Arbeiten über griechische Grammatik überhaupt und sowohl spezielle als allgemeine Lexika. Diese Werke mußten in einer so gemischten Stadt wie Alexandrien besonders wichtig sein, wo tatsächlich — wie auch sonst in den Diadochenländern — ein makedonischer Dialekt die Oberhand gehabt haben muß und vielleicht auch der in der gelehrten Nähe der Grammatiker aufkommende jüdische Hellenismus mit seiner Nachlässigkeit und seinen orientalischen Wendungen zum Aufsehen mahnte. Diesem gegenüber hielten sie die Dialektlosigkeit der Gemeinsprache (*κοινή*) aufrecht, welche sich hauptsächlich auf den Attizismus gründete.

Als ein wahres Zeichen des guten Geschmacks mag man es daneben ansehen, daß die epideiktische Rede, welche bald die fast einzig mögliche war — denn Aristoteles kam mit seiner Rhetorik, als es eben kaum mehr der Mühe lohnte zu reden — zu Alexandrien, wenigstens im Museion, keine Stätte fand, während sie sonst mit ihrer Eleganz in der Diktion, ihrer Scheinwärme des Vortrags, überhaupt ihrem deklamatorischen Charakter überall wucherte. Hiefür mochten die Rednerschulen von Rhodos und Apollonia sorgen; an der seit Aristoteles bedeutenden, auch von den Stoikern gepflegten theoretischen Tätigkeit für die Eloquenz nahm man freilich teil; aber einige Abhandlungen über Redekunst sollten alles sein.

Was die *Philosophie* betrifft, so behielt sie ihre Hauptstätte in Athen, wohin zu Zenon und Epikur auch Alexandriner gingen. Was von Philosophen ins Museion kam, waren schon unter den ersten Ptolemäern nicht die besten: der Gottesleugner Theodoros, der erwähnte Pessimist Hegesias, der Epikureer Kolotes, der Materialist Straton und dann allgemach Leute von allen Schulen. Vorwiegend waren die Peripatetiker, unter denen wir schon im 2. Jahrhundert einen Juden, Aristobulos, finden. Im allgemeinen wird man sagen können, daß durch diese Männer nur Wellenschläge der sonstigen Bewegung des griechischen Geistes in das Ptolemäerreich gelangten.

In den beschreibenden *Naturwissenschaften* starb die eigentliche Forschung bei den Griechen überhaupt mit Theophrast und dessen Schüler Straton aus. Man kommentierte noch Theophrast und seinen Lehrer Aristoteles, warf sich dabei aber besonders im Tierreich auf die „Wunderdinge“ und scheint überhaupt durch Vorliebe für falsche oder mystische Kausalität zu sehr an den Wahn gebunden gewesen zu sein, so daß man sich auch besonders gerne mit den magischen Kräften von Steinen und Pflanzen beschäftigte. Dagegen die *Medizin*, welche in Ägypten ein altberühmtes Heimatland hatte, dankt Alexandrien wirkliche Fortschritte. Herophilos und Erasistratos bestimmten die Ptolemäer, das Sezieren des menschlichen Körpers zu gestatten, und brachten sie sogar dazu,

durch ihr eigenes Beispiel diese vom Vorurteil verurteilten Untersuchungen zu sanktionieren¹; auch die Therapeutik wurde durch viele neue Arzneien bereichert; es gab hier eine große Menge von Ärzten, und es kommen — wie übrigens schon im alten Ägypten — bereits auch Spezialisten auf.

Die allerwichtigste wissenschaftliche Tätigkeit von Alexandrien jedoch war die *mathematische*, bei der man wahrscheinlich der altägyptischen Tradition wenig oder nichts verdankte. Euklid, von dem wir es dahingestellt sein lassen, ob er aus Sizilien, Syrien oder Ägypten stammte, und der in Alexandrien jedenfalls schon zur Zeit des Ptolemäos Lagi lebte², ist durch seine „Elemente“³, er mag von frühern Forschungen aufgenommen haben, so viel er will, doch der Anfänger unserer jetzigen Mathematik, und sein Schüler Apollonios von Perge schrieb über die Kegelschnitte. Von den *Mechanikern* lebte zwar der größte, Archimedes, in Syrakus; aber Alexandrien hat doch auch auf diesem Gebiet die großen Namen des Ktesibios und Heron aufzuweisen. In der *musikalischen* Theorie fand der Aristotelesschüler Aristoxenos allgemeinen Beifall damit, daß er statt der pythagoreischen Zahlen das Gehör zu Grunde legte, und nun mußte es gar auch kommen, daß in der *Astronomie*, für welche die altägyptischen Leistungen wieder nicht überschätzt werden dürfen⁴, Aristarch von Samos die Bewegung der Erde um die Sonne wieder entdeckte, welche Pythagoras einst gehaut, aber Aristoteles hernach bestritten hatte. Später entwarf der große Hipparch auch einen Sternkatalog und konstruierte eine Sphära, auf der alle Fixsterne angegeben waren und auf welche sich noch spät

¹ Immerhin glaubte man noch, das Blut kursiere nur in den Venen, und die Arterien dienten nur zum Durchgang der Luft, welche sie aus den Lungen empfangen.

² Er sagte diesem, es gebe keine via regia zur Mathematik.

³ Die ersten Bücher enthalten die Arithmetik und Geometrie, das zehnte die Theorie der Inkommensurabilien.

⁴ Eudoxos kannte sie; nach dem zu urteilen, was Aratos von ihm annahm, kann es nur ein schwaches Wissen gewesen sein. Vgl. Matter II, S. 89 ff.

Ptolemäos berufen konnte, um zu beweisen, daß sich die Distanz derselben seither nicht verändert habe. Auch bei den Alexandrinern knüpft sich an die Astronomie viele Astrologie und anderer Aberglaube; die Vorliebe der Hellenen für das Mystische, Wahnvollle ließ sich nicht mit einem Schlage zernichten, und die Gelehrten haben teilweise selbst an diese Dinge geglaubt. Aber was will das sagen gegenüber der größten Entdeckung, welche das Menschengeschlecht jemals gemacht hat! Bei allem Irregehn hat man doch damals in Alexandrien der Welt eine unermeßliche Forschung gegönnt.

Gefördert wurde das Wissen auch *außerhalb des Ptolemäerstaates*. Man weiß von mehreren Diadochen, daß sie „Philosophen“ um sich hatten, und ferner waren Bibliotheken als sicherster Anhalt des griechischen Denkens und Wissens in der Ferne ganz unentbehrlich. Wenn aber auch das bisherige Depositum nach dem Orient herübergenommen wurde, so gab es eigentliche Anstalten im Sinne des alexandrinischen Museions doch nur wenige.

Am ehesten, wenn auch relativ erst spät, findet sich etwas Analoges im *Pergamenerreich* unter Eumenes II. (197—159). An seinem Hofe lebte als der große pergamenische Homerkritiker und hierin das Haupt einer besondern Sekte gegenüber dem alexandrinischen Aristarch der Grammatiker Krates von Mallos, der das Studium des alten Epos hier zu besonderer Blüte brachte. Auch der Dichter Musäos von Ephesos, einige berühmte Ärzte und wahrscheinlich auch die Geschichtsschreiber Menander, Artemon, und einige andere befanden sich dort. Ferner wurde die schon von Attalos I. begründete Bibliothek von Eumenes auf ihre Höhe gebracht. Bekanntlich setzte man hier dem Verbot, Papyrus aus Ägypten auszuführen, wodurch das eifersüchtige Alexandria deren Anwachsen zu verhindern suchte, die Pergamentindustrie entgegen, welche übrigens die Fortsetzung oder Erneuerung einer im Orient alten Verwendung der Tierhäute war. Diese Bibliothek, welche es auf 200 000 Rollen gebracht haben soll, hatte aber am Ende doch das Schick-

sal, nach Alexandrien zu gelangen; Antonius schenkte sie nämlich, nachdem sie bisher von den Römern unberührt geblieben war, der Kleopatra, worauf sie dann in Alexandrien als Ersatz der verbrannten Museionbibliothek gegolten haben mag.

Aus dem *Seleukidenreich* erfährt man nur Zufälliges und einzelnes. So hört man, daß der Polygraph und Dichter Euphorion von Chalkis, ein ansehnlicher Gelehrter, von Antiochos dem Großen — wo, wird leider nicht gesagt — über eine öffentliche Bibliothek gesetzt wurde¹. Ferner kommt ganz unvermittelt die Aussage², daß die Bewohner von *Tarsos* besondern Eifer für die Philosophie und die ganze Bildung an den Tag gelegt hätten, so daß sie Athen und Alexandrien und alle andern wohlredenden und philosophischen Städte übertrafen. Hier fällt besonders auf, daß die Freunde der Wissenschaft lauter Leute des Ortes sind, die dann weit herumkommen und meist fortbleiben, im Gegensatz zu andern Städten, wo viele hingehen und gerne bleiben (Alexandrien freilich hatte beides: es nahm viele Fremde auf und entsandte nicht wenige von den Seinigen). Strabo kennt eine ganze Reihe tarsischer Gelehrter von verschiedenen Fächern und berichtet, Rom sei voll von Tarsiern, und doch geht aus alledem nicht hervor, daß irgendeine eigentliche Anstalt in Tarsos bestanden hätte. — Gerne möchten wir auch Genaueres über die medizinische „Schule“ von *Smyrna* wissen, welche Erastistratos, jener Arzt des Seleukos, gegründet haben soll, der die Ursache der Krankheit des Antiochos erriet, seine spätere Zeit aber meist in Alexandrien verbrachte.

Hieron II. von *Syrakus* hatte seinen Verwandten und Freund Archimedes bei sich, der ihm seine Maschinen zu Schutz und Trutz für jede Belagerung und auch das berühmte Riesenschiff baute. Auch Dichter waren in seiner Nähe: so Archimelos, dessen Epigramme auf das Schiff er reich belohnt haben soll, und Theokrit, der gewiß auch nicht leer ausging.

¹ Westermann, Biogr. S. 75. — ² Strabo XIV, 5, p. 675.

Von den *Antigoniden* ist nicht zu verlangen, daß sie in ihrem Lande Bildungszentren geschaffen hätten; sie waren hiezu politisch zu stark beschäftigt; auch lag ihnen wohl Griechenland selbst zu nahe. Immerhin hatten mehrere von ihnen gelehrten und gebildeten Umgang, und auf Begehren des bildungsfreundlich gewordenen Antigonos Gonatas versifizierte z. B. der Kilikier Aratos, der dem König durch einen Hymnus auf Pan Eindruck gemacht hatte, zwei Werke des Eudoxos von Knidos (das *Enoptron* und die *Phainomena*) und machte daraus ein Gedicht (*Phainomena kai DiOSEMEIA*). Der nämliche König hatte aber auch den Dichter einer Thebais, Antagoras von Rhodos, und den Ätoler Alexander an seinem Hofe und war überhaupt bestrebt, „viele der Gebildeten“ um sich zu sammeln.

Und nun kämen wir zur *Poesie* dieser Zeit. Wenn wir uns zunächst fragen, was auf dem Boden *Alexandriens* allenfalls freiwillig gewachsen sein würde, so gelangen wir angesichts der aus aller Welt zusammengewehnten Bevölkerung dieser Stadt zu der Antwort, daß dies jedenfalls die *Satire* und der böseste *Iambus* gewesen wäre; waren doch die *Alexandriner* für die *ärgsten Zungen* berühmt, die man auf dem Erdenkreis finden konnte, und wirklich gediehen hier Leute vom Schlage des Sotades und dieser selbst, bis er es dem Ptolemäos Philadelphos zu arg machte¹. Sodann hätte es zu irgendeiner Ausartung der neuern Komödie und Posse kommen können, und endlich hätte der *Roman* entstehen müssen, der später ja wirklich in Ägypten gedieh.

Nun aber wünschten die Ptolemäer doch, auch eine Blüte der Literatur in ihrem Lande zu haben, und darauf hin ahmte man in diesem Alexandrien gar alle alten literarischen Gattungen nach, ohne daß doch die Sachen, die man zusammenbrachte, wirkliche Lebenskraft hatten. Nur einmal verirrte sich durch einen eigentlichen Glücksfall ein wirklicher Dichter in diese Stadt. Der sei es aus

¹ Vgl. S. 325. 435, Anm. 1.

Sizilien oder aus Kos gebürtige Theokrit ist ein Poet gewesen, der aus innerer Notwendigkeit dichtete; seine Idylle sind zum Teil von solcher Unmittelbarkeit und einfachen Anmut, daß man unwillkürlich davon ergriffen wird. Mit der lieblichen, unendlich lebendigen Denkweise, womit hier alles gegeben ist, sind sie die Haupturkunde von der merkwürdigen Sehnsucht des städtischen Menschen nach der Natur und den einfachen Lebensbeziehungen¹. Theokrit aber bildet eine Ausnahme. Was sonst an Tragödien, Epen usw. geschaffen wurde, war, soweit wir es kennen, entweder Hofpomp oder gelehrte akademische Arbeit.

Um den natürlichen Agon des echten griechischen Lebens zu ersetzen, stiftete wahrscheinlich Philadelphos für das jedenfalls schon von seinem Vater erbaute Theater von Alexandrien einen künstlichen. Es stand ihm dafür ein Siebengestirn von Tragikern (Homer der Jüngere, Sositheos, Alexander von Pleuron, Philiskos, Dionysiades, Lykophon und Äantides oder nach anderen Sosiphanes) zur Verfügung. Diese konkurrierten an apollinischen oder dionysischen (oder an beiderlei) Festen, und jedenfalls erfolgten an die Sieger Belohnungen. Nach den Titeln, welche hauptsächlich von den Stücken Lykophrons erhalten sind, kamen außer mythischen Sujets merkwürdigerweise nun auch historische zur Darstellung: die „Marathonier“, die „Kassandreer“ (d. h. nach Niebuhr die Leiden derselben unter ihrem Tyrannen Apollodor), die „Bundesgenossen“, von Philiskos auch ein „Themistokles“. Einzelne Dichter scheinen nach den Zahlen, welche für ihre Stücke genannt werden, ziemlich fruchtbar gewesen zu sein, und auch jetzt dichtete man wahrscheinlich tetralogisch. Wie glänzend alles Äußerliche ausgestattet war, läßt sich schon aus der Pompa des Philadelphos schließen, die ja hauptsächlich das ganze dionysische Wesen verherrlichte; was aber gänzlich gefehlt haben muß, war der große religiöse und politische Hintergrund der attischen Szene. Und nun ist es freilich

¹ Vgl. Band II, S. 187 ff. und oben S. 456 f.

schwer, über eine Dichtung zu urteilen, von der alles verloren gegangen ist; wenn man aber erwägt, daß Kallimachos und Apollonios mit ihren nur so bedingt guten Sachen, die wir kennen, hohen Schulruhm genossen und ehrfurchtsvolle Kommentatoren fanden, so liegt der Schluß nahe, daß es auch mit dem alexandrinischen Drama gering dürfte bestellt gewesen sein. Von Komikern (unter denen der namhafteste Machon aus Sikyon war) gelangte hier kein einziger zu größerer Berühmtheit; daß nach einem kurzen Zeitraum außerordentlichen Aufschwungs auch die Tragödie zwar nicht plötzlich ganz verfiel, aber doch rettungslos sank, ist wahrscheinlich.

Neben den Tragikern kannte man dann noch eine andere Reihe von Dichtern, die wenigstens einige Zeit und zum Teil ihre wichtigste Lebenszeit in Alexandrien verbracht hatten, und hier finden wir neben Kallimachos, Aratos, Nikander, Apollonios und andern auch Theokrit. Es ist von diesen Dichtern schon früher die Rede gewesen¹; hier möge daran erinnert sein, wie sich bei Kallimachos das nicht mehr eigentlich poetische, sondern literarische Zeitalter darin verrät, daß er alle möglichen Gattungen pflegt. Ganz abgesehen davon, daß er in Prosa eine Masse gelehrter Schriften schrieb, hatte man von ihm in elegischer Form die vier Bücher der „Ursprünge“ (*Aitia*), ein Werk antiquarischen Charakters, worin er, wie Ovid in den Fasten, vom Ursprung verschiedener Einrichtungen usw. dichtete; man hatte ferner ein erzählendes elegisches Gedicht, die „Hekale“, und dazu kamen die gegen den poetischen Rivalen Apollonios von Rhodos gerichtete Invektive Ibis, die erhaltenen sechs Hymnen, viele Epigramme, wovon etwa 80 erhalten sind, und außerdem noch Iamben und Lieder, ja nach einer freilich angezweifelten Notiz auch Satyrdramen, Komödien und Tragödien. Auch hier haben wir es mit der eigentümlichen Fatalität zu tun, daß wir das Wichtigste, was dieser Dichter schuf, nur aus Fragmenten, literarischen Notizen

¹ Über Kallimachos' Hymnen vgl. Band II, S. 186 f., über Aratos und Nikander Band II, S. 200 f., über Apollonios Band II, S. 184 f.

Gesuchten und Müßigen genug geboten wurde¹, so gibt es doch aus jenen Kreisen von dieser jeglichem Inhalt und jeder Gattung des Esprits zur Verfügung stehenden Form viele treffliche Proben, und zwar auch von Kallimachos. Besonders das anathematische, skoptische, erotische und symptotische Epigramm standen in Blüte, und da das kurze Gedicht sehr zum Sammeln einlädt, gab es gewiß auch schon frühe Sammlungen derselben; in dem am Beginn des ersten vorchristlichen Jahrhunderts von dem Zyniker Meleagros zusammengestellten „Kranz“ ist uns eine solche erhalten.

Noch fehlte in der diadochischen Zeit der *Roman*, weil es zum *Lesefutter*, zur industriellen, verlegerischen Massenproduktion für lesende Massen schon wegen des hohen Preises des Papyrus noch nicht kommen konnte. Einen Ersatz dafür mag man in derjenigen Seelenschilderung erkennen, wie sie Apollonios wesentlich unepisch, auseinanderspinnend, verweilend statt vorwärtsdrängend bei seiner Medea übt, und zur Mode gehörte auch das Vorwalten des Beschreibenden, das einst bei Homer in vollkommenem Gleichgewicht zum Erzählenden vorhanden gewesen war, das aber nun mit eigenen Ansprüchen aufzutreten beginnt, da mit der abnehmenden poetischen Kraft das sichere Verhältnis verlorengegangen ist. Als eigene Stilgattung prosaischer Form gehört erst dieser Zeit die *Epistolographie* an, und zwar sowohl die echte, unter eigenem Namen herausgegebene, als die den großen oder berühmten Männern vergangener Zeit (einem Phalaris, Themistokles, Euripides, den Sokratikern usw.) angedichtete.

Bezüglich der außeralexandrinischen Poesie müssen wir die Frage, wie sich, gegen das 4. Jahrhundert gehalten,

¹ Das alexandrinische Epigramm verherrlicht unter anderem Schmucksachen und Kostbarkeiten der Könige, z. B. das von dem Mechaniker Ktesibios verfertigte Trinkhorn, Athen. XI, 97.— Ferner gehören schon in diese Zeit die Gedichte, welche, je nachdem man sie schreibt, die Gestalt von Altären, Syringen, Eiern, Flügeln, Beilen und dergleichen haben

die Stellung der Poesie zum Leben verändert haben könnte, damit beantworten, daß dies offenbar nicht stark der Fall gewesen ist; denn die Hauptveränderung, die Abwendung von den großen Gattungen oder die Inferiorität dessen, was darin geschaffen wurde, war für Epos, höhere Lyrik und Tragödie bereits mit jenem Jahrhundert eingetreten, und die hohe Entwicklung der neuen Komödie hat mit der großen Weltveränderung durch Alexander nichts zu tun; sie bleibt auch in Kostüm und Voraussetzungen rein attisch, wie denn auch nur selten ein namhafter Dichter derselben seine Szene außerhalb des alten Griechenlands gesucht hat. Dem gelehrten Zuge der Zeit kam die Didaktik eines Aratos und Nikander entgegen, für die wir auf früher Gesagtes verweisen¹. Im ganzen wird man sich angesichts der damaligen poetischen Leistungen über den großen Unterschied zwischen der Poesie und der bildenden Kunst wundern müssen: während die letztere mit außerordentlichen Kräften auf ihren Wegen vorwärtsgeht, muß auf der Dichtung ein Unsegen gelegen haben.

Populär aber blieb das Theater. Noch immer wurden in Athen und anderswo bei Agonen alte und auch neue Tragödien aufgeführt. Wenn auch die Dichter dieser letztern es so wenig und weniger als die der alexandrinischen Pleias zu eigentlichem Ruhme brachten, so beweist doch das Übergehen der Tragödie auf Rom und die Wirkung, welche dort ein Accius, Pacuvius und andere erzielten, die ungemaine Lebenskraft der Gattung. Und nun gehörten, wie schon gesagt², die dionysischen Techniten, d. h. die Schauspieler überhaupt, zu den stärksten Pionieren der hellenischen Bildung in der ganzen Welt, und nichts half so sehr wie sie zur raschen Hellenisierung des Orients, ja das Theaterwesen möchte dasjenige Element gewesen sein, das die Griechen der fernen Gegenden vorzüglich zusammenband und die Orientalen anlockte. Fast mit allen Armeen gingen die Schauspieler mit. So war dionysisches Treiben irgendwelcher Art be-

¹ Band II, S. 200 f. — ² Vgl. Band II, S. 351 und oben S. 280.

reits Alexander gefolgt und galt offenbar den Heerführern schon als unentbehrlich, wo und sobald nur irgend die Mittel reichten¹. Antigonos beschied das Personal für einen riesigen Agon nach Antigonía und entschädigte, als das betreffende Fest des Krieges wegen nicht zu Stande kam, die Athleten und Techniten mit 200 Talenten²; bei Gelegenheit des jüngern Kleomenes, welcher hierin eine Ausnahme machte, wird ausdrücklich gesagt, daß sonst alle hellenischen (d. h. städtischen) und königlichen (d. h. diadochischen) Heere Mimen, Verrichter von allerlei Wundern, Tänzerinnen und Musikantinnen begleiteten³. Davon, daß sich an dies Treiben allerlei Lumpenleben hängte, ja daß einem Polyb das Theaterwesen als das Auflösende schlechthin erscheinen konnte, war schon die Rede⁴. Bei allem Respekt vor dem noch immer sehr hohen Kunstsinn der Griechen, bei aller Rücksicht auf die Vorteile eines jetzt völlig losgebundenen, weltgewandten Geistes für alles, was in Kunst und Poesie auf die Dauer berechnet war, wird man eben doch zugeben müssen, daß das *Augenblickliche* sehr dem bloßen Amüsieren, und zwar im Sinne einer verlotterten Zeit anheimgefallen war. Hiefür hatte man ein böses Präzedens, welches die Wirkung auch der großen alten Meisterwerke aufwiegen konnte, an der Götterzote der mittlern attischen Komödie. Es kommt aber für diese Zeit noch besonders in Betracht, daß es sich in den Diadochenländern nicht mehr um Choregien im alten Sinne und deren Wetteifer handelte, sondern um den Luxus von Hauptquartieren, Höfen und großen

¹ Man kann hier an die von Napoleon an Kleber zurückgelassene Instruktion vom 21. August 1799 denken, wo er ihm die längst aus Frankreich erbetene troupe de comédiens zu schicken verspricht mit der Begründung: „cet article est très-important pour l'armée et pour commencer à changer les mœurs du pays.“

² [Etwa 1 088 000 Mark]. — ³ Plutarch, Kleom. 12.

⁴ Band II, S. 351. Schon Aristoteles (Probl. p. 956) fragt, warum die dionysischen Techniten meist moralisch schlecht seien, und antwortet, weil sie bei ihren vielen sonstigen Beschäftigungen keinen Teil an der Wissenschaft (*λόγου σοφία*) hätten, und zum Teil auch, weil sie in der Misere wären, beides disponiere zur *φαιλότης* [niederen Lebensauffassung].

Städten, deren Geschmack wohl überwiegend der bestimmende war, so daß, was gelehrte Dilettanten im alten Tragödienstil nacharbeiteten, nicht mehr dagegen aufkommen konnte.

Gerne möchten wir wissen, wie lange sich in Athen die Dionysien noch mit ihren tetralogischen tragischen Aufführungen und den vollständigen Chören behauptet haben. Als die alte Einrichtung nicht mehr regelmäßig durchzuführen war, weil die Phylen die Choregien nicht mehr besorgten, mochte hie und da noch irgendein Wohltäter oder ein Diadoche der Stadt zu einer vollständigen Feier verhelfen; aber bis wann dies mit neuen Dichtungen ad hoc geschah, ist so dunkel wie die übrige Geschichte Athens von der Mitte des 3. Jahrhunderts an¹. Dafür wurden jetzt auch in der weiten Diadochenwelt Theater an vielen Orten gebaut, selbst durch Halb- und Dreiviertelbarbaren wie Tigranes in seinem Tigranokerta, von dem wir erfahren, daß er für die Einweihung dionysische Künstler von allen Seiten zusammentrieb²; doch dienten dieselben selbstverständlich nicht nur den dramatischen, sondern allen möglichen thymelischen, d. h. musikalischen und orchestrischen Aufführungen³, und wenn auch Dramen gegeben wurden, so ist damit nicht gesagt, daß eine eigentliche Aufführung stattgefunden habe; diese wurde vielmehr in zahlreichen Fällen aus Mangel aufgegeben, und man begnügte sich mit einem wahrscheinlich sehr

¹ Nach Diodor XIX, p. 487 gab man die alten Komödien (d. h. die Stücke der neuern Komödie) zu seiner Zeit ganz, sie lebten wohl par entreprise weiter; von der Tragödie dagegen hatten sich nur die harten Teile, nämlich der iambische Dialog erhalten; die (melischen) Weichteile aber waren verschwunden. — Neue Dichternamen erfährt man seit dem 2. Jahrhundert beinahe keine mehr. Höchstens wurden hie und da Lese- und Deklamierdramen verfaßt, und diese erst in der Kaiserzeit. — ² Plutarch, Lucull. 29.

³ Daran, daß das Theater auch für Volksversammlungen, Gerichtsverhandlungen usw. diente, erinnern wir beiläufig. Gerne ist es der Schauplatz der Proklamation von Staatsveränderungen, indem z. B. ein Demetrios Poliorketes oder ein Aratos dieselben von der Szene aus verkünden. Plut. Demetr. 34, Arat. 8. 9. 23.

behelligt gelassen zu werden usw. Bisweilen wurden, wie die bereits erwähnte Geschichte von der Einweihung des Theaters zu Tigranokerta lehrt, dionysische Techniten in Masse aufgeboten, und noch Antonius ließ, als er im Kriege von Actium sein Hauptquartier zu Samos hatte, alle von weit und breit dahin kommen. Freilich beweisen solche Massenaufgebote, deren übrigens schon unter den ersten Diadochen vorkommen, auch, daß es sich öfter auch um ganz anderes als Klassisches gehandelt haben muß. Wie weit aber die Techniten ihre Reisen ausdehnten, erhellt z. B. aus der bekannten Geschichte von Iason von Tralles, der mit seiner Truppe zur Hochzeit des Partherprinzen Pakoros mit der Schwester des Armenierkönigs Artavasdes gezogen war, und, als er dort beim Gelage die Rolle der Agaue aus den Bakchen des Euripides sang, das Haupt des Pentheus mit dem eben herbeigebrachten Haupte des erlegten Crassus vertauschte, ein Einfall, für den er ein Talent zur Belohnung erhalten haben soll. Und auch im Westen finden wir die Techniten: nicht nur spielen griechische Gesellschaften in Rom, sondern aus der Kaiserzeit ist sogar eine Inschrift erhalten, wonach „scaenici Asiaticiani et qui in eodem corpore sunt“¹ sich bei Vienne bei Lebzeiten ein Grabmal stiften.

Fragen wir, *was* von den Stücken der alten Dichter noch gespielt wurde, so ist vor allem das mächtige Fortleben des Euripides erweislich, in dessen Text die Schauspieler viele Zusätze und Änderungen gebracht haben sollen; auch Menander, von dem Quintilian mit Entzücken spricht, dürfte bis tief in die Kaiserzeit aufgeführt worden sein. Freilich kam aber neben dem Drama immer mehr der Pantomimus auf, der es im 3. nachchristlichen Jahrhundert im ganzen verdrängt haben muß, so daß Libanios im vierten ihn als die einzige Gelegenheit preisen kann, bei der das Volk die alten Mythen kennen lernt; doch erwähnt auch dieser noch wirkliche Schauspieler, und solche kommen noch bei Synesios und Chrysostomos

¹ [„Schauspieler aus Asien und solche desselben Verbandes“].

neben den Pantomimen und Tänzern vor, ja sie finden sich selbst noch bei Cassiodor. — Außerhalb der Literatur stand wohl der Farceur (*ἡθολόγος*) d. h. der possierliche Darsteller eines einzelnen Charakters (la charge), welcher seine Sachen meist improvisiert haben wird. Er tat in seiner Manier, was literarisch Theophrast getan hatte, als er in seinen „ethischen Charakteren“ die einzelnen Züge eines Charakters konstatierte und sammelte.

Auch auf die *Philosophie* müssen wir nochmals kommen. Es ist doch alles mögliche, daß die Philosophen *so* sehr im Vordergrund der Szene blieben und das allgemeine Interesse *so* dauernd auf sich zogen, wie dies noch immer der Fall war. Aber mit merkwürdiger Kraft lebten die verschiedenen ältern Schulen weiter, und neue kamen hinzu und behaupteten sich auch, und die sinkende hellenische Welt beschäftigte sich dergestalt mit ihnen, daß z. B. das Überlaufen eines namhaften Menschen von einer Schule zur andern noch das größte Aufsehen machen konnte: ein gewisser Dionysios von Heraklea, der Zenos Schüler gewesen war und in ältern Jahren zur epikureischen Schule überging, hieß fortan zeit lebens der „Umgesattelte“. Dies alles ist ohne die stärkste Begabung und Neigung der Nation zur Spekulation undenkbar, und wir möchten gerne wissen, ob Inder und Araber hierin mit den Griechen zu vergleichen sind, und ob ihre Philosophen und philosophischen Sekten ebenso notorische Tatsachen des Lebens wie bei den Griechen waren.

Wohl hatte diese Zeit gewiß das Gefühl, daß man in der Philosophie Plato und Aristoteles nicht mehr gleichkomme; aber, wenn man nicht mit den Skeptikern an der Wahrheit und deren Erkennbarkeit selbst verzweifelte, hatte man nun doch das Bedürfnis, mit eklektischer Benützung der frühern Resultate ein System subjektiv-gewisser Wahrheit zu stande zu bringen und dogmatisch zu befestigen, und diesem Bedürfnis kamen nun vor allem die *Stoa* und der *Epikureismus* entgegen, beide mit der Tendenz, das Theoretische dem Praktischen unterzuordnen.

Das *stoische* System hat eine wesentlich pantheistische Grundlage. Sein Gott ist die Naturkraft, welche an die Materie gebunden ist und in der Weltentwicklung zur Erscheinung kommt, aber dann doch auch wieder die Weltvernunft, ein ewiges, vernünftiges, vollkommenes, seliges Wesen. Er erscheint z. B. im Hymnus des Kleantes so sehr persönlich gemacht und ethisiert, daß am Ende doch eine Art von moralisierendem Theismus herauskommt: er ist die Vorsehung (*πρόνοια*), die für das Ganze sorgt, der Urheber des Sittengesetzes, der Richter, welcher belohnt und straft, der Demiurg, d. h. der Bildner und Gestalter der Dinge¹, und für sein Dasein hat die Schule bereits den teleologischen Beweis und den Beweis ex consensu gentium². Die nicht mit der stoischen Vorstellung vereinbaren Seiten der Volksreligion ließ man fallen oder deutete sie, um sie zu retten, durch Allegorie oder gewaltsame Etymologie um, so daß Zeus der Himmel, Héra die Luft, Poseidon das Wasser, Hephästos das Feuer usw. war, mit welchem allem freilich die Stoa nur die Kluft zwischen sich und der Volksreligion konstatierte. Die Welt (NB. nicht das faktisch übliche Erdenleben) preist diese Lehre konsequenterweise, da sie ja der Leib Gottes ist, als höchst zweckmäßig und harmonisch; schon ihre Kugelgestalt ist die vollkommenste; auch das Unvollkommene, das Übel und das Böse, existiert nicht an sich, sondern nur als Bedingung des Guten, weil kein Pol ohne seinen Gegenpol denkbar ist; nur für sich betrachtet erscheint es fehlerhaft, im Zusammenhang mit dem Ganzen ist es zweckmäßig und schön. Diese Welt aber ist bestimmt, zu Gott als dem Urfeuer zurückzukehren, und diese Rückkehr ist zugleich der Anfang zu einer neuen Weltbildung, die sich unendliche Male wiederholt.

¹ Zum Schöpfer wird der Demiurg erst bei Epiktet, wie auch die spätere Stoiker die *πρόνοια* [Vorsehung] besonders betonen. Wie weit hat übrigens Schopenhauer mit seiner Hypothese — jüdischem Einfluß auf die Bildung des stoischen Gottesbegriffes recht?

² [Aus der Übereinstimmung der Völker].

Inkonsequent wird nun in dieses System die menschliche Willensfreiheit einbedungen und die Tugend als höchstes und einziges Gut und hinreichend zur Glückseligkeit hingestellt. Das Sittlichgute allein ist gut, das Sittlichschlechte allein schlecht; was dazwischen liegt, ist indifferent (*adiaphoron*) und gehört, obgleich bedeutende Abstufungen zwischen den Dingen zugegeben und Reichtum, Gesundheit usw. wenigstens als annehmbar oder vorziehbar konzedierte werden, jedenfalls nicht zu den „Gütern“ (*agatha*). Wenn dann diese Tugend wenigstens laut Kleantes ihrem abstrakten Begriffe gemäß als unverlierbar und, da, wer eine besitzt, alle hat, als Einheit gilt, so wird man unwillkürlich an das pietistische „Man kann nicht aus der Gnade herausfallen“ erinnert, wie denn die Stoiker sich hin und wieder als die Pietisten der sinkenden alten Welt darstellen. Und nun hängt mit der von der Stoa verlangten Unterordnung des Individuums unter das allgemeine Weltgesetz, mit der dementsprechenden Tätigkeit, mit dem Selbstgefühl der eigenen Weisheit und Trefflichkeit und mit dem sittlichen Heroismus auch jener überspannte Rigorismus zusammen, der seinen Ausdruck hauptsächlich im Bilde des stoischen Weisen findet¹. Dieses wurde zu einem unmöglichen Schemen, von dem die Schule selber zugeben mußte, auch die Besten seien bloß in Annäherung dazu begriffen, und da sie alles zu einem aut-aut² geschraubt hatte und nur einerseits Weise und Tüchtige mit Wissen und Tugend, andererseits Toren und Unnütze statuierte, so blieben tatsächlich entweder nur die Letztern übrig³, oder aber die Lehre schlug, insofern alles schon gut war, weil und wenn es der Weise tat, in sittliche Indifferenz um; die umständliche Ausmalung des Weisen in allen erdenklichen Situationen aber, zumal sein Glück mitten im Schmerz und andere Paradoxa, provozierte dann bei den draußen Stehenden denjenigen Hohn, für den wir

¹ Vgl. Band II, S. 425 f. — ² [Entweder — Oder].

³ Mit dieser Verzweiflung an der Möglichkeit, zum Weisen zu werden, mochte wenigstens teilweise die Erlaubnis zum Selbstmord zusammenhängen.

an einem bekannten Ausfall Ciceros gegen M. Cato ein Beispiel haben¹.

Die stoischen Lehren vom Staat taugten nicht viel, obwohl gerade die Stoiker tatsächlich den meisten Einfluß auf einzelne Poleis gewonnen haben. Indem Zeno theoretisch für Aufhebung jeder Trennung der Menschen in Staaten und Städte war und das Verlangen stellte, daß alle Menschen unsere Mitbürger sein sollten und die ganze Menschheit als *eine* Herde unter *einem* Gesetze stehen sollte, erscheint der Bürger des halbphönizischen Kition gegenüber dem konkreten Staat als der zersetzende Semit.

Wenn die Stoa als spekulative Schöpfung unbedeutend war, so ist sie dafür als Denkweise und als eine halbe Religion auf Jahrhunderte wichtig gewesen. Und nun war ihre Verbreitung in der spätern diadochischen Zeit eine außerordentlich starke. Unter den namhaften Schülern Zenos war zwar kein einziger Athener, sondern lauter Leute aus Zypern, dem pontischen Heraklea, Sidon, Alexandrien, Karthago, Chios; Kleantes war aus Assos² und dessen Schüler, der berühmte Chrysippos, aus Soloi³. Aber es gab dafür auch außerhalb Athens stoische Lehrer in Rhodos, Apollonia, Pergamon, Alexandrien und Tarsos (von wo eine ganze Anzahl Stoiker kamen); auch wurde der Stoizismus von Panätios (um 150) und Poseidonios (um 100) durch Amalgamierung mit platonischen und aristotelischen Lehren noch gemäßigt und popularisiert. Und so kam er denn auch nach Rom und war durch seine oben (S. 396 f.) von uns namhaft gemachten Eigenschaften von allen griechischen Systemen das den Römern (und zwar den wichtigsten unter ihnen) weit am meisten zusagende. Seine ganze Erscheinung ist freilich das Zeichen einer alternden Zeit; er ist das Sichzusammenraffen der in dieser noch liegenden sittlichen Elemente, die Opposition gegen die überhandnehmende sittliche

¹ Pro Murena 29, 61. — Cicero sagt hier über Zeno und seine Lehre wahrscheinlich kein Wort mehr, als er sicher weiß, sucht aber das Paradoxeste zusammen.

² [Stadt in Lydien oder Mysien, jetzt Beiram]. — ³ [Stadt in Kilikien].

Auflösung, eine Opposition, die von vornherein etwas Schroffes, Moroses, Krankhaftes an sich trägt; aber es war viel, daß er trotz schärfstem Gegensatz gegen die Zeit, in der er aufkam, eine solche Stelle behaupten konnte. Und daneben darf auch der sonstigen ansehnlichen wissenschaftlichen Beschäftigung der Stoiker, besonders ihrer Sprachphilosophie und ihrer trotz der berüchtigten etymologischen Irrtümer grundlegenden grammatischen Tätigkeit, gedacht sein.

Für *Epikurs* System verweisen wir auf eine frühere Stelle dieses Werkes¹. Noch mehr als die Stoa betont er das Praktische, indem bei ihm alles Wissen nur als Anleitung zur Glückseligkeit Wert hat, und auch er verfuhr wesentlich dogmatisch, indem er seine Schüler sogar seine Hauptsätze auswendig lernen ließ und sein System zu diesem Zwecke in kurze Auszüge brachte. Seine Schule hielt denn auch streng und ohne Spaltung an seiner Lehre fest und begnügte sich, dieselbe zu perpetuieren, so daß es (außer Lucretius) keine berühmten Epikureer gibt. Wie übrigens Zeno bei Lehrern aller Schulen gelernt hatte, so verfuhr auch Epikur eklektisch. Seine Lehre von der Glückseligkeit als dem höchsten Ziel des Lebens stammte von der kyrenäischen Schule Aristipps², von dem er immerhin darin abwich, daß er nicht die körperliche Lust, sondern das innere Wohlbefinden (das

¹ Band II, S. 426 f.

² Beiläufig mögen hier noch die drei Hauptzweige dieser Schule erwähnt sein, welcher der Satz gemein war, daß nichts von Natur gut oder böse sei, sondern alles nur nach Satzung und Gewohnheit; nur werde ein Wackerer aus Rücksicht auf die bestehenden Strafgesetze und die Meinung der Menschen nichts Ungehöriges begehen. Es sind die Schüler des Hegesias, des Annikeris und des Theodoros. Annikeris ließ wenigstens die Hauptempfindungen, Freundschaft, Wohlwollen, Pietät für die Eltern und Patriotismus bestehen, während der Weise des Hegesias alles nur um seiner Person willen tut und Theodoros bestimmt aussprach, der Weise bedürfe keiner Freunde, und es sei vernünftig, daß er sich nicht für das Vaterland aufopfere, da man nicht wegen der Hülfe für die Unvernünftigen die Vernunft verlieren dürfe. Hegesias und Theodoros lebten beide wenigstens eine Zeitlang unter Ptolemäos Lagi in Ägypten.

freilich wie auch die Unlust auf den körperlichen Zustand zurückgeht) für das Höchste erklärte und nicht die Lust des Moments, sondern die des ganzen Lebens im Auge hatte; auch die Physik, die er nicht aus wissenschaftlichem Interesse, sondern nur, so weit sie (namentlich durch Befreiung von der schreckhaften Vorstellung über Natur und Unterwelt) zur Glückseligkeit beiträgt, zu pflegen empfahl, hatte er wesentlich Demokrit entnommen. Was seine Götter betrifft, so gab es Leute, welche nicht glaubten, daß es ihm mit denselben Ernst gewesen sei, sondern fanden, daß er mit ihrer Beibehaltung nur habe Verdruß vermeiden wollen¹; doch läßt sich auch annehmen, daß er sie aus griechischem Schönheitssinn nicht entbehren mochte. Indem sie in den sogenannten Metakosmien in lauter Wonne und Ruhe leben und sich mit der Weltregierung nicht befassen (wie übrigens auch die stoische Gottheit in keine kausale Beziehung zum menschlichen Handeln tritt und die Götter sich nur als Zuschauer am Schauspiel der leidenden Menschheit erfreuen), ist der epikureische Weise mit seiner Ataraxie² ihr getreues Abbild. Und nun mochten die Gegner freilich darüber klagen, daß die Epikureer sich der Außenwelt, zumal dem Staat, so sehr entzogen, und jedenfalls war Epikur mit seiner Mahnung, im Verborgenen zu leben (dem *λάθε βιώσας*)³ beim direkten Gegensatz zu dem alten Streben nach steter Auszeichnung (dem *αἰὲν ἀριστεύειν*) angelangt, — wenn wir auf der andern Seite wieder seine Hochschätzung der Freundschaft als Hauptbedingung aller Freude und Lebensannehmlichkeit sehen und beachten, wie sich dies zum allgemeinen Wohlwollen erweitert, so daß Wohltun angenehmer ist als das Empfangen von Guttaten, so läßt sich doch der humane Charakter der epikureischen Ethik nicht verkennen; hier haben wir es wenigstens wieder sicher mit purem Griechengeist zu tun.

¹ Cicero, de nat. deor. I, 30, 85.

² [Seelenruhe].

³ Laq̄t Hesyeh stammte der Spruch übrigens von Epikurs Bruder Neokles.

Und nun kam noch — freilich um zunächst bald wieder auszusterben — der Skeptizismus Pyrrhons auf, der mit Alexander nach Indien gezogen war und dann später als Philosoph in Elis (dieser also nicht in Athen) lebte. Wie bei der Stoa und bei Epikur war auch bei ihm das praktische Interesse vorherrschend, und die Glückseligkeit, welche das Ziel war, fand er wie der letztere in der Ataraxie. Das Eigentümliche der Richtung ist der Bruch des Subjekts mit der objektiven Welt und der Verzicht auf jede objektive Erkenntnis, so daß man, weil Sinneswahrnehmung sowohl als Begriffe nur subjektiv sind, von jedem Satze auch das Gegenteil behaupten kann und die Glückseligkeit durch die gänzliche Zurückhaltung des Urteils (*ἀφασία*) bedingt ist. Dieser Skepsis, bei der doch einiges auch an die Sophisten des 5. Jahrhunderts erinnert, neigte sich auch die spätere platonische Schule als mittlere und neuere Akademie zu. Indem Arkesilaos und später Karneades die Erkenntnistheorie der Stoa umwarfen, beschränkte man sich schließlich auf die Wahrscheinlichkeit (*πιθανότης*) als praktisches Kriterium für das Handeln.

Wir haben früher¹ gesehen, welch ein furchtbarer Haß zwischen den Schulen bestand, fast als der einzige wirkliche Fanatismus jener Zeiten, und wie dieser Eifer und Fanatismus, welcher an den Kampf religiöser Sekten erinnert, unter den Römern noch fortlebte, welche die ältern Philosophien eifrig studierten. Es ist aber immerhin höchst außerordentlich, daß die ganze Tradition von so vielen Schulen Jahrhunderte hindurch am Leben blieb und ihre Gegensätze und Nuancen aufrecht hielt, bis erst der Neuplatonismus das meiste absorbierte.

Endlich müssen wir noch auf die *Stellung der Philosophen im Leben* einen Blick werfen. Daß sie neben Diadochen und Hetären nahezu die einzigen Zelebritäten der Zeit waren und beim Herunterkommen der Diadochen, welches das der Hetären mit sich zog, in der

¹ Band II, S. 430 ff.

Zelebrität überhaupt keine Konkurrenz mehr hatten, haben wir früher gesehen¹. Hier sind sie aber vor allem noch in ihrem *Verkehr mit den Diadochen* zu betrachten. Dieser hatte seinen Vorgang an den drei Einladungen, die von den Dionysen an Plato ergingen, sowie an dem Verhältnis Philipps und Alexanders zu Aristoteles. Alexander hatte dann in Asien den maßlos hochmütigen Kallisthenes bei sich gehabt². Daß ihn zu Bildungszwecken auch Anaxarchos begleitete, war für die Philosophie an den Höfen gleichfalls ein übles Präzedens; denn dieser war es, der ihn nach der Tötung des Kleitos durch die dickste Schmeichelei, aber im Tone des Vorwurfs, zu trösten wußte³. Unter den Diadochen aber, die überhaupt nichts so dringend als griechisches Menschenmaterial bedurften und nach Zelebritäten förmlich „jagten“, mußte nun neben dem Beamten, Soldaten, Schauspieler usw. der Philosoph leicht dazu kommen, eine Rolle zu spielen. Denn, da diese Könige, ähnlich wie die italienischen Tyrannen der Renaissance, keine durch Geburt gegebene Adelsumgebung hatten, stand ihnen die Wahl ihres Umgangs völlig frei, und wenn nun ein wirkliches geistiges Bedürfnis vorhanden war, mochten die geistreichern unter ihnen ungehindert ein Verhältnis zu dem hellenischen Philosophen suchen, der zugleich in der Regel noch Redner war, und an dem man den griechischen Geist gleichsam in nuce hatte. Wie sich Ptolemäos Lagi um solche umtat, haben wir oben gesehen⁴. Derselbe zog z. B. auch, falls der Nachricht zu trauen ist, als er sich Megaras bemächtigt hatte, Stilpon an sich, bot ihm Geld an und forderte ihn auf, nach Ägypten zu kommen, worauf der Philosoph freilich nur wenig annahm und sich, indem er das Mitreisen ausschlug, nach Ägina zurückzog, bis jener abgefahren war⁵. Auch nach Zeno ließ sich ein Ptolemäer erkundigen, und bei Philopator, dessen Einladung Chrysippos, der keinem Könige etwas dedizierte, überhört hatte, blieb

¹ Vgl. oben S. 420 und Band II, S. 409. — ² Vgl. oben S. 269 f.

³ Arrian IV, 9, 7; 10, 6; 11, 1. Plut. Alex. 52. — ⁴ Vgl. S. 447.

⁵ Diog. Laert. II, 12, 4.

zutrauen sein, wenn er, ähnlich wie der Gastgeber in Lucians Convivium, zu seinem Symposion Leute wie den Gottesleugner Theodoros und die Zynikerin Hipparchia zusammenlud. Auch kam es vor, daß über Redensarten eines Philosophen, die sich ein Mächtiger nicht gefallen ließ, beinahe blutiger Streit entstand, oder daß ein solcher sich Dinge erlaubte, wie der Epikureer Diogenes bei dem syrischen König Alexander Balas in Seleukia. Dieser, ein bösartiger Lästler, hatte nämlich von dem König, der sich persönlich der Lehren der Stoa erfreute, ein Purpurgewand und einen goldenen Kranz mit dem Bilde der Tugend, deren Priester er zu heißen begehrte, verlangt und erhalten, hatte aber diese Dinge an eine Pantomime verschenkt und wurde deshalb von Alexander bei einem Symposion von „Philosophen und ausgezeichneten Leuten“ öffentlich blamiert¹. Man möchte es in solchen Fällen wie bei dem Verhältnis einzelner Diadochen zu ihren Parasiten mit einer vergrößerten Parodie des griechischen Lebens zu tun haben. Bisweilen dürften die Philosophen gewaltsam herberufen und unter Mißhandlungen festgehalten worden sein; hatten sie aber stärkern Anstoß gegeben, so machte man auch etwa kurzen Prozeß mit ihnen. Antiochos VI., der Sohn des genannten bildungsfreundlichen Alexander (übrigens eines Schwelgers und unter Umständen grausamen Fürsten), ließ nicht nur jenen Diogenes wegen seines unleidlichen Übelredens hinrichten, sondern er ist wahrscheinlich auch derjenige Seleukide, der einst wie früher Lysimachos alle Philosophen aus seinem Gebiete vertrieb und ihre Schüler mit Erhängen, deren Väter mit schwerer Ungnade bedrohte.

Was aber die Betätigung der Philosophen im öffentlichen Leben außerhalb der Diadochenstaaten betrifft, so folgt jetzt endlich auf ihre frühere Staatsflucht eine Zeit der mannigfachen Einmischung in die politischen Dinge, und zwar in anderer Weise als bei den Platonikern des

¹ Athen. V, 47.

4. Jahrhunderts. Der Grund dieser Annäherung an das Staatswesen mag darin liegen, daß beim Wegsterben sonstiger Kapazitäten, d. h. Staatsmänner, Strategen usw. in den verkommenen Städten, derjenige von selbst in den Vordergrund geriet, der noch etwas im Zusammenhang zu behandeln im stande war; dabei mag der Name „Philosoph“ freilich in weiter Bedeutung zu nehmen sein; er bezeichnet wohl oft, zumal außerhalb Athens, nicht den wirklichen Anhänger bestimmter Schulen, sondern ist der ungenaue Ausdruck auch für Rhetoren und Bildungsleute aller Art, welche sich irgendeine Tinktur dieser oder jener Sekte geben mochten.

Besonders waren jetzt auch in Griechenland die Stoiker politisch tätig. Zenos Utopie war im Grunde die Sache eines zimlich billigen kosmopolitischen Radikalismus gewesen. Hernach aber ließ sich seine Schule mit jeder Art von Verfassung ein, indem man sich mit der wohlfeilen Scheidung der Menschen in Weise und Toren überall einmischen konnte. In dem immer noch als Hauptsitz der wichtigsten philosophischen Systeme bedeutenden Athen, wo ihr Lokal die durch sie wieder geheimer gemachte Stoa Poikile war, muß sich der greise Zeno selbst durch seine Fürsprache bei dem siegreichen Antigonos Gonatas im chremonideischen Kriege ähnliche Verdienste erworben haben, wie früher Krates durch die bei dem Städtebelagerer Demetrios; man vertraute ihm damals die Schlüssel der Stadt an und ehrte ihn durch einen goldenen Kranz und ein ehernes Standbild. Dann treffen wir aber auch bei dem Spartaner Kleomenes in dem genannten Sphäros einen vertrauten Schüler Zenos, von dem ausdrücklich gesagt wird, daß er die Seele des jungen Mannes zu kühnen Entschlüssen entflammt habe, wie denn die Stoa feurige Naturen überhaupt leicht zur Verwegenheit führe¹; auch bei Tiberius Gracchus spielt später der Stoiker Blossius von Cumä eine ähnliche Rolle. Hie und da tauchen die Philosophen auch bei Abreden und Verschwörungen gegen Tyrannen auf. So wird Aban-

¹ Plut. Kleom. 2.

tidas von Sikyon von den Zuhörern des Dialektikers Aristoteles und eines gewissen Deinias niedergemacht¹; vorzüglich aber unter ihren Zeitgenossen wandten, wie Plutarch sagt, die Akademiker Ekdemos und Megalophanes aus Megalopolis, einst in der Akademie die Genossen des Arkesilaos, die Philosophie zur praktischen Politik an². Diese waren es, welche ihre Vaterstadt von der Tyrannei des (übrigens trefflichen) Aristodemos befreiten, indem sie heimlich dessen Mörder anstifteten, und sie halfen auch dem Aratos bei der Vertreibung des sikyonischen Tyrannen Nikokles. Die nämlichen stellten aber auch in dem von innern Wirren zerrütteten Kyrene den gesetzlichen Zustand wieder her, und endlich hatten sie das Verdienst, sich der Erziehung des früh verwaisten Philopömen, als er aus den Kinderjahren getreten war, zum Nutzen von Hellas angenommen zu haben³. Daß, wie wir gesehen haben, das bettelarm gewordene Athen wegen der Ausplünderung von Oropos den Akademiker Karneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Kritolaos um Linderung der Buße an den römischen Senat schickte, könnte seinen Grund darin gehabt haben, daß diese gratis zu haben waren und sonst niemand etwas würde ausgerichtet haben. Sie traten übrigens laut Gellius nicht nur vor dem Senat auf, wo C. Acilius ihr Dolmetscher war, sondern auch, jeder in seinem Stil, vor zahlreichen Versammlungen, wodurch sie Catos besonders Zorn erregten⁴.

Zwischen alles andere hinein gab es bald da, bald dort, und zwar auch in Rom, Epikureervertreibungen. In Messenien, wo diese Sekte einen Anhang gehabt haben muß — es kommt damals sogar ein Epikureer vor, welcher der „Lakonier“ hieß — erhielten sie eines Tages den Befehl, vor Sonnenuntergang jenseits der Staatsgrenze zu sein, und die Timuchen — so hießen dort die Archonten — ließen hernach die Tempel und die ganze Stadt reinigen. Und ebenso vertrieben auch die Lyttier auf Kreta einige bei ihnen befindliche Epikureer als Vertreter einer wei-

¹ Vgl. Band I, S. 210. — ² Plutarch, Philopöm. 1.

³ Vgl. oben S. 358 f. — ⁴ Vgl. oben S. 396 f.

bischen und schmählichen Philosophie und als Götterfeinde und erklärten, wenn einer wiederkäme, sollte er beim Amtsgebäude zwanzig Tage lang mit Honig und Milch bestrichen, im Block geschlossen, den Bienen und Mücken zur Speise daliegen; lebe er dann noch, so solle er in weiblichem Gewande von einem Abhang hinuntergestürzt werden¹. Daß dergleichen ohne bedeutende stoische Hetzerei geschah, ist schwer zu glauben.

Um aber auf das politische Tun der Philosophen zurückzukommen, so muß gesagt werden, daß sie und die Rhetoren noch in der römischen Zeit hin und wieder eine Rolle als Demagogen spielen. Jener Aristion, der beim Nahen des Mithridates Athen zum Abfall an diesen veranlaßte und, bis ihm durch Sulla das Handwerk gelegt wurde, eine schreckliche Tyrannei übte, war ein Epikureer, welcher früher in Messenien und Thessalien durch seine Lehrtätigkeit zu Besitz gekommen war. Der Rhetor Hybreas, ein Schüler des Sophisten Diotrefes, und der Rhetor Zeno aus Laodikea vermochten in der Zeit des Antonius ihre Städte zum Widerstande gegen den mit parthischer Heeresmacht Kleinasien überfallenden Labienus zu bewegen. In Seleukia am Kalykadnos finden wir einen Peripatetiker Athenäos, von dem es heißt, daß er unter Augustus seine Stadt regiert habe; derselbe wurde in die Untersuchung wegen der Verschwörung Murenas verwickelt, aber freigesprochen; auch von einem ehemaligen stoischen Lehrer dieses Kaisers, Athenodoros heißt es, daß er Tarsos von der Demagogie des Dichters Boëthos befreite; sein Nachfolger in der Führung der Bürgerschaft war ein Akademiker, welcher gleichfalls im kaiserlichen Hause Lehrer gewesen war.

Daß wir aber von diesen Leuten so vieles erfahren, indem z. B. Strabo sich um jeden Winkel kümmert, wo ein Philosoph geboren worden, kommt von dem großen Interesse her, das nunmehr die Römer der Philosophie entgegenbrachten. Für diese und ihre Bildung schrieb er sein Werk, wie später Diogenes von Laerte das seine, und

¹ Aelian fragm. 39. Var. Hist. IX, 12.

teressen dem geschauten Bilde nicht einmengen will, und das trotz aller Umdüsterung und steigender Vereinsamung mutige Zukunftsvertrauen zum Siege des Echten. Man verstehe: die Farben seiner Bücher, die Leit-Einsichten in eine Vergangenheit, sind seine im Stoffe der *Geschichte* gestalteten *Zeit*-Erlebnisse. Er ist groß, weil er auf der Grenzscheide von individueller Kultur und allgemeiner Gleichmachung nach beiden Seiten, zum Aufstieg und Abstieg hin, Ausschau hielt und Vergangenheit formte: Aufstieg in der „Kultur der Renaissance“, Abstieg in der „Zeit Konstantins des Großen“, beides in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ der „Griechischen Kulturgeschichte“ und, wenn man will, dem „Cicerone“. Bemüht, die „Kontinuität des Geistes“ über eine geistfeindliche Zeit hinwegzuretten, nahm er das zurückgezogene Leben eines weltfrommen Eremiten auf sich. „Rückwärts gewandt zur Rettung der Bildung früherer Zeit, *vorwärts* gewandt zur heiteren und unverdrossenen Vertretung des Geistes in einer Zeit, die sonst gänzlich dem Stoff anheimfallen könnte“: seine Losung. Er war überzeugt, daß „die Sache einzig nur durch asketische Menschen anders werden“ würde, „welche unabhängig von den enorm verteuerten großen Städten, fern von allem Gründer-tum und von dem horrenden Luxus, dem die offizielle Literatur und Kunst verfällt, dem nationalen Geist und der wahren Volksseele wieder zum Ausdruck verhelfen“ und zog für sich selbst daraus die Folgerung, als er 1872 den ehrenvollsten Ruf, den es für einen Professor der Geschichte geben kann: die Berufung zum Nachfolger Rankes auf dessen Berliner Lehrstuhl, ablehnte. Aus seinem Studierzimmer und von seinem Katheder aus in einem „höchst sympathischen Mitleben in und an allen Dingen“, das er an Leon Battista Alberti in der „Kultur der Renaissance“ bewundert hatte, blickte er unbestechlich auf das öffentliche Wesen seiner Zeit, das so „völlig zum Zerrbilde dessen, was das Normale wäre“, geworden war, und von *ihm* aus entsiegelten sich ihm vermenschlicht die Zeiten der Vergangenheit. „*Du* hast wirken wollen und Dich deshalb mit dem Zerfallenen und Verworrenen ab-

geben müssen; *ich* will schauen und suche das Harmonische“: so schrieb schon der Dreißigjährige an seinen Freund Hermann Schauenburg, nicht ohne dabei leise einen Unterton genießenden Glücks, das „otium divinum“, mit anklingen zu lassen. Der Betrachter, dessen sämtliche Bücher bei „Sonnenlicht entstanden“, der Schlag acht Uhr die Feder niederlegte und den Nachtarbeitern gerne „ihren Ruhm und ihre ruinierten Nerven“ ließ, hatte die Formenfreude des Künstlers. Die Geschichte war für ihn Ersatz seiner Jugendpoesien geworden. Er hat seine Bücher mit einer französischen Freude an klarer Form gebildet und in der zweiten Lebenshälfte, seit 1867, diesen Willen, zu runden, zu vermenschlichen, übersichtlich zu machen, ungeteilt seinen Vorlesungen und Vorträgen gewidmet. Seit der Fünfunddreißiger 1853 aus der Zeit in die ewig schöne Kunstwelt Italiens geflohen war, „ein Italiener aus Sehnsucht“, um sich hier zu erfüllen, seinen „Formengeist“ zu entfalten, war — wie es in einem frühen Briefe heißt — „sein ganzes Wesen lauter Sehnsucht nach dem goldenen Zeitalter, nach der Harmonie der Dinge“ geblieben. Und dem Willen, zu *bilden*, den *ganzen* Menschen harmonisch zu erweitern, diente auch jedes seiner geschriebenen oder gesprochenen Worte. „Wir wollen durch Erfahrung nicht so wohl klug (für ein andermal) als weise (für immer) werden“, heißt es in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“. Fern dem „kalten Objektivtun“ einer Geschichte als Einzelwissenschaft, galten seine Bemühungen ganz im Gegensatz zu seiner Zeit der Geschichte als einem „lebenslang aushaltenden Mittel der Bildung und des Genusses“. Er, der sehr sorgfältig disponierte, hat manchmal über Gebühr seine „systematische Harmlosigkeit“ betont, seine „kuriose und wildgewachsene Manier“, die Quellen zu durchstreifen und seine Ansicht, unfeierlich wie einer der großen Dilettanten des 18. Jahrhunderts, die er so liebte, dem jungen Kugler gegenüber einmal in die unbekümmerten Sätze zusammengefaßt: „Ich spreche in Büchern absolut nur von dem, was *mich* interessiert, und behandle die Sachen nur darnach, ob sie *mir* und nicht ob sie dem Gelehrten Kunz oder dem Professor

Benz wichtig scheinen; ... lange bevor die Schuttschlepper nur von ihrem Karren aufgestanden sind, um uns Unangenehmes nachzurufen, sind wir schon über alle Berge.“

„Universal sein“ hieß ihm, der sich einmal scherzhaft einen „Erzdilettanten“ nannte, nicht „möglichst vieles wissen, sondern möglichst vieles lieben“, und er konnte, um eine Studienberatung gebeten, dem jungen Wölfflin, nach dem Abendkolleg unter den Bäumen des Münsterplatzes auf und abgehend, in klarstem Humanitätsglauben sagen: „Was immer Sie studieren werden, sorgen Sie vor allem für Ihre harmonische Ausbildung. Verwenden Sie die Hälfte Ihrer Zeit auf die Lektüre der antiken Schriftsteller. Lesen Sie kein Buch, ohne ein Exzerpt zu machen. Halten Sie sich aber immer in erster Linie an die Quellen, es liegt ein besonderer Segen darauf. Die Hauptsache im Leben ist die Befriedigung des getanen Tagewerks. Man muß sein tägliches Pensum haben, um zufrieden zu sein.“

Wie mußten diese Sätze klingen in einer Zeit, die Arbeitsteilung, „voraussetzungsfreie“ Einzelforschung und Vollständigkeit auf ihre Fahne geschrieben hatte, jene Vollständigkeit, vor der Burckhardt warnte, da man sich mit ihr „einer mikroskopischen Arbeit auszuliefern“ gezwungen sei, gegen die er wie Goethe als etwas beinahe Ungehöriges größte Abneigung empfand, weil sie, leicht Selbstzweck, ohne bildende Kraft bleibt. Er, der Schauende, erlaubte sich vielmehr das Lesen ausgesuchter Quellen; denn „eine einzige glücklich gewählte Quelle“ könne „unendlich viele gewissermaßen ersetzen“, indem der Forschende bei „glücklichem Ahnungsvermögen“ „durch eine einfache Funktion seines Geistes das Allgemeine im Einzelnen findet und empfindet“.

In unentwegtem, furchtlosem Eintreten für den Geist einer Persönlichkeits-Kultur, die nicht mehr die seiner Zeit war, ist Burckhardt gealtert. Um ihn stiegen immer höher die Fluten der alles Gewachsene, alles Geistige einebnenden Zivilisation. Immer einsamer schallte seine Stimme vom Katheder; der Fünfziger resignierte, seine erasmische Seele begann ängstlich zu erscheinen; er ging allen Zusammenstößen aus dem Wege, behielt „viele desideria im stillen

schaft mit Nietzsche etwa ausgenommen, und nur hier und da einmal einige ältere Studenten auf sein bescheidenes Zimmer lud, dann freilich bei Rotwein und Zigarren bis spät in die Nacht; wer ihn von seinen Hörern näher kennenlernen wollte, mußte abends wie zufällig die Veltlinerhalle oder die Bierbrauerei Glock in der Äschenvorstadt betreten, eine andre Möglichkeit gab es nicht. Mit Ausnahme eines mehrstündigen Spazierganges am Sonntag nachmittag war er lesend, exzerpierend und memorierend ununterbrochen tätig und er schloß das Semester als letzter. „Einstweilen“ — so konnte er halb scherzhaft 1874 an den jungen Kugler schreiben — „geht meine Erfahrung dahin, daß gelehrte Autorschaft eines der ungesunden und bloßen Dozieren (so beschwerlich es sei und so umständlich die dazugehörigen Studien und Vorbereitungen) eines der gesunden Metiers auf der Welt ist“. Die Stunde nach dem Mittagessen verbrachte er in der städtischen Lesehalle, hinter Zeitungen gebeugt. In seiner wissenschaftlichen Lektüre durchstreifte er mit „zwar bequemem, aber gleichmäßigem Fleiß“, ohne übermäßige Eile wieder und wieder die Quellen, während er, wenigstens um das fünfzigste Jahr herum, neue wissenschaftliche Werke nur „mit großer Auswahl und Zeitschriften fast gar nicht“ las (Wölfflin). Bei der Betrachtung der Quellen der Griechischen Kulturgeschichte werden wir auf diesen Punkt zurückkommen.

Seine geistige Entwicklung war immer klareres Bewußtwerden seiner Eigenart gewesen. Das „Genietreiben“ seiner Jugend hatte er ebenso bald aufgegeben wie den Gedanken, sich ganz der Dichtung zu widmen. Die Kunstgeschichte und die Geschichte traten an ihre Stelle. Was er historisch aufbaut — so heißt es noch ganz wie von der Poesie in einem frühen Briefe an den jungen Theologen Willibald Beyschlag — „ist nicht das Resultat der Kritik und Spekulation, sondern der Phantasie, welche die Lücken der Anschauung ausfüllen will“. Die Geschichte ist ihm „immer noch größtenteils Poesie“, „eine Reihe der schönsten, malerischen Kompositionen“. Zwischen Sechszwanzig und Siebenunddreißig, als Privatdozenten und

außerordentlichen Professor, beschäftigte ihn in Vorlesungen daher auch noch vorwiegend das Mittelalter, das die deutsche Romantik so poetisch verklärt hatte. Daneben erscheint — als eine frühe Vorarbeit der Griechischen Kulturgeschichte — eine Vorlesung über alte Geschichte bis auf die Diadochen. Er plante eine Reihe von kulturgeschichtlichen Schilderungen, anhebend mit einer Darstellung der späteren römischen Kaiserzeit, der sich eine Kulturgeschichte des 8. Jahrhunderts und eine weitere des Ausgangs des Mittelalters anschließen sollte. Nur Anfang und Ende dieser Reihe wurden ausgeführt: die „Zeit Konstantins des Großen“ (1852) und die „Kultur der Renaissance in Italien“ (1860). Vergleicht man beide, so wird man deutlich den Entromantisierungs-Vorgang sehen. Das folgende Jahrzehnt, zwischen 1858 und 1868, sieht den Vierziger sich in seinen Vorlesungen vornehmlich der neueren Geschichte, seinem Lehrbereich als ordentlicher Professor, zuwenden, doch behält das Mittelalter immer noch ein gewisses Gewicht. Eine einschneidende theoretische Klärung von Burckhardts Geschichtsbegriff aber und eine Umgestaltung seiner Vorlesungen fällt in die darauffolgenden Jahre 1868—1872. Burckhardt sah mit den Erschütterungen des deutsch-französischen Krieges ein neues Stadium der europäischen Spät-Geschichte mit seinen neuen Wertungen heraufkommen und zog seine Vorlesungen daher auf das Unentbehrliche an Tatsachen zusammen. Das großartigste Beispiel sind die sogenannten „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“: Aufzeichnungen zu einer Vorlesung „Über das Studium der Geschichte“ und den Vorträgen „Über historische Größe“ und „Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte“, die zwischen 1868 und Ende 1871 verfaßt wurden. Und gleichzeitig heißt es an Friedrich von Preen: „Mir als Geschichtsdozenten ist ein ganz merkwürdiges Phänomen klar geworden: die plötzliche Entwertung aller bloßen ‚Ereignisse‘ der Vergangenheit. Meine Kurse heben fortan nur noch das Kulturgeschichtliche hervor und behalten von dem äußeren Gerüste nur das Unentbehrlichste bei. Denken Sie nur an all die krepiereten Bataillen in den Heften so vieler

virorum eruditorum auf deutschen Kathedern!“ War er schon zwanzig Jahre früher, in der „Zeit Konstantins“ ähnlich, wenn auch noch nicht so sicher, verfahren, so geht er in seinem letzten großen Werke, der Griechischen Kulturgeschichte, als Bildungshistoriker, der die Kontinuität der Weltentwicklung zu bewahren sucht, zu dem bewußten Grundsatz über „Das Einzelne, zumal das sogenannte Ereignis, darf . . nur im Zeugenverhör über das Allgemeine, nicht um seiner selbst willen zu Worte kommen.“ Er will „die Geschichte des griechischen Geistes“ geben und sich auf diejenigen Züge beschränken, „aus welchen der *spezifisch* griechische Geist zu uns redet“. Der Historiker, in dessen Herzen seiner Mitwelt zum Trotze das Erlebnis der Kultur brennt, geht in ihr bewußt zur Kulturgeschichte, zur Geschichte der Denkweisen, über.

Die *Entstehung* des Vorlesungsmanuskriptes „Zur griechischen Kulturgeschichte“ und ihre geistigen Voraussetzungen lernen wir aufs beste aus Burckhardts Brief an seinen Schwestersonn Jakob Oeri, den nachmaligen ersten Herausgeber, vom 24. Oktober 1868 kennen, in dem es heißt: „— Im Sommer 1867 las ich alte Geschichte und im letzten Sommer römische Geschichte. Letzteres einmal und nicht wieder! ich hatte wahrlich über das Auditorium nicht zu klagen, aber ich lese nicht wieder ein Kolleg, wo die furchtbare Menge von Tatsachen (von Aeneas bis Odoaker!) den Dozenten förmlich erdrückt . . Hingegen dämmert mir ein anderes Kolleg aus dem Dunkel der Zukunft entgegen, welches mich nötigen würde, alle römischen und griechischen Autoren sukzessive und mit weiser Verteilung der Zeit durchzulesen: über den Geist des Altertums (einigermaßen im Sinne der Kultur der Renaissance) . . Doch das liegt noch ferne . . ! Es steht in den alten Autoren noch so viel Merkwürdiges, das Wenige beachten.“ Fünf Monate später war ihm das Thema in seiner jetzigen Gestalt klar. In den Notizen, die Burckhardts Kollegheft beiliegen, heißt es: „Der Entschluß, dieses Kolleg auszuarbeiten, wurde gefaßt im Februar 1869, worauf ich begann zu

seiner nur andeutenden Art leider auslassen zu sollen, während er aus einer nachgelassenen Sammlung von Aufzeichnungen zur griechischen Kunst dafür erweiternd zwei Aufsätze in das Vorlesungsmanuskript einfügte: den Aufsatz „Über den Peripteros“ (in unserer Ausgabe Band II Seite 124 ff.) und den über „Die Griechen und ihre Künstler“ (II, 136 ff.). Endlich wurde von Oeri noch aus einem Vortrag Burckhardts „Pythagoras (Wahrheit und Dichtung)“ die entsprechende Partie (II, 364 ff.) erweitert und aus Burckhardts Notizen zu dem Vortrag über „Die poetischen Grabschriften der Griechen“ einiges in den Abschnitt über das Epigramm (II, 236 ff.) hinübergewonnen. Um einer ziemlich urteilsblinden, einseitig auf *ihr* Geschichtsbild hinstarrenden Mitwelt den Zugang zu dem Werke zu erleichtern, das eine so ganz andere, an die persönlichen Erlebnisse des Verfassers gebundene Geschichtsauffassung frei bekennt, schickte der erste Herausgeber dem Werke die bedeutsame Einleitung aus Burckhardts Kollegheft vorauf. So erschien die „Griechische Kulturgeschichte. Herausgegeben von Jakob Oeri“ vierbändig zuerst von 1898—1902 (die Bände tragen keine Jahreszahl) zu Stuttgart im Druck, der erste Band Abschnitt I und II, der zweite die Abschnitte III bis V, der dritte VI bis VIII und der vierte Band den IX. Abschnitt enthaltend. Ihr Überlieferungscharakter, von den fünf ersten, druckfertig ausgearbeiteten Abschnitten abgesehen, ist also im großen der, daß Burckhardts nachgelassene Kollegaufzeichnung zu Grunde liegt. Wie unvollständig Burckhardt, der Gestalter, dabei die wissenschaftliche Literatur seiner Zeit heranzog, wurde schon gestreift. Dem lustvoll, jenseits des trüben Tages an seinem Werke Bildenden war die *Stimmung* viel wesentlicher als die volle Ausnützung der Arbeit anderer. Daß er sich so, von einigen bekannten Handbüchern abgesehen, damit begnügte, seine Darstellung fast ausschließlich auf den antiken Quellen aufzubauen, hat ihm die philologische Fachkritik am meisten übelgenommen. Wo er zeitgenössische Werke benutzte, waren sie auch, als er das Kolleg schrieb, zum großen Teil tatsachenmäßig nicht

mehr ganz auf der Höhe. Dennoch scheute er sich nicht, etwa C. F. Hermanns Altertümer, Prellers Mythologie, Otfried Müllers Literaturgeschichte, Nägelsbachs Homerische und desselben Nachhomerische Theologie zu benutzen und gar zu zitieren. Man muß es sich eben klar machen: es kam ihm nicht auf eine in jeder Einzelheit richtige Geschichte der Geschehnisse an (die nie erreicht werden kann), sondern auf eine großzügige, die Kontinuität suchende und der Bildung dienende Geschichte der Denkweisen, des griechischen Geistes. Über sein schauendes Verfahren, das Verfahren eines an die innere Anschauung hingegebenen Künstlers, wie es die Einleitung entwickelt, ist mit ihm nicht zu rechten. Es geht nicht an, dies Verfahren einfach als falsch hinzustellen, so wenig wie man Goethes Naturwissenschaft damit abtun könnte. Es ist vielmehr der geistesgeschichtlich höchst merkwürdige Versuch eines bedeutenden Menschen, in das Innere einer versunkenen Epoche vorzudringen. Was tut es daher, daß Burckhardt W. Christs Literaturgeschichte nicht mehr benutzen konnte, daß er für die älteste griechische Kunst lediglich Milchhöfers, für die Philosophie Schweglers Werk heranzog und sich im übrigen darauf beschränkte, Werke, die ihn für seine Zwecke interessierten, anzumerken: so Matters Essai historique sur l'école d'Alexandrie, W. Helbig's Untersuchungen über die Campanische Vasen-Malerei, Rohdes „Griechischen Roman“? Die Fülle an neuen Bildern und Einsichten, die das große Werk auch uns Heutigen noch bietet, erhebt es weit über diese vom Fachmann leicht überschätzten Teilmängel.

Wenn wir vom Inhaltlichen hinweg nun unseren Blick der *Form* der Griechischen Kulturgeschichte zuwenden und hier wiederum den Sprechstil der Vorlesung dem Schreibstil der Aufzeichnung gegenüberhalten, so wird aus den vorhandenen Zeugnissen deutlich, daß Burckhardts gesprochener Stil weit leichter und weniger gedrängt daherfloß als der des Buches. Die Trogsche Nachschrift bewahrt einen Hauch dieser Rede, ja selbst in den ersten fünf Abschnitten, die Burckhardt selber ausführte, ist im

Auf und Ab, im Drängen und Verlangsamten, der Meister des gesprochenen Worts jedem Aufmerksamen noch heute vernehmbar. Dazu tritt im geschriebenen Werk, Schrift und Wort unterscheidend, die Zügelung seiner Subjektivität. Burckhardt, der „mit der schönsten Leichtigkeit, und manche treffliche Improvisation einflechtend, ohne jedes Manuskript vorgetragen hat“ (Oeri), tilgte für das zum Druck bestimmte Buch eine Menge kühner, ja überkühner und humoristischer Äußerungen, in denen sich seine bildmächtige Eigenart blitzartig zu erhellen liebte. Er sprach, wie Wölfflin berichtet, „sehr fließend und sauber, und mit höchster Ökonomie in den Wirkungsmitteln. Von Natur für das Pathetische disponiert, sparte er solche Steigerungen doch für ganz ausgewählte Momente, wo er dann geheimnisvoll-leise redete und die Stimme vibrierte. . . Häufiger ließ er den Humoristen zu Worte kommen, aber so fein, daß immer nur wenige die eigentliche Stimmung des Redners merkten. General-sentenzen bekam man wenige zu hören. Die Tatsachen der Geschichte sollten für sich wirken und nur von dem Fatalismus, der zu seiner Weltanschauung gehörte, ließ er etwa einen Ton mitklingen“. Wie ersteht die befreite, unbekümmerte Ursprünglichkeit seiner Rede beispielsweise aus dem Stück der Nachschrift über Homer vor unserem inneren Sinn: „Man tue nur die Augen auf, wozu es überhaupt in der Wissenschaft Zeit sein mag. „Das und das“, sagt man, „ist entbehrlich!“ — „Ja, für wen?“ — „Für mich!“ — „Wer bist Du?“ — „Der Gelehrte so und so.“ — „Du bist an das Drama oder vielmehr zu viel an Romane gewöhnt. Laß das ein paar Jahre; dann gehen Dir vielleicht die Augen auf über alte Kunst.“ Es gibt stumpfe Menschen, die Kritiken schreiben und das Herrlichste entbehrlich finden. Den Herren Philologen möchte ich zu bedenken geben, daß, wer im Homer zurecht kommen will, sich in den Urpoesien aller alten Völker umsehen soll. Zuvor rede man nicht über kritische Fragen. Ich bin keine Autorität, aber ich glaube an Homer, den Dichter der einheitlichen Ilias und der Odyssee.“ Oder wie unnachahmlich sicher und dabei persönlich

deutet der nach innen und außen Unabhängige seine Verwandten im Geist, an einer Stelle der Nachschrift, deren Vergleichung mit unserem Texte (s. S. II, 402 ff., 406 f.) das Verhältnis von gesprochenem und geschriebenem Wort, von der bezaubernden Vorlesung und ihrem Konzept, aufs klarste im Zusammenhang erkennen läßt: „Was uns anzieht bei den Griechen seit dem 5. Jahrhundert, ist die freie Persönlichkeit, die sich überall zeigt. Eine Quote der Nation gibt sich frei mit geistigen Dingen ab. Das sind die Philosophen. Schon im 4. Jahrhundert wird man frei von Religion und Staat. Das geschieht auch hier durch große Agonen. Diese Leute sind auf Originalität gestellt. Bei Lebzeiten wirken sie mehr durch persönlichen Verkehr als durch ihre Schriften. Sie hassen sich gegenseitig; es ist das der einzige Fanatismus im griechischen Leben. Die Bürger in den Poleis gesellten sich als andächtige Zuhörer ihnen bei: Die Kunst der Rede vereinigt sich hier mit der Kunst des Zuhörenkönnens, was im 19. Jahrhundert verschwunden ist. Da konnte man den Sport, das Vergnügen des alten Adels, lassen. Man hatte höhere Ziele. Ein Fördernis war auch die Leichtigkeit des Lebens, die den Menschen frei stellte. Im 19. Jahrhundert ist das viel schwerer. Jene Philosophen besaßen vollkommene Unabhängigkeit vom gewöhnlichen Troß des Daseins. Daneben waren andre Leute dem Luxus und dem Wohlleben ergeben. Warum konnten andre anders sein? Xenophanes sagt, seit 67 Jahren reise er im Hellenenlande umher; er habe begonnen, im 25sten Jahre nach seiner Geburt und immer gehe er der Wahrheit nach. Zeno von Elea versuchte seine Stadt vom Tyrannen zu befreien. Vergebens. Er litt furchtlos den schrecklichsten Martertod. Heraklit verläßt fürstlichen Reichtum, ißt Kräuter und sucht sich selbst; er pflegte die Menschen als *καθάρματα*, „Auswurf“, anzuschmauzen; er hinterläßt aber ein gewaltiges Gedicht. Demokrit verweist sein bedeutendes Vermögen und wird angeklagt, was er mit dem Gelde angefangen. Da liest er sein Gedicht und wird freigesprochen. Er war der erste große Gelehrte der Griechen. Anaxagoras hatte bedeutende Landgüter und freut sich

über ihren Verlust. In seiner Armut läßt er sich in Athen durch Perikles und seine Freunde ganz ungeniert unterhalten. Das sind freie, unabhängige Menschen. Mitten drin steht nun die wunderbare Erscheinung des Sokrates. Er ist ganz typisch. Wir haben einen Menschen und ein Gedankenbild. Lesen Sie die wunderschöne Schilderung bei Curtius.“ So, stets auf das *Ganze* des griechischen Geistes gerichtet und an das *Ganze* des Hörers gewandt, vorgetragen mit dem überlegenen Charm bald tiefer, bald heller, dabei höchst abgewogener Causerie, durch vermenschlicht nahe Bilder einprägsam zur Phantasie sprechend, mußte die Vorlesung einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Im Lob der Schüler, in dem enthusiastischen Hinweis Nietzsches auf den Griechenkenner Burckhardt, in einer geheimnisvoll weitergegebenen Nachschrift führte sie noch vor der Veröffentlichung in Buchform ein Fortleben unter der Oberfläche. So oft man Burckhardt selbst die Veröffentlichung nahelegte, je älter er wurde: er lehnte sie weise lächelnd ab. Sei es, daß er die Unfähigkeit seiner Zeitgenossen, ein der *Bildung* dienendes Gesamtbild des Griechentums von einer längeren Fach-Abhandlung zu unterscheiden, immer bedrängender fühlte, oder sei es, daß er mit steigendem Alter immer stärker an seiner Einzelkenntnis des Griechentums zweifelte (auch hier auf der Grenzscheide von Bildung und Fachwissenschaft, Kultur und Zivilisation), er winkte, wie der Byzantinist Heinrich Gelzer erzählt, etwa mit den Worten ab: „Nein, mein Herr, solch ein armer Fremdling, der außerhalb des Zunftkreises steht, darf so etwas nicht wagen; ich bin ein Ketzer und ein Ignorant und würde mit meinen bedenklichen Ansichten von den viri eruditissimi arg zerzaust werden. Ja! ja! glauben Sie mir. Je connais ces gens! Auf meine alten Tage bedarf ich der Ruhe.“ Es mußte dem Gestalter, je älter er wurde, um so mehr widerstreben, seine Lieblingsvorlesung, die er für *sich*, nach *seinem* Herzen geformt hatte und in der alles Einzelne nur Sinnbild eines Allgemeinen war, den gänzlich anderen Maßstäben einer philologischen Fachwelt anheimzugeben, für welche die Richtigkeit gerade

des Einzelnen höchster Forschungsgrundsatz war. So konnte er ohne schmerzlichen Verzicht allmählich von der Veröffentlichung absehen und sich hinter liebenswürdiger Bescheidenheit verbergen, etwa Gelzer gegenüber, dem er den Abschnitt über den hellenischen Menschen mit den Worten vorstellte: „Sehen Sie! ich habe das ganz roh gemacht. Ich teilte den griechischen homo sapiens nach den einzelnen Zeitaltern in den heroischen Menschen, den agonalen und den kolonialen, den politischen Menschen, den Kosmopoliten und tugendhaften Panhellenen u. s. f. Der heroische Mensch ist das hellenische Kind; der agonale Sportsman der turnende Jüngling, der politische Hellene der Perserkriege und des peloponnesischen Krieges der reife Mann, während der Hellene des 4. Jahrhunderts bereits bedenklich greisenhafte Züge zeigt. Vollends im Zeitalter des achäisch-ätolischen Bundes ist er dem marasmus senilis verfallen. Als ζῆλον πολιτικόν hat der Grieche jetzt ausgelebt. Sehen Sie! das mache ich mir so für meine Studenten zurecht. Anderen Leuten dürfte ich so etwas nicht zeigen.“ Als Oeri, auf Grund einer wenige Wochen vor dem Tode mündlich erhaltenen Erlaubnis, das Werk dann aus dem Nachlaß herausgab, erfüllte sich Burckhardts Voraussagung auch wörtlich. Die Aufnahme der Griechischen Kulturgeschichte durch die Kritik ist eines jener wenig ehrenvollen Kapitel, deren die Geschichte jeder Fachwissenschaft einige birgt. Anstatt, wie wir Heutigen das Buch wissenschaftlich beurteilen, mit Gelzer zu sagen: „Ein glänzendes, teilweise geradezu geniales Werk mit vielfach völlig neuen und überraschenden Gesichtspunkten; freilich merkt man ihm stellenweise [in der Benutzung einiger notorisch unechter Quellen und indem es öfter veralteten Autoritäten folgt] die Spuren des Alters an“, übertrieb man, gegen den Unzünftigen voreingenommen, mit verengtem Blick jene Mängel zweiten und dritten Ranges und spendete dem Geist des Buches, den man nicht gut völlig übergehen konnte, ungern ein karges Lob. Für uns sind diese ärgerlich-halben Urteile längst verstaubt und ungenießbar, während Burckhardts Buch, der Ungleichheiten in der

Überlieferung ungeachtet, hell und neu wie am ersten Tage schimmert. Wir sehen in ihm die größte und noch immer tiefste Darstellung des griechischen Geistes in der Vielfalt seiner Äußerungsformen, eines der bewundernswertesten Werke der Kulturgeschichtschreibung und ein hohes Kunstwerk lebensvoller Darstellung. Wir sehen in ihm ferner, über alles hinausblickend, was es an Wissenschaftlichem und geschichtlich Gewesenem birgt, einen der großen geistesgeschichtlichen Versuche, zum Wesen des Griechentums und damit zum Wesen eines Stückes Welt vorzudringen, ein Werk aus der Reihe, die von Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums“ eröffnet, von Bachofens „Mutterrecht“ und Nietzsches „Geburt der Tragödie“ fortgesetzt und von Rohdes „Psyche“ einstweilen geschlossen wird: ein Werk zeitloser Sinndeutung, das in seiner Schätzung nicht mehr allein an den Begriffen wahr oder falsch, sondern denen: tief oder flach, gemessen wird.

Nach diesem Rundgang rings um die Griechische Kulturgeschichte und was mit ihr zusammenhängt, möge ein Blick auf das Griechen-Bild *vor* Burckhardt folgen. Er wird uns dann die Einzelzüge von Burckhardts Neusicht des Griechentums deutlich machen.

Von den Weltchroniken des Mittelalters an bis auf die bändereichen Weltgeschichten der Aufklärung hin wurde die griechische Geschichte mit der der übrigen Völker auf gleicher Ebene, noch ohne jeden Akzent des Wertvolleren, behandelt. Wo dann als Folge der Renaissance eine höhere Bewertung des Altertums eintrat, wandte sich die Bewunderung trotz manches befreiten Freundes der Griechen praktisch fast allein dem Römertum zu. Man teilte in den Darstellungen der alten Geschichte nach mehr oder minder klarem Plan alles irgend wissenschaftlich Scheinende nebeneinander mit, ohne dessen tiefere Zusammenhänge im einzelnen aufzusuchen. So ist es noch in der englischen „Allgemeinen Welthistorie“, die, besonders für das Altertum fleißig und gründlich, um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch deutsch erschien, und in Schölzers

kluger „Vorstellung einer Universalhistorie“ von 1775, die sich schon um eine Verbindung der Völker und Zeiten bemüht, erscheinen die Griechen gar unter den Nebenvölkern. Der europäische Geist hatte sie noch nicht als Wunschtraum oder Spiegelbild seiner selbst entdeckt. Diese Entdeckung blieb Schölzers Zeitgenossen Winckelmann und neben ihm Herder als große Tat vorbehalten. Der Genius Winckelmanns errichtete, entzückt vor der griechischen Plastik verstummend, aus persönlicher Sehnsucht und Not, entgegen engem Zunftwesen der Wissenschaft, pietistischem Frömmeln und modischem Tagesgeschmack, das hohe Griechenbild der edlen Einfalt und stillen Größe. Es war für ihn (wie die Kunst für Burckhardt) eine letzte Persönlichkeits-, nicht nur eine Geschmacksfrage. Seine Schriften atmen hellenische Helle und Anmut — wie hundert Jahre danach der „Cicerone“. Aus der Betrachtung der bildenden Kunst (und von Herder der Dichtung) gewonnen, übertrug sich nun dies hehre Wunschbild des *Maßes* und der Ruhe allzu leicht auf das Griechentum überhaupt. „Griechheit“, konnte Schiller sich antworten, „Was war sie? Verstand und Maß und Klarheit!“ Damit verband sich aber als zweites, als Gegenbild zu dem „finstren Ernst“ des zeitgenössischen Christentums, bald der Gedanke von der *Heiterkeit* der Griechen, den Schillers „Götter Griechenlands“ so bezaubernd singen: der Traum von „seligen Geschlechtern“, die „an der Freude leichtem Gängelband“ von den Olympiern geführt, „hingelehnt am frohen Saitenspiele“, „bei der süßen Chiertraube Blut“ freudig ihr Dasein verbringen. Schließlich schoß dies alles zu einem Klassizismus des Gefühls zusammen, der in den Griechen eine *Norm* allen Menschentums überhaupt erblickte. Was Goethe (und danach Burckhardt) menschlich und künstlerisch in seinem Italien-Erlebnis ergriff, was Hölderlins Sang von einer ganzheitlichen, naturnahen Menschheit so durchbebt und Wilhelm von Humboldts Schriften als Grundhaltung durchzieht: der Gedanke der harmonischen Ausbildung des Einzelnen, der Humanität und Totalität, für deren Verwirklichung Griechenland ein hohes Vorbild abgebe, — er verengte

und vergrößerte sich bald zu der unklaren Ansicht, daß die Griechen überhaupt für Leben und Kunst als nachahmenswertes, noch unerreichtes Vorbild zu gelten hätten. Dieser Gedanke hat dann als stille Grundannahme bis auf unsere Tage bei manchem Philologen fortgelebt, ungeachtet dessen, daß unser Griechen-Bild inzwischen ein völlig verändertes geworden war. Friedrich Schlegel hatte umsonst, sich selber berichtigend, gewarnt: „Die Alten sind nicht ein willkürlich auserwähltes Kunstvolk Gottes; noch haben sie den alleinseligmachenden Schönheitsglauben; noch besitzen sie ein Dichtungsmonopol“, — die herrschende Meinung war beharrlich dabei stehen geblieben, und noch der junge Nietzsche konnte sich in seiner Schrift „Wir Philologen“ (1874/75) fragen: „Nachahmung des Altertums: ob nicht ein endlich widerlegtes Prinzip.“

Inzwischen war aus dem vornehmlich *ästhetischen*, anti-historischen Griechen-Bilde Winkelmanns und seiner Zeit, auf dem Wege über Johann Heinrich Voßens Forschungen zur Mythologie und griechischen Erd- und Länderkunde und Friedrich August Wolfs „Prolegomena ad Homerum“ (1795) ein sich wissenschaftlich festigendes geworden. Statt mit den Kunstforschern und Dichtern zu fragen: was *bedeuten* uns die Griechen?, fragte man jetzt wie die Aufklärung wieder: wie *war* es damals? — ein ewiger Zwiespalt in der Fragestellung, den Burckhardts Werk, von seinen Voraussetzungen ausgehend, später zu überbrücken suchte —, nur zog man jetzt weit stärker die antike Überlieferung heran.

Die Frage nach dem *Sinn* nahm etwa gleichzeitig die *religiöse* Betrachtung des Altertums auf, die tief sinnige Erforschung des griechischen Mythos, deren Gang durch die Namen Zoëga, Creuzer, Jakob Grimm, Otfried Müller, Bachofen, Nietzsche und Rohde bezeichnet wird. In dem steten Kampf dieser Auffassung, die das Irrationale und den abgründigen Abstand des Griechentums zu unserer heutigen Welt vornehmlich betonte, gegen die rationale herrschende Philologie, für die der Mensch mit seinen Kräften stets ein sich gleich Bleibendes ist, in dem Gegen-

satz Zoëgas zu Winkelmann, Creuzers zu Voß, Jakob Grimms zu Lachmann, Otfried Müllers zu Lobeck, Bachofens zu Mommsen und Nietzsche-Rohdes zu Wilamowitz lebt ein gutes Stück der Geistesgeschichte des vorigen Jahrhunderts. Es ist im Grunde der gleiche Gegensatz, der uns in Burckhardts Haltung gegenüber seiner Zeit und ihrer Geschichtswissenschaft begegnete: der Gegensatz zwischen denen, die den Gründen des Daseins, wie sie die Romantik noch einmal witterte, verbunden blieben — und denen, die sie verloren und deshalb aufgegeben hatten; der Gegensatz von Seele und Verstand, Menschenformung und Wissenschaft, Gesamt Mensch und Spezialist, Kultur und Zivilisation.

Außer auf dem Wege über eine ästhetisch vertiefte und eine religiöse Betrachtungsweise tastete sich der europäische Geist auf dem der *politischen* Geschichtsschreibung an das Wesen des Griechentums heran. Die Anfänge der politischen Betrachtung, über die Stoffsammlungen der Aufklärung hinaus, lagen in England. Hier hatte Gibbons „History of the decline and fall of the Roman empire“ (1776—88) das vielbewunderte Vorbild für eine auf umfassender Quellenkenntnis beruhende Darstellung antiker Geschichtsvorgänge gegeben. Der kontinentale Engländer Gibbon hatte, französischen Esprit mit englischer Gründlichkeit und Staatskenntnis verbindend, die lange Epoche spätrömischer und byzantinischer Geschichte von den Antoninen bis zur Türkenherrschaft in meisterhafter Eindringlichkeit beschrieben. Unter seinem Eindruck wandten sich die Engländer Mitford und Gillies der griechischen Geschichte zu, ersterer als Konservativer, letzterer als Liberaler. In ihren Werken ging zum ersten Male politisches Urteil und politische Einsicht eine Verbindung mit der griechischen Überlieferung ein. Sie eröffnen die Reihe der englischen Darsteller griechischer Geschichte, die nachher durch den Radikalen George Grote, den Burckhardt als einen typischen Zivilisierten zuweilen mit Ironie abtut, so eigentümlich englisch fortgeführt wird. Von Gibbons Werk wirkte auf die Nachwelt herüber außer dem Stilzauber der Grundgedanke der Aufklärung: der

Zusammenhang der Menschheit, der bei Burckhardt später als Kontinuität der Bildung erscheint. Auf diesen übte von Gibbons Werk ferner der großartige Eindruck des Verfalls seine Wirkung, der in Gibbons Meisterwerke, besonders in dem Ruinenkapitel, seine Triumphe feiert. Die ferneren Stadien der politischen Geschichtschreibung gehören dann mehr in eine Geschichte der griechischen Forschung als in unseren Überblick über die Entwicklung des Griechen-Bildes. Diese Stadien zeichnen sich aus durch eine wachsende Verwissenschaftlichung der Methode. Unter dem Eindruck von Niebuhrs „Römischer Geschichte“ (1811/12), in der nach dem Vorbild Friedrich August Wolfs die Quellen zum ersten Male einer tiefgehenden Kritik unterworfen waren, verfaßte August Böckh seine „Staatshaushaltung der Athener“ (1817) und George Grote seine „History of Greece“ (1846–56). Von ihnen hat allein Böckh auf Burckhardt einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen, nicht sowohl in der Methode als in den allgemein menschlichen Einsichten, die sich aus einer so genauen Einzelbetrachtung der athenischen Verhältnisse ergaben. Bevor wir darauf noch mit einem Worte eingehen, ist aber des Meinungs-Umschwungs zu gedenken, den Johann Gustav Droysen mit seiner „Geschichte Alexanders des Großen“ (1833) vollzogen hat. In diesem Buche war zum ersten Male die athenische Politik vom Standpunkte Makedoniens aus beschrieben und der bis dahin herrschenden leidenschaftlichen Teilnahme für Athen die Einsicht für die weltgeschichtliche Weiterentwicklung gegenübergetreten. Die bis dahin als Verfall mißachtete und kaum behandelte Epoche des Hellenismus wurde durch Droysen wissenschaftlich erschlossen und damit der Traum von der geschichtslosen Einheit des Griechentums, wie ihn trotz seiner vier Stile Winckelmann noch hegte, endgültig beseitigt. Ohne Droysens Vorgang sind die großartigen Schlußteile in Burckhardts neuntem Abschnitt, die Weiterführung der Geschichte des griechischen Geistes bis zur Eroberung Griechenlands durch die Römer, undenkbar. Hatte Niebuhr die Betrachtung der Finanzen zuerst als

Siehe
auch
Momm
Bd 4

neuen Gesichtspunkt in die antike Geschichte eingeführt, so war dadurch doch seine Sympathie für das freiheitliche Athen nicht berührt worden, wie die Übersetzung der ersten philippischen Rede des Demosthenes von 1805 zeigt. Einen entscheidenden Schritt in der weltanschaulichen Beurteilung des Griechentums tat nun Böckh. Indem er dazu überging, das Rückgrat des athenischen Staates: seine Finanzen, bloßzulegen, gelangte er von hier aus als erster zu einem umfassenden Einzelbild der athenischen Geschichte. Auf Grund dieser genauen Durchzeichnung wurde ihm klar, daß jenes heitere Glück der Griechen eine dichterische Fiktion gewesen sein müsse. Die von Burckhardt angezogene, mit Recht berühmte Stelle aus der „Staatshaushaltung der Athener“ zeigt dies deutlich: „Rechnet man die großen Geister ab, die in der Tiefe ihres Gemütes eine Welt einschließend sich selbst genug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und in der Blüte der Freiheit unglücklicher als die meisten glauben; sie trugen den Keim des Unterganges in sich selbst, und der Baum mußte umgehauen werden, als er faul geworden.“ Das zweite schöne Vorurteil des klassizistischen Griechenbildes: der Gedanke der Heiterkeit, war damit gefallen. Es bedurfte eines so einzigartigen Seelenschicksals, wie es das Burckhardts war, um Böckhs Gedanken aus dem Bereiche des nur Wissenschaftlichen in das der Gestaltung und damit des Weiterwirkenden überzuführen. Während mit Mommsen die Altertumforschung in das Stadium einer noch erhöhten Verwissenschaftlichung tritt, während seinen Untersuchungen die Betrachtung des Staats- und Strafrechts, die Inschriften und Papyri die Einzelarbeiten leihen, während eine ganze Forscher-Generation in Sonderuntersuchungen sich erschöpft, ging Burckhardt im sechsten Jahrzehnt seines Lebens zu der großartigen Gesamt-Vision des Griechentums über, wie er sie aus seinen Grunderlebnissen gewonnen hatte. Betrachten wir nun flüchtig diese seine Grunderlebnisse, um danach mit einer Skizze unseres heutigen Griechen-Bildes zu schließen.

Burckhardt schrieb über die Griechen als Betrachter. Er war keiner politischen Richtung tätig zugewandt, wie Mitford den Torys, Gillies den Whigs, der Bankier Grote dem englischen Radikalismus der vierziger Jahre; er sah unter Philipps von Makedonien Maske nicht Napoleon wie Niebuhr, nicht das seiner Vorherrschaft entgegenschreitende Preußen, wie mittel- und süddeutsche Betrachter der sechziger Jahre: sein Blick gehörte der Kultur, der Bildung, dem Zusammenhang des Geistes. Die bewußte Wendung, die er, wie wir sahen, in seinen Anschauungen um 1870 durchmachte, bestärkte ihn darin nur. Seine Geschichtsdarstellung war einst Poesie gewesen: so setzte sie als Antrieb auch jetzt noch Stimmung voraus. Und sie war ihm einst eine Reihe schönster malerischer Kompositionen gewesen: so suchte sie auch jetzt noch das klar umzirkte Bild, die überschaubar gestaltete Gruppe, das sinnliche Sinnbild für das Allgemeine. Erwin Rohde, selber ein Künstler, hat diesen Zug Burckhardts in einem Brief an Nietzsche einmal in die Worte gefaßt: „Um Deine Kollegien bei Burckhardt [über das Studium der Geschichte] beneide ich Dich: wenn es einen ganz spezifisch historischen Geist gibt, so ist er es. Gerade die hohe Kunst, keinen ‚Grundgedanken‘ hinein zu dozieren, aber in Anschauungen denkend, das Wesen und Tun vergangener Zeit so zu erkennen, wie nicht das aufgeklärte neunzehnte Jahrhundert sie erkennt, sondern wie sie damals lebten und sich bewegten, das ist die hohe Kunst des Historikers.“

Aber aus dem tatlosen Betrachten, das die Epochen in ihrem Auf und Ab gestaltenbunt durch den Hörsaal ziehen läßt, ohne teilzunehmen, stammt auch der elegische Grundton so großer Teile von Burckhardts Werk. Die Vergänglichkeit, deren Erlebnis er früh in seinem späten Blut spürte, der Rückblick auf ein unwiederbringlich Verlorenes und seinen Untergang durchzieht als ein spätes romantisches Erbe wehmütig auch die Griechische Kulturgeschichte. Dazu trat als ein Leit-Erlebnis das Doppelantlitz der Polis. Der bildtrunkene Künstler sah sich in seinem Basel einer Stadt gegenüber, die in ihrer kleinlichen Enge bedrücken mußte, so sehr er sich immer dazu zwang, ihr, sei-

nem Mutterboden und Refugium, zu dienen, sie zu schmücken. Aus dem Erlebnis Basels, das aus seiner patrizischen Vergangenheit herausgetreten war und sich Zufallsmajoritäten ausgeliefert hatte, wuchs ihm als erstem der Gedanke, daß die Polis seit ihrer Demokratisierung allen besseren Bürgern kein freiheitliches Glück mehr, wie noch Grote wähnte, sondern tötenden Zwang und Herzeleid gebracht habe, die „Stadt der Schmerzen“, von der Dantes Motto des zweiten Abschnitts kündigt. Die staatliche Enttöchtigung, das Herabkommen der politischen Gesinnung durch unwürdigen Parteigeist, das Streber- und Angeberwesen, die Ausplünderung der Alteingesessenen, schließlich die Apolitie der Ausgezeichneten ist nie wieder in so sinnfälliger Eindringlichkeit, aus so erlebter Nähe gezeichnet worden. Leitmotivisch, wie ein Alldruck, ziehen sich diese Themen, immer von neuem aufgenommen, durch die gesamte Griechische Kulturgeschichte, in ihrer düsteren Verfallsmonotonie eine Weise aus dem grandiosen Chor der Alterung, der Auflösung und Gleichmachung alles Tiefen, der Zivilisation.

Wie hellsichtig schrieb der junge Konservative der *Bildung* schon an Heinrich Schauenburg: „Ihr alle wißt noch nicht, was Volk ist und wie leicht das Volk in barbarischen Pöbel umschlägt. Ihr wißt nicht, welche Tyrannei über den Geist ausgeübt werden wird, unter dem Vorwand, daß die Bildung eine geheime Verbündete des Kapitals sei, das man zernichten müsse . . . Untergehen können wir alle, ich aber will mir wenigstens das Interesse aussuchen, für welches ich untergehen soll, nämlich die Bildung Alteuropas.“ Wie furchtlos scharf — tiefer als irgendeiner seiner Zeitgenossen, nur noch Nietzsche vergleichbar — sieht er später: „Die Poesie erliegt der Politik“, die das Pathos unserer Zeit sei. Die Erwerbsgeschäfte „konsumieren den Menschen völlig und verhärten ihn gegen alles übrige.“ „Diese Interessen halten sich mehr und mehr für das Weltbestimmende.“ Die besten Köpfe werden für den Erwerb bestimmt. „Unser Leben ist ein Geschäft, das damalige [mittelalterliche] war ein Dasein.“ Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts habe das Zeitalter des Erwerbs und

Verkehrs begonnen. Und, mit dem Tiefblick Goethes: *die Sache, die Institution verselbständige sich gegenüber der menschlichen Persönlichkeit.* „In keinem Lebensgebiet wächst die Kapazität des Einzelnen gleichmäßig mit der Zunahme des Ganzen. Die Kultur könnte leicht über ihre eigenen Beine stolpern.“ Die Besitzgier habe die oberen und unteren Stände in gleichem Maß ergriffen: wer hört hier nicht die Klage des Baslers in der Betrachtung griechischer Poleis wiederklingen? Ja, das Verlangen nach Bildung sei bei den meisten nur verschleiertes Verlangen nach Besitz. In seinen Briefen, den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ und den Teilen seiner Vorlesungen, die Emil Dürr unter dem Titel „Historische Fragmente“ herausgab, erscheinen, ganz wie durchgehend in der Griechischen Kulturgeschichte, vornehmlich Gedanken wie dieser: daß die Bildung und die freie Geltung des Individuums mit dem Aufkommen von Besitz, Reichtum und Wirtschaft zu schwinden pflege. Und indem er sein schmerzhaftes Erlebnis der Zivilisation und der aus den Fugen gehenden Polis in den griechischen Geschicken wiederfindet, indem er hier gleich unbedenklich Reflexion und Raisonement die politischen, literarischen und religiösen Wachstumskräfte zersetzen und zerschwatzen sieht, geht ihm auf, daß die Griechen — bei allem Abstände von uns — schwerlich heiterer gewesen sind als wir selbst.

So wischte die Griechische Kulturgeschichte denn mitleidlos alle die „enthusiastische Schönfärberei“ von einem maßvollen, heiteren, vorbildlichen Glücksvolke hinweg, mit der sich das wahre Bild des Hellenentums durch immer unklarere Gesamtvorstellungen überzogen hatte, und enthüllte ein irdisches, unter sich ewig gespaltenes, neidisches, unglückliches Volk, „eine ganze geistvolle Nation“, die „vom Leben so übel dachte“, wie es der berühmte fünfte Abschnitt dartut. Burckhardt hat den Gedanken von den heiteren Griechen „eine der allergrößten Fälschungen des geschichtlichen Urteils“ genannt, und sein Erlebnis der Polis, die „ihre Menschen mit der Zeit überwiegend unglücklich gemacht“ habe, klingt allenthalben

selbstverräterisch aus der griechischen Darstellung. „Von allen Kulturvölkern sind die Griechen das, welches sich das bitterste, empfundenste Leid angetan hat.“ „Der Grieche war früher ein individueller Mensch geworden als die übrigen und trug nun hievon den Ruhm und das Unheil in unvermeidlicher Mischung.“ — Doch hatte sich Burckhardt den Griechen zugewandt, um sie alles Idealen zu entkleiden, sie auf die Ebene seiner nahen Tageswirklichkeit herabzuzwingen? War er nicht vielmehr zur Gestaltung ihres Bildes als zu einem Lieblingsplane übergegangen, um dem Anblick seiner eignen, umdüsterten Zeit durch eine tröstende Betrachtung zu begegnen? Konnte ihm, dem großen Bildungshistoriker, an der realistischen Zerforschung eines Traumes liegen? Er hat den Traum griechischer *Kunst* nicht angetastet; er hat ihn vielmehr noch ergreifender gemacht, indem er ihn schopenhauerisch über dem dunklen Grunde selbstsüchtigen, gewalttätigen Daseins aufglänzen ließ. Und noch sein dunkles Bild vom griechischen Dasein hat den Reiz einer schwermütigen Dichtung, eines romantisch-schmerzlichen Gegen-Traumes zum klassizistischen, nicht — trotz aller Klarsicht im einzelnen — die Mommsensche Tageshelle realistischer Wissenschaft. In ihren großen Individuen, in den freien Persönlichkeiten, in seinen Lieblingsgestalten Epikur und den Zynikern, in ihrer Natürlichkeit und Ganzheit blieben ihm, zwischen Klassik und einer skeptisch gezügelten Romantik durch Sein und Weltansicht seltsam in der Mitte, die Griechen ewig nahes Vorbild. Er, der noch einmal, ein später Humanist, Goethes Ruf nach Ganzheit und Humanität in seine Zeit schickt (wenn auch zager, durch Selbstkenntnis und Betrachtung eingeschränkt); der wie Goethe mit dem Augen- und Gestalt-Erlebnis Italiens (wenn auch bestimmter: der Renaissance-Kunst) einen Strich unter die gotisch-romantische Phantasiewelt seiner Frühzeit macht; dem, wie einem vorsichtig bildenden Künstler, sich jede Aufgabe zum höchst persönlichen Ausdruck seiner gehaltenen Gesamt-Individualität vermenschlicht und rundet, und der die Wissenschaft der Romantik: die Geschichte, in vertieftem Sinn zu einem klassisch ent-

zeitlichten Mittel der Bildung umgewandelt hat — er blieb durch erasmisch-unsicheres Blut und das Erlebnis der Zeiten-Wende, in die er geboren ward, der Romantik verpflichtet, zu tiefst rückwärts gewandter Prophet. So liebt er die Griechen zugleich wie eine Sehnsucht und erkennt sie als unglücklich wie sich selbst. So verwirft er zugleich die „enthusiastische Schönfärberei“ und entzückt sich doch an der Darstellung von Ernst Curtius als einem „Liede im höheren Chor“. So gelangt er schließlich über Glück und Unglück, klassische und romantische Stilisierung des Griechen-Bildes hinaus zu einer so tief dringenden Verbindung beider Ansichten, wie sie der einzigartige Satz verkündet: „Die ganze Erscheinung des griechischen Pessimismus erhält nun ihre volle Merkwürdigkeit durch den entschiedenen Optimismus des griechischen Temperaments, welches vom tiefsten Grunde aus ein schaffendes, plastisches, der Welt zugewandtes ist und außerdem — an der Oberfläche — die Verwertung und den Genuß des Augenblicks sehr zu schätzen weiß.“ Nirgends in der Griechischen Kulturgeschichte enthüllt sich Burckhardts Wesen so sehr *selbst* wie hier. (Auch Nietzsches dionysischer Lebenswille hörte hier sein Stichwort.) Nirgends wird der Tatbestand so blitzartig beleuchtet: daß alle Einsichten in *fremdes* Wesen, jede Ordnung von Einzelheiten in einen Zusammenhang, aus Einsichten in das *eigene* Wesen und eignes Seelen-Schicksal fließen. Dies gilt, wie für Burckhardt, für alle Geisteswissenschaft; nur die Tiefe und der Grad der Selbstzügelung unterscheidet Pfuscher und Forscher. Alle Objektivität bleibt auf die deutungslose Oberfläche der Geschichte beschränkt. Um ein Inneres der *Vergangenheit* zum Sprechen zu bewegen, muß er das gleiche Innere als Möglichkeit in *sich* spüren.

Hat Burckhardt so das ästhetisch-klassizistische Griechen-Bild romantisiert und es nach Friedrich August Wolfs, Böckhs und Droysens Vorgang als das geschichtliche Schicksal einer Kultureinheit in ihrem Steigen, Blühen und Altern, nicht mehr anti-historisch als ewige, in sich gleiche Norm gesehen (hat er also das ästhetische Griechen-Bild in seiner Geltung auf die griechische *Kunst*, und

das Vorbildliche des Griechentums auf wenige große Gestalten beschränkt), so ist er durch die erlebte Einsicht in die *Mängel der Polis* über das politische Griechen-Bild vor ihm hinausgeschritten, auch über seinen Lehrer Böckh. Die dritte, die religiöse Betrachtung aber hat kaum unmittelbaren Einfluß auf ihn geübt: Burckhardt sah im Mythos vornehmlich eine „poetisch gestaltete Vorzeit“, eine religiös begründete, doch im Sinne des Schönen umgebildete Phantasieschöpfung höchsten Grades; und blieb er auch vor vernünftlerischer Verdünnung des Mythos zu einer Art Allegorie stets bewahrt: den Mythologie in die dämmerigen Untergründe einer frühen Seele hinabzufolgen und mit ihnen die Rätselzeichen einer grauen Vorzeit in tiefsinniger Deutung zu entsiegeln, versagte ihm sein gestaltenfreudiges, dem Tage und seiner Klarheit zugewandtes Auge. Der Pfarrerssohn, der ehemals das Studium der Theologie aus Mangel an Neigung mit dem der Geschichte vertauscht und die Unsicherheit der Wanderjahre: der Basler Dozenten- und Redakteurzeit, der Kunstforschung in Berlin und Zürich auf sich genommen hatte — er hegte ferner geheime Abneigung gegenüber aller Religion, die das Individuum unfrei macht. Wie seine sämtlichen Bücher der Haß gegen die *Macht*, gegen die alles Besondere einebnenden Großstaaten, durchzieht, so ist allenthalben, wenn auch gedämpfter, seine Feindseligkeit gegenüber der *Priesterreligion* spürbar. In beidem, wie in dem früher Angedeuteten, bleibt Burckhardt Erbe der deutschen Klassik, des deutschen Idealismus. Er hat wie dieser in der äußerlich freien, nur durch sich selbst und ihre Sittlichkeit gebundenen, harmonisch ausgebildeten Persönlichkeit das höchste Glück der Erdenkinder gesehen und wie dieser jede dogmatische Bevormundung ebenso abgelehnt wie die Umwandlung religiöskultischer Mittlerschaft in politische Macht. Durch persönliches Erleben zu der gleichen Grundansicht gelangt, konnte er in der Beurteilung von Kirche und Priestertum die Linie der Aufklärung: seines Voltaire und Gibbon, fortsetzen. Der des heimischen Pietismus Satte hat sich vom „finsternen Ernst“ des Christentums, von der Theo-

logie ab der wilden Diesseitigkeit und strahlenden Kunst der Renaissance und des Griechentums zugewandt — und blieb doch allem Übermenschlich-Dämonischen in Staat und Kunst zeitlebens durch seine sittlichen, das heißt bei ihm echt Baslerisch: religiösen Einschränkungen menschlich fern.

Gestalt, harmonische Menschlichkeit, Religion, Ethos: merkwürdig antik und klassisch mutet uns bei Burckhardt die Nachbarschaft, ja Einheit dieser Sphären an. Der ästhetische Gedanke des Ebenmaßes durchdringt und verbindet sie alle. Lehnt er die Tyrannen und Condottieri, lehnt er Michelangelo und Rembrandt aus ins Ästhetisch-Menschliche verkleideten *sittlichen* Gründen ab oder beschränkt sie doch, so ist sein Verhältnis zur *Philosophie* gleichfalls ein höchst persönliches und unterliegt ebenso dem Harmonie-Gedanken. Beyschlag erzählt von dem Berliner Studenten: „Mit Goetheschem Objektivismus lächelte er über den vielbewunderten Formelkram und liebte es, seine Hegelschen Freunde, welche in ihrem System den Schlüssel zu aller Wahrheit zu besitzen währnten, mit dem ‚überwundenen Standpunkt‘ der positiven Kenntnisse aufzuziehen.“ Und in dem denkwürdigen, zusammenfassenden Brief an Kinkel, den wir schon anzogen, lautet es unmißverständlich über Schellings religionsphilosophische Vorlesungen: „Schelling ist, wie es heißt, so gut als gescheitert mit seiner *philosophia secunda*. — Ich habe ein paarmal hospitiert während der dicksten dogmatischen Auseinandersetzungen, und mir die Sache etwa so zurechtgelegt: Schelling ist Gnostiker im eigentlichen Sinne des Wortes, so gut wie Basilides. Daher das Unheimliche, Monströse, Gestaltlose in diesen Teilen seiner Lehre. Ich dachte jeden Augenblick, es müsse irgend ein Ungetüm von asiatischem Gott auf zwölf Beinen dahergewatschelt kommen und sich mit zwölf Armen sechs Hüte von sechs Köpfen nehmen. Es wird selbst den Berliner Studenten nach und nach unmöglich werden, diese furchtbare, halbsinnliche Anschauungs- und Ausdrucksweise auszuhalten. Es ist entsetzlich, eine lange geschichtliche Auseinandersetzung der Schicksale des Messias anzuhören, welche episch gedehnt

und verwickelt und dennoch ohne alle Gestaltung ist. Wer Schellings Christum noch lieben kann, der muß ein weites Herz haben. — En attendant interessiert sich die hiesige große Welt für Schelling vom orthodox-pietistisch-aristokratischen Standpunkt aus . . .“ Es ist der Einspruch des Skeptikers, der das Geheimnis der letzten Gründe verehrt, gegen die gewaltsame, rationalistische Aufhellung: „Wir sind nicht eingeweiht in die Zwecke der ewigen Weisheit und kennen sie nicht. Dieses kecke Antizipieren eines Weltplanes führt zu Irrtümern, weil es von irrigen — [fortschrittlichen!] — Prämissen ausgeht“, heißt es gegen Hegel am Anfang der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“. Und es ist der Einspruch des Künstlers gegen das Unsinnliche, Ungestaltete. Was sein Lehrer Ranke einmal in den „Politischen Gesprächen“ in die Worte faßte: „Die Wahrheit kann nicht durch Abstraktion gefunden werden, sie will angeschaut sein“, gilt auch in höchstem Maße für Burckhardt. Die Spekulation lag ihm zeitlebens fern. Der Darstellung der Philosophie hat er in seinen Büchern immer nur den notwendigsten Platz eingeräumt, und in der „Kultur der Renaissance“ fehlt sie als empfindlichste Lücke ganz. Selbst die Griechische Kulturgeschichte beschränkt sich auf die Darstellung derjenigen philosophischen Ansichten, die „deutlich einer Seite des Volksbewußtseins entsprechen“ und übergeht alles andere, doch wird hier der tiefere Grund seiner Abneigung noch einmal klar. Er führt hier ohne Hehl im Zusammenhang aus, daß die Philosophie die Anschauung aushöhle, das Vermögen plastisch-mythischer Gestaltung untergrabe und durch Aufklärung die Religion, durch Kritik die Poesie zersetze. Die Philosophie erscheint dem späten, vorsichtigen Romantiker, der seine Blicke in die Welt von eigenen Befangenheiten („Wünschbarkeiten“) möglichst frei zu halten sucht, als die Urheberin all der entwurzelnden Bewußtwerdung des ehemals Unbewußten, durch die, wie wir sahen, nach Burckhardts tiefer Einsicht der Zerfall der Kultur eingeleitet wird. Und dazwischen erscheint ein so helllichtiger Satz wie der: „Es gibt . . . bei entwickelten Völkern zweierlei Ethik: die

wirkliche, welche die besseren tatsächlichen Züge des Volkslebens enthält, und die der Postulate, meist von den Philosophen vertretene.“

Überhaupt lag ihm die Ethik nicht allein deswegen näher, weil sie noch die relativ engste Berührung mit einer Seite des Volksbewußtseins hatte und daher für den Kultur-Betrachter unter den philosophischen Disziplinen am ehesten zur Darstellung des griechischen Gesamt-Geistes ausgeschöpft werden konnte, sondern weil er, im Grunde seines Wesens von dem Unerforschlichen der Ursprünge und dem Zweifelhafte[n] menschlicher Einsicht überzeugt, dem *Willen* stets die größere Bedeutung vor dem Intellekt einräumte. Dieser Zug des Irrationalen ließ ihn dann auch, etwa gegen das Ende der sechziger Jahre, in Schopenhauer „seinen“ Philosophen finden. Die Hochschätzung des Willens und der Schau vor dem bloßen Verstande, das ewig strahlende Bild der Kunst über dem Abgrund des Lebens, die gemeinsame dunkle Gesamtansicht der Welt, die nur ertragen werden kann, indem man sie zum Bilde, zur Betrachtung, zur Erkenntnis erhebt: all diese seine Erlebnisse fand Burckhardt in Schopenhauer wieder, der wie er, in seinen Grundantrieben romantisch und in manchen Leit-Ansichten doch der Klassik zugehörig, gegen seine Zeit gelebt hatte.

Damit betreten wir, um die Skizzierung derjenigen Wesenszüge Burckhardts bemüht, durch welche die Griechische Kulturgeschichte und damit sein Griechen-Bild hauptsächlich bestimmt wird, entgegen dem früher Ausgeführten das *romantische* Erlebnis und Erbe Burckhardts: wir entwerfen gleichsam seine Nachtansicht.

In der kurzen Selbstbiographie, die nach seinem Wunsch am Grabe verlesen wurde (man findet sie heute in dem Nachwort des Unterzeichneten zu den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“) heißt es sogleich am Anfang: „Das Familienleben, in dem er aufwuchs, war ein überaus glückliches; noch in sehr früher Jugend aber traf ihn mit dem Tode der lieben Mutter, den 17. März des Jahres 1830 . . . das erste Leid im Leben. So machte sich bei ihm schon frühe der Eindruck von der großen Hin-

Hellenismus eine Zeit zu erblicken, in welcher das „nur vegetative Leben der Menschheit, dem ‚Prinzip nach‘, überwunden wurde und eine reichere Lebensentwicklung begann“: hatte Droysen im Hellenismus also keine „Zeit des Verfalls, sondern des Fortschritts“ gesehen, so nahm Burckhardt, indem er die Betrachtung der „geistigen Kultur“ von der der „materiellen“ trennte, beide Anschauungen vertieft in sich auf. Er vereinigte den Hellenismus ohne Für oder Wider als die notwendige Spätstufe griechischer Kultur-Entfaltung in einem groß gesehenen Gesamtbilde mit den früheren Epochen: in dem Bilde des Seelen-Ablaufs einer Kultur. Er knüpfte mit diesem durch Spenglers „Untergang des Abendlandes“ in weitere Kreise getragenen Gedanken einer Morphologie der Geschichte an den berühmten Anfang des dritten Buches des Polybios an, dem Bacon, Goethes Gedanke von der bestimmten Lebensdauer jedes Phänomens, Wilhelm von Humboldt und die deutsche Romantik gefolgt war, die ihm noch spät in dem Schelling- und Baader-Schüler Ernst von Lasaulx nahetrat. Doch hat er auch hier jede Systematik vorsichtig vermieden. — Es wird keinem aufmerksamen Leser der Griechischen Kulturgeschichte entgangen sein, daß in ihrem letzten Bande, dem allein zeitlich gegliederten, der *Verfall* des Griechentums weit ausführlicher beschrieben wird als sein Aufstieg oder seine Blüte. Es beruht dies durchaus nicht etwa darauf, daß man von ihm mehr wüßte: Burckhardts Erlebnis der Hinfälligkeit alles Irdischen, der wachsenden Entfernung von der immer schöner strahlenden Jugend, sein schwermütig-romantisches Erlebnis des Untergangs verlieh diesen Teilen die ergreifenden Farben.

Dies Zeit-Erlebnis des Untergangs war für Burckhardt, wie wir schon anfangs sahen, die *Zivilisation*. (Es möge gestattet sein, diesen Ausdruck für die durch Bewußtwerdung, Alterung und Erstarrung zum Zweckhaften bezeichnete Spät-Stufe einer Kultur hier anzuwenden.) Die Verschüttung des Gewachsenen im *Staate* durch die aufsteigenden Massen, die im Staat eine Versicherung oder gar Vergünstigungs-Quelle, nicht aber eine über

allen Egoismus erhabene Aufgabe für morgen sehen, — die Verschüttung des Gewachsenen in der *Kunst*, die ein Gewerbe, ein Geschäft der Großstädte geworden sei und daher kaum noch ein gehaltvolles Werk ausreifen lasse, — der Verlust des Gesamtbildes in der *Wissenschaft*, die zu einer banausischen, fortschrittlich genannten Arbeitsteilung übergegangen sei: sie standen Burckhardt als Kennzeichen des Zeitgeists gegenüber, sie spiegeln sich auch deutlich als Verfallszeichen in der Griechischen Kulturgeschichte. Der Ganze unter den Fachleuten, das schaffende Individuum in der Verselbständigung und Teilung des Geschaffenen, das nun den Schöpfer versklavt, der sich Bildende unter den Verdienern: das ist die Tragödie Burckhardts, die ihn, der noch durch Sehnsucht an das Mutterland natürlichen, ganzheitlichen Daseins gebunden blieb, für alle Schleichwege des Verfalls so scharfsichtig machte. Sein Blick auf die Polis ist nur *eines* der vielen im Stoffe der Geschichte gestalteten Zeit-Erlebnisse, sein Verfalls-Zauber aus Wesens- und Zeit-Tönen gemischt. Seine Teilnahme für den universalen Demokrit oder die Sophisten klingt höchst persönlich: „Sie sind Polyhistoren, aber die Teilung der Arbeit, die schließlich alle wahre allgemeine Bildung tötet und die Männer der Wissenschaft zu gelehrten Handwerkern degradiert, kommt noch früh genug.“ Und er spricht wie von *seinem* Schicksal, wenn er in der Vorlesung über alte Geschichte von Demosthenes sagt: „Die Minorität, ob sie siegt oder stirbt, sie macht allezeit die Weltgeschichte. Das eben erfüllt die Menschenbrust mit Hochgefühl, wenn wir sehen, wie eine hochangelegte Persönlichkeit, ein großer Charakter gegen seine Zeit, gegen die unabänderliche Schicksalsordnung der Geschichtsentwicklung dem Titanen gleich sich stemmt und lieber untergeht als seine Überzeugung verleugnet. Die Mehrzahl der Menschen besitzt keine Überzeugungen, sondern sucht stets so zu denken, wie die Majorität und bequemt sich dieser an. Durch seinen todesmutigen Heroismus in der Vertretung der schwachen Sache steht Demosthenes so groß da wie Cato.“ —

Es wird ferner manchem Leser nicht entgangen sein, wie eigentümlich dünn Burckhardts Betrachtungen der *Wirtschaft* über das große Werk hin verstreut sind. Sie lag nicht etwa nur seinem Interesse ferner: er hat sie als Inbegriff der das Individuum versklavenden Zivilisation mit äußerster Heftigkeit *gehaßt*, sobald sie aus einem Kulturträger, einem notwendigen Zweige des Daseins, zum Selbstzweck und Alleinzweck emporstieg. Seine späteren Briefe strotzen von höhnischen Ausfällen gegen sie, seine Vorlesungen, die „Historischen Fragmente“, zeichnen immer von neuem den Zusammenhang der Wirtschaft mit dem rapiden Kultur-Verfall seiner Jahrzehnte, der sich auch noch den großen Namen Fortschritt zugelegt habe. Um dem Fortschritts-Taumel seiner Mitwelt zu entgehen, war der Fünfziger Burckhardt in die Welt des Griechentums geflohen. Sollte er nun hier das Gleiche aufdecken müssen? Er handelte nach seinem Grundsatz, nur von *dem* zu sprechen, was *ihn* interessierte und ließ lieber hier die empfindlichste Lücke seines Griechen-Bildes, die dann von den Neueren auch exakt ausgefüllt wurde.

Schließen wir, um hierauf noch mit einem Worte einzugehen, unsere Betrachtung der Erlebnis-Voraussetzungen der Griechischen Kulturgeschichte mit einer Stelle der „Historischen Fragmente“, in der Burckhardts Blick auf die Welt in seinem tiefen Gegensatz zu dem seiner Zeitgenossen noch einmal deutlich wird. Es ist die Stelle aus der Einleitung zur Vorlesung über alte Geschichte, die höchst großartige Apologie dieses Themas, der Hymnus des späten immer ärmer an Träumen gewordenen Humanisten: des im Gesamtbilde der Menschheitsgeschichte Bildung Suchenden und Bildung Spendenden, den eine blicklose Generation philologischer Fachleute um einer Reihe von Einzelheiten willen ablehnen zu müssen glaubte, statt in ihm einen mächtigen Verbündeten zu sehen:

„Neben allem Wissensstoff der Erde behauptet sich, wie ein Grundakkord, der immer wieder hindurchtönt, die Geschichte der alten Welt, das heißt aller derjenigen Völker, deren Leben in das unsrige eingemündet ist.“

Es ist eine eitle Voraussetzung, als ob dort, nach vier Jahrhunderten des Humanismus, schon alles ausgeleert, alle Erfahrungen und Nachrichten verwertet und nichts mehr zu holen wäre, so daß man sich mit der Kenntnis der neuern Zeit und allenfalls, mitleidig oder widerwillig, des Mittelalters begnügen und die ersparte Zeit auf Nützlicheres wenden könnte.

Wir werden das Altertum nie los, solange wir nicht wieder Barbaren werden. Der Barbar und der neuamerikanische Bildungsmensch leben geschichtslos.

In unserem zweifelhaften und wunderbaren Dasein klammern wir uns unwillkürlich an die Erkenntnis des Menschen als solchen, der Menschheit, der empirischen, wie sie uns im Leben entgegentritt, und der geschichtlich geoffenbarten. Die Anschauung der Natur genügt uns nicht und tröstet nicht und belehrt uns nicht genug.

Und hier dürfen wir uns gegen kein Vergangenes abschließen, keine Lücken lassen, nur das *Ganze* spricht, in allen Jahrhunderten, die uns Zeugnisse hinterlassen.

Sind die drei großen Weltalter etwa wie die drei Tageszeiten im Rätsel der Sphinx? Eher sind sie eine beständige Metempsychose des handelnden und dulddenden Menschen durch zahllose Hüllen hindurch. Wahre Erkenntnis wird *alle* diese Wandelungen erkennen wollen und sich jeder Parteilichkeit (Vorliebe dürfen wir haben, denn diese ist Geschmacksache) für einzelne Zeitalter entwöhnen, um so eher, je lebendiger das Gefühl für menschliche Unzulänglichkeit überhaupt entwickelt ist. Sobald man einmal weiß, daß es keine glücklichen, goldenen Zeitalter im phantastischen Sinne gegeben hat noch geben wird, bleibt man frei von der törichten Überschätzung irgend einer Vergangenheit oder von törichter Verzagen an der Gegenwart und von törichter Hoffnung auf die Zukunft, erkennt aber in der Betrachtung der Zeiten eine der edelsten Beschäftigungen: Sie ist die Lebensgeschichte und Leidensgeschichte der Menschheit als eines Ganzen.

Und doch hätte das Altertum schon eine große spezielle Sachwichtigkeit für uns: Aus ihm stammt unsere Staatsidee; es ist die Geburtsstätte unserer Religionen und des dauerndsten Teiles unserer Kultur. Von seinen Hervorbringungen in Form und Schrift ist Vieles Vorbild und unerreicht. Wir haben in Verwandtschaft wie in Gegensatz unendlich viel mit ihm zu verrechnen.

Allein es mag dabei bleiben, daß es für uns nur der erste Akt des Dramas vom Menschen sei, und zwar schon für sich eine Tragödie in unsern Augen, mit unermeßlichen Anstrengungen, Verschuldungen und Leiden. Und wenn wir auch von Völkern abstammen, die neben den großen antiken Kulturvölkern noch im Zustand der Kindheit schlummerten, so fühlen wir uns doch als die wahren Nachkommen der letztern, weil ihre *Seele* auf uns übergegangen ist, ja ihre Arbeit, ihre Bestimmung und ihr Schicksal in uns weiterlebt.“

Unsere dürftige Skizze, die nur kurz aufrufen konnte, was zur Griechischen Kulturgeschichte gesagt werden mußte, und dann schon weiterging, mag in einem Ausblick auf das Griechen-Bild *nach* Burckhardt ihr Ende finden.

Sein Unterschied von dem Burckhardts kann unter den Begriffen weiter zunehmender Verwissenschaftlichung und Versachlichung zusammengefaßt werden. Die Kunde vom Altertum wurde eine immer umfangreichere Sonderwissenschaft. Handelte es sich für Burckhardt noch darum, den Zusammenhang des antiken Geistes mit dem unsrigen herauszuarbeiten, eine Geschichte des griechischen Geistes zu geben, so beschränkte sich die Griechenforschung *nach* ihm in mühevoller Kleinarbeit darauf, das Bild der Griechen, wie es aus der Überlieferung zu uns spricht, immer genauer und vollständiger zu zeichnen. War die Berliner Akademie schon unter Böckhs Leitung zu einer planmäßigen Sammlung griechischer Inschriften übergegangen, so wurde später der Grundsatz, den Mommsen in seiner Ausgabe unteritalischer Inschriften zuerst befolgt hatte, die Autopsie, die eigne Besichtigung der Inschriften,

auch für die Griechenlands zu Grunde gelegt. Hatte der Jurist Mommsen die Kenntnis der römischen Geschichte durch die Betrachtung ihrer Verfassungs- und sonstigen Rechtsformen gefördert, so nutzte auch die Griechenforschung diese Betrachtungsweise, zumal seit durch den Fund des Rechtes von Gortyn auf Kreta von 1884 das Vorurteil von den mangelnden juristischen Fähigkeiten der Griechen beseitigt war. Dazu trat gleichzeitig, von Burckhardt noch im Alter gefordert, obwohl ihm selbst fern, die Erforschung griechischer Wirtschaft und die Betrachtung der Wechselwirkung von Staat und Wirtschaft, von der Burckhardt schon so vieles richtig sah. Das Griechentum gab allmählich seine isolierte Stellung unter den antiken Völkern auf, indem mit den Fortschritten in der Kenntnis Ägyptens, Mesopotamiens und Kleinasiens der Zusammenhang und Unterschied von Orient und Okzident immer klarer wurde. Hatten Heinrich Schliemanns Ausgrabungen von Troja von 1874 und seine späteren von Mykenä, Tiryns und Orchomenos nicht, wie er glaubte, die homerische Welt, sondern ein Jahrtausend griechischer Geschichte *vor* dem homerischen Epos bloßgelegt — wovon Burckhardt durch Milchhöfers Buch noch, wenn auch irrtümliche, Kenntnis nahm —, zeigten die deutschen Ausgrabungen von Olympia unter Ernst Curtius wenig danach diesen vielgenannten Ort in seiner wahren Gestalt, so enthüllten die englischen und italienischen Ausgrabungen von Knossos und Phaistos die Macht und den Glanz kretischer Kultur in vorgriechischer Zeit, von deren Erhellung Burckhardt noch manches Licht für die griechische Geschichte erwartete. Unsere Kunde von der griechischen Vor- und Frühzeit änderte sich durch all dies ebenso wie wir auf Grund zahlreicher Inschriften, Papyri und Neufunde die klassische und hellenistische Zeit genauer sehen. Die ägäische, vorgriechische Kultur, welche durch die von Norden gekommenen Griechen zur mykenischen nur weiter ausgestaltet zu sein scheint, stieg hinter dem goldnen Schleier des Mythos hervor, uralte wie die orientalischen. Vor der mykenischen Zeit, von 2000 bis 1400 v. Chr., scheinen Kreta und die zweitunterste Schicht

Trojas: Troja II, ein halbes Jahrtausend hindurch die Führerrollen einer Inselkultur gespielt zu haben, bis die Kultur des Festlandes, deren letzte Phase wir die mykenische nennen, neben ihnen erstarkte. Nach der Eroberung Kretas durch die Griechen um 1400 v. Chr. scheint nun das Griechentum die Herrschaft über die Ägäis angetreten zu haben. Seine erste Kolonisationsperiode: die Besiedelung der Inseln bis nach Zypern und der Westküste Kleinasiens, scheint in die Wende des zweiten zum ersten vorchristlichen Jahrtausend zu fallen.

Vergleicht man nun die jüngsten hervorragenden Wegmarken der Forschung: Julius Belochs „Griechische Geschichte“ und Eduard Meyers großzügig gesehene „Geschichte des Altertums“, neben denen man Julius Kaersts tiefgreifende und originale „Geschichte des hellenistischen Zeitalters“ nie zu nennen vergesse, in ihrem Griechenbilde mit Burckhardts Werk, so wird man neben der Fülle neuer Ansichten und Stoffe und trotz der Wesensverschiedenheit dieser Forscher von Burckhardt erstaunt sein, wie tief und auch heute noch im großen richtig unser Buch das Griechen-Bild gezeichnet hat. Nimmt man aus dem Fach-Schrifttum, um sich über Einzelheiten zu unterrichten, etwa noch Johannes Hasebroeks „Staat und Handel im alten Griechenland“, den Band „Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer“, den U. v. Wilamowitz mit anderen herausgab (in der Sammlung „Kultur der Gegenwart“), M. P. Nilssons Darstellung der griechischen Religion (in Chantepie de la Saussayes „Lehrbuch der Religionsgeschichte“) oder, neben den im zweiten Bande angemerkten Büchern zur Dichtung, Paul Wolters' „Kunst des Altertums“ hinzu — einen Überblick über das gesamte Gebiet soll das von Walter Otto geleitete „Handbuch der Altertumswissenschaft“ geben —, so wird sich dieser Eindruck, trotz tiefgreifender Umwertungen, im Leser noch bestärken. Mit Bewunderung und Dank wird er der Anregungen und groß gesehenen Zusammenhänge des Burckhardtschen Werkes gedenken und seines Schöpfers, des seltenen Mannes, der sich in

BARD COLLEGE LIBRARY



3 5131 00283394 7

Arendt PC8061 .B865 1929
Bd. 3
Burckhardt, Jacob, 1818-1897
Griechische
Kulturgeschichte.

BARD COLLEGE LIBRARY
Annandale-on-Hudson, N.Y. 12504

Apr 21

B

a. R.

31
33-4
68
77
85
87-93
103
105
119
128
130-1
136
160
190
195
197
215
261
271
314
335
384
386
388
389
392
396
398
401
403-4
424-5

451-2
473
490